

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

2004 | 1-2

2004

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18383>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 2004 | 1-2, Jg. 30 (2004), Nr. 1-2. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18383>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

30. Jahrgang Nr. 1 / 2 – Januar / April 2004

**Deutschsprachige Rundfunksendungen aus der
Sowjetunion. Reaktion in Deutschland (1933 - 1939)**

**Der französische Auslandsrundfunk.
Ein Stiefkind der Politik?**

**Der frühe Filmroman zwischen Unterhaltungsliteratur
und Sklavenmarktspiegel (1913 - 1917)**

**Neuere Literatur zu Thomas Mann und die Deutschen
und seine Sendereihe »Deutsche Hörer!«**

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG – ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Wiesbaden – Potsdam-Babelsberg, Unter den Eichen 5, Haus C, 65195 Wiesbaden, Tel. 0611-2382212, Fax 0611-2383216, Email: adiller@hr-online.de
Prof. Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk, Historisches Archiv, Neckarstraße 230, 70190 Stuttgart, Tel. 0711-9293233, Fax 0711-9293345, Email: edgar.lersch@swr-online.de
Redaktionsassistenz: Dr. Stefan Niessen, Baden-Baden; Stefanie Schültzke, Halle/Saale
Herstellung: Michael Friebel, Wiesbaden

Redaktionsschluss: 3. August 2004

Die Inhaltsverzeichnisse von Rundfunk und Geschichte werden ab Jg. 19 (1993), H. 1, im INTERNET (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschr/RuGe/rugindex.htm>) angeboten.

Texte von Rundfunk und Geschichte werden ab Jg. 25 (1999), H. 4 im INTERNET (<http://www.medienrezeption.de>) angeboten.

Inhalt

30. Jahrgang Nr. 1 / 2 – Januar / April 2004

Aufsätze

- Ansgar Diller
Deutschsprachige Rundfunksendungen aus der Sowjetunion
Die Reaktion in Deutschland. Teil 2: 1933 - 1939 5
- Sebastian Nix
Der französische Auslandsrundfunk. Ein Stiefkind der Politik? 15
- Michael Grisko
Berichte aus einer »anderen Welt«
Vorläufige Annotationen zum Genre des frühen Filmromans zwischen
Unterhaltungsliteratur und Sklavenmarktspiegel (1913 - 1917) 24

Miszellen

- »Die Bundesregierung antwortet«.
Eine Sendereihe des SDR in der frühen Bundesrepublik
(Jörg Hucklenbroich) 33
- Küppersbusch-Elektrogeräte für das Funkhaus.
Ein Verwaltungsratsvorsitzender im Interessenkonflikt
(Peter von Rüden) 34
- Teilnachlass des Bühnenbildners Adalbert Hartel
im Historischen Archiv des WDR
(Birgit Bernard) 35
- Zwischen Pop und Propaganda.
Workshop zur Geschichte des DDR-Hörfunks in Berlin
(Gunter Holzweißig) 37
- Kontrovers und konstruktiv. Tagung zu Buch, Buchhandel und
Rundfunk der 70er Jahren in Marbach/ Neckar
(Stefanie Schültzke) 39
- Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945.
Eine Tagung in München
(Sabine Rittner) 41
- Friedrich Wilhelm Murnau. Eine Ausstellung, ein Buch,
eine Retrospektive in Film und Fernsehen
(Michael Grisko) 44
- Wissenschaftler gegen die Mythen der Mediengesellschaft.
DGPuK-Jahrestagung 2004 in Erfurt
(Claudia Kusebauch) 46
- 60 Jahre BFBS. Hörfunk und Fernsehen
für britische Soldaten weltweit
(Oliver Zöllner) 47
- Ist eine konsensfähige Wissenschaftspolitik möglich?
Untersuchungen zur intersystemischen Kommunikation.
Ein Projekt der Universität Luzern
(Christian Filk) 49

Rezensionen

- Hans-Jürgen Krug: Kleine Geschichte des Hörspiels
(Wolfram Wessels) 53

Ralf Ketterer: Funken – Wellen – Radio. Zur Einführung eines technischen Konsumartikels durch die deutsche Rundfunkindustrie 1923-1939 (Rainer Gries)	54
Michael P. Hensle: Rundfunkverbrechen. Das Hören von »Feindsendern« im Nationalsozialismus (Ansgar Diller)	55
Ingrid Pietrzynski: »Der Rundfunk ist die Stimme der Republik«. Bertolt Brecht und der Rundfunk der DDR 1949 - 1956 (Sabine Schiller-Lerg)	56
Hörspiel 1950 – 1951. Eine Dokumentation (Hans-Ulrich Wagner)	57
Ingrid Brück u.a.: Der Deutsche Fernsehkrimi. Eine Programm- und Produktionsgeschichte von den Anfängen bis heute (Irmela Schneider)	58
Wolf-Dieter Roth: Piratensender – Geschichte und Praxis Die Story der Seesender, Alpensender und der illegalen Rundfunkpiraten (Oliver Zöllner)	59
Udo Göttlich u.a. (Hrsg.): Populäre Kultur als repräsentative Kultur Die Herausforderung der Cultural Studies (Oliver Zöllner)	60
Corinna Müller: Vom Stummfilm zum Tonfilm (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	61
Heinrich Breloer / Horst Königstein. Die Manns. Ein Jahrhundertroman Manfred Eickhölter / Britta Dittmann: Allen zu gefallen – ist unmöglich. Thomas Mann und Lübeck, 1875 bis 2000. Eine Chronik Thomas Goll: Die Deutschen und Thomas Mann. Die Rezeption des Dichters in Abhängigkeit von der Politischen Kultur Deutschlands Martina Hoffschulte: »Deutsche Hörer«. Thomas Manns Rundfunkreden (1940 bis 1945) im Werkkontext Stephan Stachorski: Fragile Republik. Thomas Mann und Nachkriegsdeutschland Hans Sarkowicz (Hrsg.): Die Stimme der Familie Mann in Originaltönen Kurt Sontheimer: Thomas Mann und die Deutschen Heike Weidenhaupt: Gegenpropaganda aus dem Exil. Thomas Manns Radioansprachen für deutsche Hörer 1940 bis 1945 (Hans-Ulrich Wagner)	62
Hubertus Gersdorf: Grundzüge des Rundfunkrechts (Dietrich Schwarzkopf)	65
Heinz Odermann: Wellen mit tausend Klängen Geschichten rund um den Erdball in Sendungen des Auslandsrundfunks der DDR Radio Berlin International (Oliver Zöllner)	66
Dieter Prokop: Der Kampf um die Medien. Das Geschichtsbuch der neuen kritischen Medienforschung (Edgar Lersch)	68
Stephan Buchloh: »Pervers, jugendgefährdend, staatsfeindlich« Zensur in der Ära Adenauer als Spiegel des gesellschaftlichen Klimas (Ansgar Diller)	69
Barbara Pfetsch: Politische Kommunikationskultur. Politische Sprecher und Journalisten in der Bundesrepublik und den USA im Vergleich (Claudia Kusebauch)	69

Matthias Steinle: Vom Feindbild zum Fremdbild. Die gegenseitige Darstellung von BRD und DDR im Dokumentarfilm (Thomas Heimann)	70
DEFA-Stiftung (Hrsg.): apropos: Film 2003 Das Jahrbuch der DEFA-Stiftung (Thomas Beutelschmidt)	73
Peter Burke: Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen (Gerd Lampe)	74
Gabriele Melischek / Josef Seethaler (Hrsg.): Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation. Bd. 4: 1938 – 1945 Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.): Die österreichische NS-Presse 1918-1933 Bestandsaufnahme und Dokumentation (Ansgar Diller)	75
Mark Balnaves u.a.: Der Fischer Atlas Medien (Ansgar Diller)	76
Muhammad I. Ayish: Arab World Television in the Age of Globalisation. An Analysis of Emerging Political, Economic, Cultural and Technological Patterns (Oliver Zöllner)	77
Bibliographie	
Zeitschriftenlese 89 (1.7. - 31.12.2003) (Rudolf Lang)	78
Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte	
Die deutsche Fernsehfamilie und ihr Programm Jahrestagung 2004 des Studienkreise in Erfurt (Claudia Kusebauch)	85
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
Neue CDs mit Tonaufnahmen aus dem DRA	
Von Pan-Europa zur Europäischen Union. Tondokumente 1934 - 2002	85
Der Kaiser kommt – der Kaiser geht. Tondokumente 1900 - 1919	85
Der Klang der 20er Jahre. Reden, Rezitationen, Reportagen 1020 - 1930	85
Hermann Kasack und der Rundfunk. Literatur als Hörerlebnis	85
Pablo Neruda (1904-1973). Ein Hinweisdienst mit O-Tönen auf CD	86

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv, Unter den Eichen 5, Haus C, 65195 Wiesbaden

Sebastian Nix, Sophie-Scholl-Str. 41, 71701 Schwieberdingen

Michael Grisko, Proskauer Straße 8, 10247 Berlin

Ansgar Diller

Deutschsprachige Rundfunksendungen aus der Sowjetunion

Die Reaktion in Deutschland. Teil 2: 1933-1939

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung setzte die neue Regierung unter Reichskanzler Adolf Hitler alles daran, den Empfang der deutschsprachigen Rundfunksendungen aus Moskau zu unterbinden, mit Mitteln des Terrors und des Strafrechts zu verfolgen. Neue Behörden, die den Rundfunk in Deutschland kontrollierten und lenkten, wie das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, oder die der intensiven Bewachung der Bevölkerung, wie die Geheime Staatspolizei (Gestapo), dienten. Später zogen auch der Volksgerichtshof und die Sondergerichte alle Register, die von Empfangsverboten, der Beschlagnahmung von Geräten bis zur Verhängung von Gefängnisstrafen reichten, wobei die Gestapo eine Art Federführung übernahm.

Schon im Mai 1933 – Propagandaminister Joseph Goebbels war noch nicht einmal zwei Monate im Amt – verlautete aus der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft, verbreitet über deren Pressedienst, es werde »als selbstverständlich vorausgesetzt«, dass die deutschen Rundfunkzeitschriften nicht mehr auf die »russischen Sender« hinwiesen, die »deutschsprachige Vorträge zum Zwecke kommunistischer Propaganda« bringen.¹ Doch die Autorität der neuen Herren reichte im Mai 1933 offenbar noch nicht so weit, als dass die Programmpresse diesen Wunsch als einen strikt zu befolgenden Befehl angesehen hätte. »Der Deutsche Rundfunk«, eine der wichtigsten überregionalen Programmzeitschriften im Deutschen Reich, druckte weiterhin in seiner Rubrik »Pausenzeichen der Rundfunksender« den »Kuckucksruf« des Senders Leningrad sowie die Erkennungsmelodie des Moskauer Gewerkschaftssenders ab. Noch nahezu ein Jahr konnten sich die potentiellen Hörer der sowjetischen Rundfunksender in Deutschland an diesen Hinweisen orientieren. Erst Ende März 1934 verschwanden solche Informationen mit dem gesamten Überblick über die Pausenzeichen deutscher und europäischer Rundfunksender aus der Programmzeitschrift.² Doch selbst der Pressedienst der RRG thematisierte weiterhin die sowjetischen Sender, als er im Februar des Jahres unter der Überschrift »Vom Aufbau des Sowjet-Rundfunks« einen sachlichen und von Polemik freien Bericht mit dem Hinweis veröffentlichte, dass der Moskauer Langwellensender »auch sonst in Europa gehört werden« könne.³

Kampf gegen Radio Moskau auf der Radioskala

Radio Moskau blieb im Bewusstsein der Deutschen im Dritten Reich auch auf andere Weise präsent: auf der Radioskala der Empfangsgeräte, der die Geheime Staatspolizei den Kampf ansagte. Ihn eröffnete der Chef des Informationsamtes beim Reichsführer der SS am 9. Oktober 1935 mit einer Aktennotiz für das Geheime Staatspolizeiamt:

»Es wurde neuerdings festgestellt, daß auf den neuen Apparaten der Firma Telefunken (Type 523 W L) und der Firma Lorenz die Empfangsstation »Moskau« verzeichnet ist, trotzdem bei den seit der Machtübernahme hergestellten Rundfunkgeräten eine solche Markierung nicht üblich war.«⁴

Der Hinweis löste einen regen Briefverkehr zwischen den genannten Geheimdienststellen, dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, der Reichs-Rundfunkkammer sowie der Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie aus, der sich bis Ende 1937 hinzog. Es ging dabei um die Klärung der Frage, welche Umstände dafür verantwortlich zu machen waren, dass Moskau auf der Radioskala wieder erschien, obwohl die Stationsangabe 1933 schon einmal verschwunden war und was mit den Geräten zu geschehen habe, die diese Angabe jetzt wieder enthielten.

Recherchen der Geheimen Staatspolizei hatten ergeben, dass nach der nationalsozialistischen Machtübernahme außer Moskau auch Straßburg, Luxemburg und andere ausländische Rundfunkstationen nicht mehr auf den Skalen neu produzierter Rundfunkempfänger verzeichnet waren. Doch deren Frequenzen ließen sich wegen der deutlich sichtbaren Lücken von den Rundfunkteilnehmern leicht einstellen.⁵ Diese Tatsache und der potentielle Auslandsabsatz ließ die Radiofirmen zu kompletten Skalen zurückkehren, wobei sie sich auf ein als Erlass des Propagandaministeriums interpretiertes Rundschreiben der Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie vom 1. November 1934 beriefen. Es hieß darin:

»Nach einer heute bei uns eingegangenen Mitteilung der Reichs-Rundfunkkammer ist der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda der Ansicht, daß es nicht angängig erscheint, auf den Apparat-Skalen die russischen Sendernamen fortfallen zu lassen. Maßgebend für diese Entscheidung ist die

Möglichkeit, daß nicht nur von russischen Sendern Hetzsendungen gegen Deutschland veranstaltet werden können.

Außerdem soll eine hierdurch mögliche Erschwerung des Exports vermieden werden.

Zu den politischen kommen also auch noch wirtschaftliche Gründe, die gegen die Weglassung der Sendernamen sprachen.«⁶

Da kein Schriftstück aufzutreiben war, welches das Propagandaministerium direkt als Urheber für die Aufhebung des Moskau-Verbots auf den Rundfunkskalen auswies, bestritt das Ministerium, eine entsprechende Verfügung erlassen zu haben und verwies auf ein Abkommen zwischen der Reichs-Rundfunkkammer und der Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie, »daß Auslandssender mit den Skalen gedruckt werden könnten, mit denen sie sich bei der Ansage ihrer Sendungen melden.« Es fügte aber hinzu, dass von Moskau bei dieser Vereinbarung nicht die Rede gewesen sei, »vielmehr war es uns aus Gründen des politischen Takts selbstverständlich, daß die Bezeichnung dieser kommunistischen Station unterbleibe, um nicht unnötig Hörer auf sie hinzuweisen.«⁷ Nach einer entsprechenden Instruktion erstattete die Staatspolizeistelle Berlin am 29. Januar 1936 dem Geheimen Staatspolizeiamt Bericht: Die Radiofirmen Telefunken und Lorenz seien angewiesen worden, die Bezeichnung Moskau von den Skalen der Radiogeräte sofort zu entfernen und sie bei der Herstellung neuer Apparate nicht mehr zu benutzen.⁸

Doch die Firmen gaben sich nicht so einfach geschlagen und machten finanzielle sowie weitere Komplikationen geltend, falls die Skalen beseitigt werden müssten. Vermittelnd griff das Propagandaministerium ein, auch um eine endgültige Regelung für den Altbestand von 45 000 Geräten zu finden. Bei einer Besprechung, einigten sich am 5. Juni 1936 Vertreter der Geheimen Staatspolizei, des Propagandaministeriums und der Geräteindustrie darauf, dass die Restbestände verkauft werden könnten. Die Radiofirmen verpflichteten sich ihrerseits, Geräte mit Moskau auf der Skala künftig nur noch für das Auslandsgeschäft herzustellen.⁹

Damit war das Thema allerdings nicht erledigt. Die Stapoleitstelle in Dresden berichtete z.B. am 6. Februar 1937, in Radiogeschäften werde beim Kauf und Aufbau neuer Empfangsanlagen immer wieder danach gefragt, auf welcher Welle der Moskauer Sender zu empfangen sei. »Nicht nur Volksgenossen ehemals linksgerichteter Kreise stellen derartige Fragen und Ansuchen, sondern auch Parteigenossen und Amtsträger der Partei.«¹⁰ Am 29. Oktober 1937 reichte das Propagandaministerium einen Antrag der Wirtschaftsstelle an die Gestapo weiter,

4 000 Geräte mit »Radio Moskau« auf der Skala, die sich nicht für den Export eignen, für den Verkauf im Inland zuzulassen. Die Gestapo erhob Einspruch, da Moskau auf der Skala auch nichtmarxistische Käufer zum Abhören dieses Senders veranlasse, der Empfang sowjetrussischer Sender wegen der bolschewistischen Propaganda und der Verunglimpfung faschistischer Länder aber verhindert werden müsse. Pflichtschuldigt rapportierte das Propagandaministerium am Ende des Jahres, dass es den Verkauf der Restbestände an Geräten mit Moskau auf der Skala untersagt habe.¹¹

Abhören von Radio Moskau Hochverrat?

Noch bevor das Geplänkel zum Abschluss gekommen war, hatte der Reichsminister der Justiz schärferes Geschütz aufgeföhren. Er verlautbarte am 13. März 1936 in einem vertraulichen Rundschreiben lassen, dass das gemeinschaftliche Abhören von Radio Moskaus als Vorbereitung zum Hochverrat zu werten sei:

»Daß beim Abhören des Moskausenders Hochverrat vorliegt, wird im Regelfall dann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit vermutet werden können, wenn die Hörer politisch vorbelastet sind und das Abhören unter gewissen Sicherungsmaßnahmen stattfindet. Dabei ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß Hochverrat auch dann gegeben ist, wenn nur die engsten Familienangehörigen sich am Abhören beteiligen, vorausgesetzt, daß sie es in der Absicht tun, sich selbst in ihrer hochverräterischen Überzeugung zu erhalten und zu stärken. In jedem Fall liegt Hochverrat dann vor, wenn das Abhören gemeinschaftlich mit anderen erfolgt und im Zusammenhang damit eine Unterhaltung stattfindet, die als Werbung für die russischen Zustände anzusehen ist.«¹²

Diese Anregung wurde bald umgesetzt. Zunächst erklärte das Hanseatische Oberlandesgericht in Hamburg und anschließend der Volksgerichtshof in Berlin das Abhören des Moskauer Senders als Vorbereitung zum Hochverrat, weil dadurch Anregungen für propagandistische Aktivitäten der illegalen Kommunistischen Partei Deutschlands gewonnen würden. Sechs in Hamburg angeklagte Personen bestrafte das Gericht mit zwischen zwei und sechs Jahren Zuchthaus und ließ ihre beschlagnahmten Radiogeräte einziehen, weil sie ab Sommer 1935 in wechselnder Zusammensetzung von drei bis fünf Personen die Moskauer Sendungen gemeinschaftlich abgehört und im Anschluss daran über das Gehörte diskutiert hatten. Warum das Gericht der Meinung war, dass dies als Hochverrat zu werten sei, machte es in seiner Begründung deutlich. In den letzten Jahren seien

»die übriggebliebenen Anhänger des Kommunismus dazu übergegangen, durch Mundpropaganda und durch Bilden von Hörergemeinschaften zum gemeinschaftlichen Abhören der Rundfunkübertragungen des Moskauer Senders eine Ausbreitung kommunistischer Ideen zu propagieren und dadurch die bereits kommunistisch Eingestellten im Ausharren für den Kommunismus zu stärken, in ihnen den Glauben an den Endsieg des Kommunismus aufrecht zu erhalten und möglichst sogar neue Anhänger zu gewinnen. Wer also durch Mundpropaganda oder Bildung von Hörergemeinschaften diese kommunistischen Absichten begünstigt und auf Grund eigener kommunistischer Einstellung begünstigen will, bereitet dadurch die gewaltsame Änderung der Verfassung vor, macht sich also der Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens schuldig. Daraus ergibt sich, daß das Abhören des Moskauer Senders, mag es auch nicht völlig verboten sein, immer ein gefährliches Unterfangen ist. Sobald es auch nur im geringsten dazu benutzt wird, das Gehörte propagandistisch für die Zwecke des Kommunismus auszuwerten, wird es strafbar. Versammelt jemand, der selbst kommunistisch eingestellt ist, einen Zuhörerkreis um sich, so wird ihm niemand glauben, daß es sich um ein harmloses Abhören handele. Es muß dann vielmehr davon ausgegangen werden, daß er für den Kommunismus propagandistische Zwecke verfolgt.«¹³

Ein Berliner Gericht schloss sich diesen Argumenten an, da die Übertragungen des Moskauer Senders in deutscher Sprache, wie ja gerichtsbekannt sei, der Unterstützung der illegalen Bestrebungen der KPD dienten. Im Vergleich zu den Jahren vor der nationalsozialistischen Machtübernahme, als sich KPD und Komintern vor allem der Presse zur Beeinflussung der Massen bedienten, um sie im Sinne der »kommunistischen Irrlehre« zu beeinflussen, seien sie nunmehr vor allem auf die mündliche Propaganda angewiesen, insbesondere auf die modernen technischen Errungenschaften, um die kommunistische Revolution in Deutschland zu verbreiten.¹⁴ In einer nachgestellten »Anmerkung« hieß es:

»Die politische Schulung jedes einzelnen Volksgenossen ist heute soweit erfolgt, daß jeder Rundfunkteilnehmer sehr wohl zwischen hetzerischer Propaganda und wirklicher Volksaufklärung unterscheiden kann. Zutreffend grenzt der Volksgerichtshof diese Unterschiede ab, indem er auf die bloße Neugierde verweist, die diesen oder jenen Teilnehmer leitet, wenn er gelegentlich einmal den Straßburger oder den Prager Sender einstellt, um die dort herausgegebenen Nachrichten zu hören. Allerdings ist zwischen diesen Sendern und dem Moskauer Sender zur Zeit immer noch ein erheblicher Unterschied zu machen.«¹⁵

Beschlagnahmungsaktionen

Damit hatte die Gestapo erreicht, was sie schon immer wollte: höchstrichterliche Unterstützung bei der Verfolgung von notorischen Abhörern der Moskauer Sendungen. Bereits im Juni 1933 hatte beispielsweise die Staatspolizeistelle für den Regierungsbezirk Arnberg an die Landräte sowie staatliche und städtische Ortspolizeibehörden der kreisfreien Städte im Bezirk der Staatspolizeistelle Dortmund ein Rundschreiben gerichtet um festzustellen, bei welchen Kommunisten sich Rundfunkgeräte befinden, mit denen der Moskauer Sender abgehört werden könnten. Nachdem entsprechende Übersichten vorlagen und bereits erste Beschlagnahmungen erfolgt waren, wurde in einem zweiten Rundschreiben im August eine Beschlagnahmungsaktion an einem Tag angeordnet und ausdrücklich darauf hingewiesen, dass nur »Radiogerät in Frage kommt, das zur Wiedergabe des Rußlandsenders auch wirklich geeignet ist«. Kleinere Apparate, mit denen nur deutsche Sender zu empfangen seien, seien von der Aktion ausgenommen, denn »die Beschlagnahme soll nicht den Erfolg haben, daß die kommunistischen Radiohörer von der Teilnahme an deutschen nationalen Sendungen ausgeschlossen werden.«¹⁶ Den Betroffenen wurde die Möglichkeit gegeben, unter Polizeiaufsicht bei Radiofirmen ihre größeren gegen kleinere Geräte einzutauschen – aber nur, wenn das Gerät nicht dem Betroffenen von der KPD zur Verfügung gestellt worden war.¹⁷

Von mehr als 100 beschlagnahmten Geräten berichtete anschließend die Gestapo Dortmund an das Geheime Staatspolizeiamt nach Berlin, musste allerdings einräumen, dass sich die Tauschidee als völliger Fehlschlag erwies, da die Händler sich weigerten, darauf einzugehen, weil die beschlagnahmten Geräte entweder selbst gebaut worden oder völlig veraltet waren. Stattdessen wurde erwogen, die Langwellenteile aus den Geräten ausbauen zu lassen, die Apparate zu versiegeln und sie dann ihren Eigentümern zurückzugeben, damit diese »an nationalsozialistischen Sendungen teilnehmen können.«¹⁸

Doch davon ließ sich das Geheime Staatspolizeiamt nicht entmutigen: Mit Hinweis auf die durch den Moskauer Sender verbreitete »Hetzpropaganda« wurden die Staatspolizeistellen und Polizeistellen im September ersucht, »gegen die Personen mit aller Schärfe vorzugehen, die in gemeinschaftlichen Zusammenkünften regelmäßig den Moskauer Rundfunk abhören.« Das Amt ordnete wegen fehlender geeigneter Strafbestimmungen an, solche Personen »in Schutzhaft zu nehmen und unverzüglich einem Konzentrationslager zu überweisen.« Dieser Erl-

ass wurde im übrigen 1937 wieder aufgehoben.¹⁹

Waren solche Aktionen zu Beginn der nationalsozialistischen Diktatur eher »auf Verdacht« angelegt, so wurden sie später systematisiert. In den Lageberichten der Staatspolizeistellen, die für die Berliner Gestapozentrale angefertigt wurden, kam im Abschnitt »Kommunistische Bewegung« immer wieder die Sprache auf das Abhören der Sendungen aus Moskau und wie dieses, nach Auffassung der Polizei, Delikt von ihr geahndet wurde. So berichtete die Staatspolizeistelle Kassel im Januar 1935, in den Landkreisen Marburg und Eschwege seien frühere Kommunisten beim gemeinschaftlichen Hören des Moskauer Senders angetroffen und ihre Empfangsgeräte daraufhin beschlagnahmt worden; die beteiligten Personen würden nunmehr »besonders überwacht«.²⁰

Betrifft: Hörer des Rundfunksenders
Moskau

Vorgang: Aus den Monatsberichten
Febr[uar] und März 1935
der Staatspolizeistellen

Monat Februar 1935

Breslau-Neukirch: Hier hat ein Ackerkutscher in seiner Wohnung eine Reihe von Gesinnungsgenossen zusammengerufen und mit ihnen gemeinsam Übertragungen des Senders Moskau gehört. Als der Moskauer Sender die Internationale spielte, haben alle Anwesenden diese laut mitgesungen.

Tannenwalde (Ostpreußen): Hier wurde ein Radioapparat eines Zimmermanns beschlagnahmt, wie er ihn im Fenster aufgestellt hatte und die Sendungen eines Moskauer Senders auf der Straße gehört werden konnten.

Brudecken: Der Klempnermeister Broschkatus aus Brudecken benutzte seinen neu angeschafften Radioapparat dazu, sich Moskauer Sendungen anzuhören. Zu diesen Sendungen hat er auch ihm bekannte Personen eingeladen. Die Beschlagnahme des Apparates ist veranlaßt.

Monat März 1935

Wittenberg: Es wurden drei Radioapparate der KPD beschlagnahmt, die zum Gemeinschaftsempfang des Moskauer Senders benutzt wurden.

Königsberg/Pr.: Es wurde festgestellt, daß man bei Genossen, die Radioapparate hatten, zusammenkam und die Sendungen des Senders Moskau abhörte. Anschließend wurde diskutiert; z.B. in Pokraten, Kr[eis] Tilsit-Ragnit; Okangen, Kreis Angerburg-Ragnit. Es handelt sich ausschließlich um Volksempfänger.

Erfurt: Es konnte die Wahrnehmung gemacht werden, daß in Kreisen der werktätigen Bevölkerung, die noch

innerlich dem Marxismus nahestehen, mit Vorliebe der Moskauer Rundfunksender abgehört wird.

Frankfurt/Oder: Im Kreis Friedeberg kaufen ehemalige KPD-Anhänger Rundfunkapparate zu 120 bis 240 RM, um den Rundfunksender Moskau aufzunehmen.

Köln: In einem linksrheinischen Landbezirk bei früheren KPD-Mitgliedern wurden Radioapparate beschlagnahmt, die zum Abhören der Moskauer Sendungen benutzt wurden.

(Zentrum zur Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen Moskau 505/2/189)

Ein Vorstoß von Goebbels

Auch das Propagandaministerium versuchte sich in die prohibitiven Maßnahmen gegen die Moskauer Rundfunksendungen einzuschalten. Am 23. Januar 1937 hielt Propagandaminister Goebbels in seinem Tagebuch fest: »Maßnahmen zur Störung des Moskauer Senders angeordnet. Der fängt doch allmählich an, sehr lästig zu werden. Und wird viel gehört«.²¹ Zwei Tage später berichtete er, er habe am Vortag dem »Führer«, wie er Reichskanzler Hitler ehrfurchtsvoll nennt, seine »Sorgen wegen Moskauer Sender« mitgeteilt und von ihm den Auftrag erhalten, ein Gesetz vorzubereiten, welches das Abhören kommunistischer Sender »unter zwei Jahre Gefängnis stellt.«²² Am 25. Januar war Goebbels noch euphorisch, dass alles glatt laufen werde²³ und reichte am 26. Januar 1937 bei der Reichskanzlei den Entwurf eines »Gesetzes über das Abhören kommunistischer Sender« ein mit der Bitte, ihn auf die Tagesordnung der am gleichen Tage stattfindenden Kabinettsitzung zu setzen.

Der vier Paragraphen umfassende Entwurf wollte das Abhören sowjetrussischer oder anderer kommunistischer Sender oder die Weiterverbreitung des Gehörten verbieten, Zuwiderhandlungen mit Gefängnis nicht unter zwei Jahren und Geldstrafen in unbeschränkter Höhe belegen, in diesem Falle die Empfangsanlagen und die Genehmigung zur Errichtung und zum Betrieb einer solchen Anlage entziehen. Die dem Gesetzentwurf beigelegte Begründung lieferte die Interpretation dessen, was unter »kommunistischer Sender« zu verstehen sei – neben den sowjetrussischen und »sowjetspanischen« »alle in Deutschland hörbaren illegal arbeitenden Schwarzsender.« In den vom Propagandaministerium zu erlassenden Durchführungsbestimmungen könnten außerdem Verbote vorgesehen werden, die Wellenlängen sowjetrussischer und kommunistischer Sender in der Presse, in Rundfunk- und technischen Zeitschriften bekannt zu geben und auf den Wellenskalen der

Rundfunkempfangsapparate zu verzeichnen. Den Hauptnutzen eines solchen Gesetzes sah der Propagandaminister darin, dass künftig der »kommunistische Gemeinschaftsempfang mit größeren Gefahren verbunden ist als bisher und der systematische Einzelpfang, der bisher völlig straflos war, im allgemeinen abgestellt werden dürfte.²⁴ Doch der Gesetzentwurf kam aber erst gar nicht auf die Tagesordnung der Kabinettsitzung, denn, wie der Chef der Reichskanzlei, Hans Heinrich Lammers, kurz und bündig festhielt: »Der Führer ist der Ansicht, daß das Gesetz praktisch nicht durchführbar sei.«²⁵ Goebbels fügte sich in den Willen des »Führers« und lieferte gleich selbst eine Interpretation; die Absicht, dieses Gesetz zu erlassen, sei deswegen fallen gelassen worden, weil es der Denunziation Tür und Tor geöffnet hätte: »Es ist wohl das kleinere Übel, es nicht zu erlassen. Aber unangenehm ist diese Laus in unserem Pelz doch.«²⁶

Trotz dieser Niederlage ließ sich Goebbels nicht entmutigen, sich weiterhin mit der Propaganda des Moskauer Senders zu befassen, aber auch eines »roten Senders«, der »uns« viel zu schaffen mache, von dem aber im April 1937 noch nicht bekannt war, wo er stand.²⁷ Ende des Jahres gab er zu, dass »nichts gegen die gemeine Propaganda der Moskauer Sender« unternommen werden könne; und er beklagte, dass die deutsche Sendestärke nicht ausreiche, die russischen Sender zu stören²⁸ – ja im Gegenteil: Obwohl sowjetische Sender versuchten eine Goebbels-Rede zum Antikominternpakt, die gleichzeitig über deutsche und japanische Stationen ging, zu stören, sei aber dennoch gut zu verstehen gewesen.²⁹ Trotz der ideologischen Gegnerschaft zur Sowjetunion fand er lobende Worte, als er den Vorsprung des Landes bei der Verbreitung des Drahtfunks pries³⁰ – ein Lieblingsprojekt des Reichspropagandaministers zur Eindämmung des Auslandsempfangs, das im Reich einzuführen nach eigenen Aussagen – aus Kosten- und technischen Gründen – auf den anhaltenden Widerstand der Reichspost stieß.

Gegenpropaganda im Reichsrundfunk

Statt eines Gesetzes, welches das Abhören kommunistischer Sender unter Strafe stellen sollte, entschlossen sich die deutschen Propagandisten im Frühjahr 1937 – wie schon die Rundfunkverantwortlichen der Weimarer Republik –, den deutschen Rundfunk für Sendungen gegen die Sowjetunion einzusetzen. Unter dem Titel »Hier spricht Sowjetrußland« begann am 23. März, abends zwischen 19.45 und 20.00 Uhr – also zur besten Sendezeit des Zeitfunks – eine

Sendereihe, die in Vorträgen und Dialogen »den Hörern Tatsachenmaterial auf Grund amtlicher und halbamtlicher russischer Quellen und Veröffentlichungen unterbreiten« sollte.³¹ Mit diesen Sendungen sollte der »Weltfeind Nr. 1 (...) entlarvt« werden, wie eine Zeitschrift schlagzeilte³², das »Sowjetparadies« so gezeigt werden, »wie es wirklich ist und nicht, wie es eine Intouristpropaganda in die Gehirne der ewig Intellektuellen hineinbringen will.«³³ Geplant als eine wöchentlich dienstags ausgestrahlte Sendereihe wurde sie abwechselnd von einzelnen Reichssendern und dem Deutschlandsender oder Gruppen von Reichssendern ausgestrahlt, beispielsweise am 6. April von Berlin, Hamburg, Köln und Leipzig, am 12. April von Breslau, Königsberg und Köln, am 27. April vom Deutschlandsender, München und Saarbrücken – wie die Programmausdrucke dokumentieren, die im übrigen aber nichts über die einzelnen Themen verraten.³⁴ Zwei Ausnahmen gibt es: In der Sendung vom 23. März 1937, von der ein Tondokument erhalten geblieben ist, unterhalten sich drei Rundfunkredakteure über die mangelhafte Wasserversorgung in russischen Badeanstalten und die Wucherpreise von Wohnungsmieten.³⁵ Die Sendung vom 6. April, von der ein Manuskript überliefert ist, das drei Sprecher vorlasen, widmete sich der »Sowjetpropaganda«³⁶. Die einzelnen Sendungen wurden den Reichssendern bzw. dem Deutschlandsender von der Reichssendeleitung mit entsprechenden Abspielanweisungen übermittelt.³⁷ Dass die Reihe »Hier spricht Sowjetrußland« im Zusammenhang mit den in Deutschland auch gut zu hörenden Sendungen des während des Spanischen Bürgerkriegs auf der iberischen Halbinsel aktiven Deutschen Freiheitssenders 29,8 stand, ging aus den Antworten hervor, die der Reichsführer SS auf seine Umfrage »Gegenpropaganda des deutschen Rundfunks gegen kommunistische Sendungen« vom 12. Mai 1937 erhielt, die dazu dienen sollten deren Wirksamkeit zu überprüfen. Was die SD-Führer der einzelnen SS-Oberabschnitte berichteten, war einigermaßen niederschmetternd, was nicht verwundert, da die Sendungen in den Rundfunkprogrammzeitschriften nur unzureichend angekündigt wurden.

Antworten der SD-Oberabschnitte auf eine Umfrage des Reichsführers SS Gegenpropaganda des deutschen Rundfunks gegen kommunistische Sendungen Mai-Juli 1937

Oberabschnitt West

Wie aus verschiedenen Meldungen zu ersehen ist, werden die Sender Moskau und der KPD-Sender 29,8 in der letzten Zeit erfolgreich gestört, so daß sie kaum noch zu hören sind. Zweckmäßig wäre, wenn der deutsche Rundfunk seine antikommunistischen Sendungen auf die gleiche Zeit verlegte, wenn Moskau oder der Schwarzsender 29,8 sendet.

Oberabschnitt Süd

Bis jetzt konnte noch keine Äußerung über die Sendungen »Hier spricht die Sowjetunion« wahrgenommen werden, so daß die Wirkung (...) nicht zu verspüren ist.

Als Gründe sind anzuführen: Die Sendungen erfolgen von Berlin aus auf langer Welle, der Reichssender München sendet auf Funkwelle. Als Programmsendung wurde vom Reichssender München »Hier spricht die Sowjetunion« noch nicht gegeben. Überdies ist die Sendung zu wenig bekannt, da sie wohl in den verschiedenen Funkzeitungen angegeben ist, doch nicht in den Programmitteilungen der Tageszeitungen.

Oberabschnitt Südost

[Es] wird hierdurch mitgeteilt, daß durch die betreffenden Sendungen bisher kein bemerkenswerter Eindruck festgestellt werden konnte.

Oberabschnitt Südwest

Die von den deutschen Rundfunksendern durchgeführten antibolschewistischen Sendungen haben (...) nicht den gewünschten Erfolg zu verzeichnen. Dies trifft besonders auf den großen Hörerkreis zu, der die täglichen Sendungen der sowjetrussischen und spanischen Sender, insbesondere des kommunistischen Kurzwellensenders Welle 29,8, abzuhören versucht. Die antibolschewistischen Sendungen würden größere Erfolge haben, wenn deren Durchgabe öfters als bisher erfolgen würde.

Oberabschnitt Ost

In Beantwortung der dortigen Anfrage wird berichtet, daß die vom deutschen Rundfunk eingeleiteten antibolschewistischen Sendungen bisher nicht als wirksame Gegenpropaganda gegen die Sendungen des Moskauer Senders und des KPD-Senders angesehen werden können. An sich ist es von der staatsbejahenden Bevölkerung begrüßt worden, daß derartige Sendungen vorgenommen wurden. Jedoch hat der Inhalt dieser Sendungen bisher allgemein enttäuschend gewirkt. Es war meistens nur eine Wiederholung von Tatsachen, die bereits durch die Presse bekannt wa-

ren. Das Programm müßte viel aggressiver und sensationsreicher gestaltet werden. Von der staatsablehnenden Bevölkerung werden diese Sendungen als eine gewisse Schwäche des Reiches ausgelegt. Es ist beobachtet worden, daß sich Arbeiter sogar über diese Sendungen lustig machten.

Oberabschnitt Elbe

Nach den bisherigen Feststellungen sind die antibolschewistischen Sendungen des deutschen Rundfunks in den verschiedenen Bevölkerungsschichten auch verschieden aufgenommen worden.

Von nichtmarxistischen Kreisen wurden diese Sendungen im großen und ganzen günstig aufgenommen, wobei teilweise sogar die Ansicht vertreten wurde, daß die Sendungen die Zustände in der Sowjetunion immer noch nicht kraß und wirkungsvoll genug beleuchten.

Aus Dresden wird berichtet, daß die Sendungen des Deutschlandsenders über die Zustände in der Sowjetunion bei den Arbeitern eifrig besprochen und kritisiert werden. Das am 27.4.[19]37 gebrachte Hörspiel zwischen einigen Arbeitern aus Deutschland und der Sowjetunion soll als inhaltslos und kitschig verworfen und als plumpe »Bauernfängerei« bezeichnet worden sein.

Man setzt diesen Sendungen diejenigen des kommunistischen Schwarzsenders entgegen, der einen klaren Weg aufzeichne, der auch hieb- und stichfest arbeite. Zudem wird die Betitelung der Sendung »Hier spricht Sowjetrußland« als geschmacklos bezeichnet.

Zweckmäßig für die Wirksamkeit solcher Sendungen wäre zweifellos eine entsprechende vorherige Bekanntgabe durch die Presse, denn verschiedentlich haben diese Sendungen z.T. gar keine oder nur wenig Beachtung gefunden.

Oberabschnitt Nordost

Ergänzend (...) wird dem SD-Hauptamt mitgeteilt, daß die Gegenpropaganda des deutschen Rundfunks gegen die kommunistischen Sendungen im Nordosten der Provinz Ostpreußen einen Erfolg zu verzeichnen hat. Durch die Gegenpropaganda wird erstens der Eindruck der kommunistischen Hetzreden stark herabgemindert. Zweitens wird durch die Störung der kommunistischen Sendungen bei einem großen Teil der Hörer, die nur aus Neugierde den Moskauer Sender hören wollen, erreicht, daß sie die Lust an diesen Sendungen verlieren. Der kommunistische Sender auf 29,8 ist fast gänzlich unbekannt. Wo er bekannt war und abgehört wurde, ist ebenfalls durch die Störungen das Interesse an dem Sender verloren gegangen, denn es ist unmöglich bei den Störungen auch nur ein Wort der Sendung deutlich zu verstehen.

Es muß erwähnt werden, daß der Reichssender Königsberg die Vorträge, die im Rahmen der Gegenpropaganda gehalten werden, nicht übernimmt. Die Kreise, die sich hauptsächlich für die kommunistischen Sendungen interessieren, sind meist nur im Besitz eines Volksempfängers. Mit kleinen Geräten ist der Empfang des Deutschlandsenders in Ostpreußen

sehr schwierig und die Sendungen [sind] kaum verständlich.

Oberabschnitt Nordwest

Die bislang hier vorliegenden Berichte lassen noch kein klares Bild über die Wirkung der Gegenpropaganda des deutschen Rundfunks erkennen. Sogar in den einzelnen Unterabschnittsgebieten ist die Wirkung der Sendung vollkommen verschieden. Ausschließlich wird berichtet: Die Propaganda ist im hiesigen Gebiet weder wahrgenommen noch ist etwas darüber bekannt geworden. Eine intensivere Ankündigung der Sendungen dürfte am Platze sein.

(Bundesarchiv Berlin R 58/953)

Der Geheimdienst verfolgte auch in den nächsten Jahren die Aktivitäten der deutschsprachigen Sendungen aus der Sowjetunion mit Argusaugen und suchte sie nach Kräften zu unterbinden. Zwei Kurzwellenrichtstrahler störten die Moskauer Darbietungen, wie ein als »geheim« eingestuft Bericht im Oktober 1938 festhielt.³⁸ Anfang 1939 listete eine Übersicht nicht weniger als ein Dutzend Kurz- und Langwellenfrequenzen »der bolschewistischen Rundfunksender« auf, über die aus der Sowjetunion, aber auch aus Spanien zu rund drei Dutzend Sendeterminen über den Tag verteilt deutschsprachige Programme ausgestrahlt werden, die »mit normalem Rundfunkgerät empfangen werden« könnten. Daran wurden in einem analysierenden Begleittext weitreichende Feststellungen getroffen, da es keinen Zweifel daran gebe, »daß der kommunistischen Rundfunkpropaganda erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet werden muß.« Ausschlaggebend seien

»a) Die Tatsache, daß die kommunistische Propagandatätigkeit sich in den letzten Jahren mehr und mehr auf die Mundpropaganda umgestellt hat, die in erster Linie aus den Meldungen des Moskauer und der anderen bolschewistischen Sendern genährt wird;

b) die von den Staatspolizeistellen überall und in ständig ansteigendem Maße festgestellten kommunistischen Hörergemeinschaften;

c) die von allen Staatspolizeistellen in ihren Berichten herausgestellte Tatsache, daß auch nicht-kommunistisch eingestellte Kreise besonders in Spannungszeiten mit besonderem Interesse die Auslandsender, darunter auch die kommunistischen, abhören, um sich ein Urteil über die Weltmeinung bilden zu können.«³⁹

Nach Erörterung der technischen Vor- und Nachteile, vor allem aber der Schwierigkeiten, die das Stören von kommunistischen Sendern bereiten würde, machte der Autor der Analyse den Vorschlag »zu erwägen, ob das Geheime Staatspolizeiamt nicht unter Hinweis auf die hier gemachten Beobachtungen über die Gefährlichkeit der deutschfeindlichen, insbesondere kom-

munistischen Rundfunkpropaganda beim Propagandaministerium anregt, der Angelegenheit mehr Beachtung zu schenken.«⁴⁰

Beobachtungen durch die deutsche Emigration

Über die Rundfunksendungen aus Moskau, über deren Inhalte und über die Unterdrückungsmaßnahmen gegenüber deren Hörern berichteten – wenn auch nicht regelmäßig – die sogenannten »Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade)«. Sie werteten die Beobachtungen ihrer Grenzsekretariate aus und machten ihre Erkenntnisse von 1934 bis 1940 in einer Auflage von etwa 500 Exemplaren einer interessierten internationalen politischen Öffentlichkeit zugänglich.⁴¹

Die Annotationen zu den Sendungen schwankten zwischen tiefer Depression und überschwänglichem Lob. So hieß es beispielsweise im Zusammenhang mit dem generellen Abhören nicht-deutscher Sender: »Sie [die Arbeiter] liegen nach Feierabend regelmäßig am Rundfunk und hören der Reihe nach Straßburg, Luxemburg und Prag ab. Moskau wird wenig gehört, weil es ›zu langweilig‹ wäre.« Die Berichte hielten aber auch fest, dass in den Baracken entlang der Baustellen der Reichsautobahn Arbeiter den Empfänger auf den Moskauer Sender eingestellt hätten.⁴² Aber auch Gutsbesitzer sollen zu den Fans des Moskauer Programmangebots gehört und Besucher dazu aufgefordert haben, etwas länger zu bleiben, damit sie noch Moskau hören könnten. Die Begründung habe gelautet: »Gott, man will auch mal was anderes hören.« Ebenso schalte das Bürgertum, da es bessere Geräte als Volksempfänger besitze, eifrig Moskau ein.⁴³ Es wurde von Verhaftungen berichtet und von Entlassungen aus der Arbeitsstelle wegen des Moskauer Radiohörens sowie von Rundfunkhändlern, die, über Land fahrend, ihre Geräte den Bauern zum Kauf anboten und bei dieser Gelegenheit danach gefragt wurden, wo denn Moskau auf der Skala zu bekommen sei, da die Kurz- und Langwelle von Moskau nicht wiedergegeben werde.⁴⁴ Obwohl viel gestört werde, werde dennoch viel gehört.⁴⁵ Auch das Urteil des Hamburger Sondergerichts im Herbst 1937 entging den Berichterstattern nicht:

»Das Hanseatische Sondergericht hat den Arbeiter Karl Sprenger aus Harsefeld bei Stade wegen gemeinsamen Abhörens des Moskauer Senders zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Daneben erhielt er fünf Jahre Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht. Das Urteil hat in der Bevölkerung starke Empörung hervorgerufen.«⁴⁶

Wie sehr deutschsprachige Alternativprogramme gefragt waren, lässt sich aus folgender Eintragung aus den Sopade-Berichten ersehen:

»Die russischen Sender werden jetzt, nachdem die englischen da sind, nur noch sehr wenig gehört. Diese ständigen, ermüdenden Phrasen und typischen kommunistischen Redensarten hört sich niemand mehr an. Sie kommen wie aus einer alten, längst vergangenen Welt und machen auf niemand mehr Eindruck, werden auch wegen ihrer Übertreibungen nicht mehr ernst genommen.«⁴⁷

Diplomatische Interventionen

Noch auf anderen Wegen versuchte das Dritte Reich der unliebsamen Ätherkonkurrenz Herr zu werden: wie bereits zu Zeiten der Weimarer Republik durch diplomatische Interventionen. Schon im April 1933 machte Reichskanzler Adolf Hitler den sowjetischen Botschafter in Berlin darauf aufmerksam, dass sich beide Länder der Einmischung in die inneren Verhältnisse des anderen Landes enthalten sollten. »Dabei denke er in erster Linie auch an die in der letzten Zeit von Moskau aus betriebene Rundfunkpropaganda in deutscher Sprache.«⁴⁸ Doch zunächst eskalierten die Beziehungen beider Länder zueinander im Laufe des Reichstagsbrandprozesses vor dem Leipziger Reichsgericht, vor allem Ende September. Trotz eines gegenüber kommunistischen und sozialdemokratischen Journalisten ausgesprochenen Verbots, an den Verhandlungen des Gerichts als Prozessbeobachter teilzunehmen, hatten zwei sowjetische Pressevertreter aus Leipzig berichtet und »nach deutscher Mitteilung (...) tendenziöse Nachrichten« verbreitet. Aus diesem Grund wurden die sowjetischen Journalisten für kurze Zeit verhaftet und anschließend von ihrer Regierung zurückberufen. Im Gegenzug wurden deutsche Korrespondenten aus der Sowjetunion ausgewiesen.⁴⁹

Bei der diplomatischen Bewältigung dieses sogenannten »Journalistenkonfliktes« ging es der deutschen Seite, die die Sendungen eifrig abhören ließ, immer wieder um die Tendenz von Radio Moskau. So begründete Staatssekretär Bernhard von Bülow gegenüber dem sowjetischen Botschafter in Berlin, den Ausschluss der Journalisten mit der außerordentlich starken antibolschewistischen Stimmung in Deutschland, »zumal die russische Propaganda in Gestalt des Rundfunks und anderer Mittel noch immer anhalte.«⁵⁰ Bei einer weiteren Begegnung, diesmal mit Reichsaußenminister Konstantin von Neurath, bot der sowjetische Botschafter am 24. Oktober Komplizenhaft an,

»daß der Moskauer Rundfunk und die Moskauer offiziöse Presse sich jeder Einmischung in innerdeutsche Verhältnisse und jeder aggressiven Tendenz gegen-

über der deutschen Regierung und ihren maßgebenden Vertretern enthalten werden.«⁵¹

Die Sowjetregierung bemerkte wohl selbst, dass sie mit dieser Zusage, die sie im übrigen keiner der Reichsregierungen der Weimarer Republik gegeben hatte, die Glaubwürdigkeit des deutschsprachigen Rundfunkdienstes aus Moskau für die Zukunft aufs Spiel setzte. Deswegen bestand der sowjetische Botschafter drei Tage später mit dem ausdrücklichen Hinweis, der Moskauer Rundfunk habe schon seit 14 Tagen keinen Anlass zur Beschwerde mehr gegeben, darauf, dass im zu veröffentlichenden Kommuniqué der Passus über den Rundfunk entfallen sollte.⁵²

Wenn auch der Streit um die Journalisten beigelegt wurde, hielt die Entspannung zwischen den beiden totalitären Staaten wegen ihrer prinzipiellen Gegnerschaft nicht lange an. Im Gegenteil: Die Polemik in den sowjetischen Massenmedien, die der deutsche Botschafter in Moskau bei Gesprächen im sowjetischen Außenministerium wiederholt als »propagandistische Einmischung«⁵³, als »gehässige Hetze«⁵⁴ und »spezifische Gehässigkeit gegen Deutschland«⁵⁵ geißelte, nahm wieder zu.

»Störbereitschaft auf Anforderung«

Die mutmaßliche Wirkung der sowjetischen Rundfunkpropaganda bereitete der deutschen Führung Kopfzerbrechen, so dass es im Juni und Juli 1935 zu einer Reihe von Besprechungen zwischen Auswärtigem Amt, Propaganda-, Kriegs- und Luftfahrtministerium sowie der Hauptverwaltung der Reichsbahn und zu bilateralen Absprachen zwischen den einzelnen Beteiligten kam. Dabei entstand der Plan, eine »Störbereitschaft auf Anforderung« einzurichten, um die Empfangbarkeit des Moskauer Komintern-Senders zu erschweren. Von Fall zu Fall sollten Reichsbahnsender mit einem Heulton und der Sender Königswusterhausen mit der Modulation des Deutschlandsenders die Moskauer Sendestation überlagern. Das Signal für die Störaktion hatte 24 Stunden zuvor die Überwachungsstelle des Drahtlosen Dienstes, eines Referats innerhalb der Presseabteilung des Propagandaministeriums, für den Fall zu geben, wenn Hörerfragen beantwortet oder Vorträge gesendet wurden, »die ganz oder teilweise für deutsche Hörer bestimmte Propaganda enthalten«.⁵⁶

Aus der Abhörtätigkeit fünf verschiedener Reichsbehörden, die 1935 36 Sender, darunter vier sowjetische, systematisch überwachten und täglich ihre Beobachtungsergebnisse austauschten⁵⁷, gingen umfangreiche Dossiers hervor. In der Denkschrift »Die russische Rundfunkpropaganda gegen die deutsche Justiz«

wurden zwischen Juni 1935 und Februar 1936 Moskauer Meldungen über Verhaftungen deutscher Kommunisten, gegen sie verhängte Gefängnis-, Zuchthaus- und Todesstrafen, Pressestimmen zu Terror und Gewalt, Konzentrationslager und ausländische Proteste gegen die mittlerweile fast dreijährige Haftdauer des KPD-Vorsitzenden Ernst Thälmann zusammengetragen.⁵⁸ Mit Beginn des spanischen Bürgerkriegs registrierte das Auswärtige Amt eine nochmalige Verschärfung der Rundfunkpropagandaoffensive aus Moskau⁵⁹, gegen die die deutsche Diplomatie schärfstens protestierte, wie auch Goebbels in seinem Tagebuch festhielt.⁶⁰

Der deutsche Rundfunk brachte von 1933 bis 1939 keine Programme in einer der in der Sowjetunion gesprochenen Sprachen, wenn man von kurzfristigen ukrainischen Sendungen des Reichssenders Wien 1938 und 1939, die sich aber in erster Linie an die ruthenische Bevölkerung der Tschechoslowakei richtete, absieht.⁶¹ Die Sowjetunion hingegen betrieb mindestens sieben Rundfunkstationen, die nach einer Aufstellung vom 20. Mai 1939 wenigstens einmal am Tage deutschsprachige Nachrichten ausstrahlten.⁶²

Die Furcht vor diesen Programmen und ihren mutmaßlichen Auswirkungen auf die politische Einstellung der reichsdeutschen Bevölkerung, die ein Hörer 1938 deswegen so gern auf der Skala seines Empfangsgeräts einstellte, weil sie »allein die Wahrheit« sagten⁶³, wuch im Mai 1939 einer aus einem sowjetischen Ministerwechsel genährten Hoffnung auf eine Eindämmung der Propaganda. Die deutsche Seite jedenfalls honorierte durch ein Verbot jeglicher Polemik gegen die Sowjetunion und den Bolschewismus, dass Wjatscheslaw Molotow die Leitung des Außenministeriums von Maxim Litwinow übernommen hatte – und wartete auf ein entsprechendes Entgegenkommen Moskaus.⁶⁴ Das ließ aber vorerst noch auf sich warten, zumal im Sommer 1939 noch mindestens vier Reichssender Sendefolgen über die Sowjetunion ausstrahlten.⁶⁵

Erst der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt vom 25. August 1939 brachte für den Rundfunk eine neue Situation, auf die er sich aus außenpolitischen Gründen umgehend einzustellen hatte. So wurde beispielsweise am Tag der Vertragsunterzeichnung durch den sowjetischen und den deutschen Außenminister ein bereits angekündigter Vortrag über die »Weltherrschaftspläne der Komintern« kurzfristig aus dem Programm genommen.⁶⁶ Auch der sowjetische Rundfunk passte sein Programm der neuen Lage opportunistisch an⁶⁷ – und vergaß über Nacht die Kommunisten im Reich.

Anmerkungen

- 1 Mitteilungen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft (RRG) Nr. 395, 4.5.1933, Bl. 1.
- 2 Vgl. Der Deutsche Rundfunk Jg. 11 (1933), H. 26, S. 14; Jg. 12 (1934), H. 13, S. 14.
- 3 Mitteilungen der RRG Nr. 402, 22.2.1934, Bl. 8.
- 4 Reichsführer SS an Gestapa, 9.10.1935. Bundesarchiv Berlin (BA Brl) R 58/353.
- 5 Vgl. Stapo Berlin an Gestapa, 30.11.1935. Ebd.
- 6 Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie an die Mitglieder Fachgruppe Empfangsapparate (Abschrift), 1.11.1934. Ebd.
- 7 RMVP an Gestapa, 20.12.1935. Ebd.
- 8 Stapo Berlin an Gestapa, 29.1.1936. Ebd.
- 9 Wirtschaftsstelle der deutschen Rundfunkindustrie an Stapo Berlin (Abschrift), 7.2.1936; Vermerk [der Gestapo Berlin], 5.6.1936. Ebd.
- 10 Stapo Dresden an Gestapa, 6.2.1937. Ebd.
- 11 Vgl. Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP) an Gestapa, 29.11.1937; Gestapa an RMVP, 12.11.1937; RMVP an Gestapa, 1.12.1937. Ebd.
- 12 Reichsminister der Justiz an Generalstaatsanwälte, 31.3.1936 (Abschrift). Zentrum zur Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen Moskau 500/4/336.
- 13 Abhören des Moskauer Senders ist strafbar! In: Archiv für Funkrecht Bd. 10 (1937), H. 6, S. 257-263; zit. S. 257f.
- 14 Vgl. Der Volksgerichtshof über das Abhören des Moskauer Senders. In: Archiv für Funkrecht Bd. 11 (1938), H. 6, S. 262f.
- 15 Ebd.
- 16 Vgl. Stapo Arnberg an Polizeibehörden der Stapo Dortmund, 16.8.1933. Zentrum zur Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen Moskau 505/2/189.
- 17 Stapo Arnberg an Polizeibehörden der Stapo Dortmund, 25.8.1933. Ebd.
- 18 Stapo Dortmund an Gestapa, 7.9.1933. Ebd.
- 19 Abgedruckt in: Heinz Bergschicker: Deutsche Chronik 1933 – 1945. (Ost-)Berlin 1981, S. 105. Vgl. auch Gestapa an Staatspolizeistellen (Abschrift), 4.4.1938. BA Brl R 58/268.
- 20 Vgl. Übersicht der Staatspolizeistelle Kassel über die politische Lage im Januar 1935, 5.2.1935. In: Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Hessen-Nassau 1933 – 1936. 2 Bde. Köln / Wien 1986, S. 215-229; hier S. 221.
- 21 Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil I: 1924 – 1941. Bd. 3. München u.a. 1987, S. 19.

- 22 Ebd., S. 21.
- 23 Ebd., S. 22.
- 24 RMVP an Reichskanzlei, 26.1.1937. BA Brl R 43 II/386.
- 25 Aktennotiz, 26.1.1937. Ebd.
- 26 Die Tagebücher von Joseph Goebbels (wie Anm. 21), 24.
- 27 Vgl. ebd., S. 107.
- 28 Vgl. ebd., S. 366 u. 369.
- 29 Vgl. ebd., S. 346.
- 30 Ebd., S. 178.
- 31 Welt-Rundfunk Jg. 1 (1937), H. 4, S. 342.
- 32 Weltfeind Nr. 1 wird entlarvt. In: Nationalsozialistische Rundfunkkorrespondenz Jg. 1 (1937), F. 9, Bl. 3.
- 33 Ebd.
- 34 Vgl. Der Deutsche Rundfunk Jg. 15 (1937), H. 12-20.
- 35 Vgl. Hier spricht Sowjetrußland, 23.3.1937. Deutsches Rundfunkarchiv Wiesbaden B-5204616.
- 36 Vgl. BA Brl R 58/593.
- 37 Vgl. SD Führer Oberabschnitt Elbe an Reichsführer SS, 9.6.1937. BA Brl R 58/953.
- 38 Vgl. Bericht Reichssicherheitshauptamt, 10.10.1938. Zentrum zur Aufbewahrung historisch-dokumenten-tarischer Sammlungen Moskau 500/4/77.
- 39 Bericht Reichssicherheitshauptamt, 1.2.1939. Ebd. 500/4/336.
- 40 Ebd.
- 41 Vgl. Claus-Dieter Crohn u.a. (Hrsg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933 – 1945. Darmstadt 1998, S. 480f.
- 42 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940. Salzhäusen/Frankfurt am Main 1980. Bd. 1, S. 429; Bd. 3, S. 1586.
- 43 Ebd., S. 739; Bd. 3, S. 1250.
- 44 Vgl. ebd., Bd. 2, S. 359, 830, 1168; Bd. 4, S. 622, 798.
- 45 Vgl. ebd., Bd. 3, S. 314; Bd. 4, S. 622.
- 46 Ebd., Bd. 4, S. 1563.
- 47 Ebd., Bd. 6, S. 586.
- 48 Aktennotiz des Reichsaußenministers, 28.4.1933. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAA) Berlin Büro Reichsminister R 28307k/28.
- 49 Keesings Archiv der Gegenwart 1933, S. 1060.
- 50 Aktennotiz des Staatssekretärs im AA, 27.9.1933. PA AA Berlin Büro Reichsminister R 28308k/29.
- 51 Aktennotiz Reichsaußenminister, 24.10.1933. Ebd. Abgedruckt in Akten zur deutschen Auswärtigen Politik (ADAP) Ser C, Bd. 2,1, S. 40.
- 52 Aktennotiz Ministerialdirektor Meyer, 27.10.1933. Ebd. S. 47f.
- 53 Telegramm Deutsche Botschaft Moskau an Auswärtiges Amt, 12.12.1933. Ebd., S. 206f.
- 54 Telegramm Deutsche Botschaft Moskau an Auswärtiges Amt, 14.12.1933. Ebd., S. 220ff.
- 55 Denkschrift »Vorschläge für die Gestaltung unseres Verhältnisses zur Sowjet-Union«, 30.5.1934. Ebd., Bd.,2,2, S. 844-848.
- 56 Aktenvermerk des RPM, 20.8.1935. Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i.Br. (BA-MA Frbg) RW 6/174.
- 57 Vgl. Reichskriegsminister »Beobachtung und Auswertung des ausländischen Rundfunks«. Ebd.
- 58 Vgl. Reichskriegsminister »Die russische Rundfunkpropaganda gegen die deutsche Justiz«. Ebd.
- 59 Vgl. Telegramme Deutsche Botschaft Moskau an Auswärtiges Amt, 22. und 29.8.1936. ADAP Ser D, Bd. 3, S. 46 u. 54f.
- 60 Die Tagebücher von Joseph Goebbels Teil I, Bd. 2. München u.a. 1987, S. 666.
- 61 Vgl. Auswärtiges Amt an Oberkommando der Wehrmacht, 16.5.1939. BA-MA Frbg RW 4/283.
- 62 Vgl. Tabelle ausländischer Rundfunksender mit deutschsprachigen Nachrichten, 20.5.1939. Ebd. RW 4/301.
- 63 Ermittlungsverfahren Sondergericht München, 23.1.-3.3.1938. Staatsarchiv München Staatsanwaltschaften 3562.
- 64 Aktennotiz AA, 9.5.1939. ADAP Ser D Bd. 6, S. 381.
- 65 Vgl. Jutta Sywottek: Mobilmachung für den totalen Krieg. Opladen 1976, S. 204f.
- 66 Vgl. ebd., S. 205.
- 67 Vgl. NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit 1939. München 2001, S. 862.

Sebastian Nix

Der französische Auslandsrundfunk*

Ein Stiefkind der Politik?

Grundlinien französischer Außenpolitik und der auswärtigen Kulturpolitik Frankreichs

»Auch sagt mir mein Verstand, dass Frankreich nicht Frankreich ist, wenn es nicht an erster Stelle steht (...). Kurz, ich glaube, ohne Größe kann Frankreich nicht sein.«¹

Dieser Satz aus dem ersten Band der Kriegsmemoiren Charles de Gaulles verweist auf eines der handlungsleitenden Motive französischer Außenpolitik seit der Gründung der V. Republik 1958²: auf den Wunsch nach nationaler Größe. Daneben war diese Außenpolitik lange Zeit geprägt vom Streben nach nationaler Unabhängigkeit und, angesichts der Erfahrungen des Ersten und Zweiten Weltkriegs, nach Sicherheit vor Deutschland.³ Insgesamt zielte die vom Gründervater der V. Republik konzipierte und von seinen Amtsnachfolgern fortgeführte Außenpolitik auf eine Erweiterung des französischen Spielraums in der internationalen Politik, nicht zuletzt weil Frankreich zunächst kaum Einfluss auf die Gestaltung der europäischen Nachkriegsordnung hatte nehmen können. Unabhängigkeit bedeutete dabei lange Zeit, dass Frankreich sich nicht vereinnahmen lassen wollte durch den die internationalen Beziehungen nach 1945 lange Zeit prägenden Ost-West-Konflikt.

Eine wichtige Herausforderung, mit der das Land nach Ende des Zweiten Weltkriegs konfrontiert war, stellte die sich nach 1945 rasch beschleunigende Auflösung des französischen Kolonialreichs dar. Während die Dekolonisierung von Ländern wie Marokko und Tunesien – beide erhielten 1956 ihre volle Unabhängigkeit – noch relativ unblutig verlaufen war, erwies sich die 1954 beginnende Loslösung Algeriens vom französischen Mutterland als Zerreißprobe für Frankreich, an der schließlich im Sommer 1958 das politische System der IV. Republik scheiterte. Erst de Gaulle gelang es, 1962 den Algerienkonflikt 1962 zu beenden.

Nach dem faktischen Verlust der Kolonien war Frankreich bestrebt, weiterhin politischen Einfluss in den vormaligen französischen Kolonialgebieten zu behalten. Sein besonderes Interesse galt dabei dem afrikanischen Kontinent, wo eine fortdauernde französische Präsenz sowohl aus wirtschafts- als auch aus sicherheitspolitischen Erwägungen wünschenswert er-

schien.⁴ An diesem Ziel hielten alle Präsidenten der V. Republik seit de Gaulle fest.

Aber auch in anderen Weltregionen, insbesondere im Nahen und Mittleren Osten, war (und ist) Frankreich um politische Präsenz bemüht. Gerade in der arabischen Welt wollte sich das Land als Alternative zu den Vereinigten Staaten und zur Sowjetunion anbieten und gleichzeitig wirtschaftliche Ziele – beispielsweise die Sicherung der französischen Erdölversorgung – verfolgen. Das Verhältnis zur Sowjetunion war durch ein mehr oder minder stark ausgeprägtes Bemühen um Annäherung und Entspannung gekennzeichnet, besonders deutlich während der Amtszeit von Valéry Giscard d'Estaing (1974 - 1981). Demgegenüber war das Verhältnis zur westlichen Führungsmacht, den USA, nicht frei von Spannungen und geprägt vom Streben Frankreichs nach Wahrung einer gewissen Unabhängigkeit, insbesondere auf sicherheitspolitischem Gebiet. Das manifestiert sich u.a. im Aufbau einer eigenständigen französischen Atomstreitmacht oder im Austritt Frankreichs aus der militärischen Organisation der NATO 1966. Nach dem Ende des Kalten Krieges richtete sich das Interesse der französischen Außenpolitik verstärkt auf die Länder Mittel- und Osteuropas und, vielleicht auch vor dem Hintergrund des ohnehin schwindenden französischen Einflusses in Afrika, auf die Länder Asiens.

Charakteristisch für das außenpolitische Engagement Frankreichs ist dabei immer eine starke Betonung der außenkulturpolitischen Komponente gewesen. Diese hat ihre Wurzeln einerseits in einem bis in die Zeit der Französischen Revolution zurückreichenden »Sendungsbewusstsein« mit dem Ziel, konstitutive Wertvorstellungen der französischen Gesellschaft weltweit zu vermitteln. Doch andererseits ist die kulturpolitische Komponente auch als Instrument zur Durchsetzung ökonomischer und machtpolitischer Interessen zu verstehen.⁵ Zwar lässt sich ein aktives Engagement Frankreichs auf dem Feld der auswärtigen Kulturpolitik bis ins späte 18. Jahrhundert zurückverfolgen, aber intensiviert wurden die entsprechenden Aktivitäten erst Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein wichtiges Instrument war dafür eine aktive Sprachpolitik, deren Umsetzung auch heute noch schwerpunktmäßig in den Händen einer Vielzahl von Sprach- und Kulturinstituten sowie Schulen liegt und die vom französischen Staat finanziell massiv gefördert wird.

Angesichts der skizzierten Charakteristika französischer Außenpolitik seit 1945 und des traditionellen »Sendungsbewusstseins« Frankreichs in kulturellen Fragen wäre zu erwarten, dass sich die »grande nation« gerade auch des Mediums Rundfunk bedient hätte, um im Ausland für sich und ihre politischen Ziele zu werben. Insbesondere hatte Charles de Gaulle in seiner Zeit als Chef des Freien Frankreichs in London während des Zweiten Weltkriegs den Rundfunk meisterlich für seine politischen Ziele genutzt.⁶ Von diesen Erfahrungen profitierte er auch während seiner Amtszeit als erster Präsident der V. Republik, in der er insbesondere das staatliche Fernsehen ganz in den Dienst seiner Politik zu stellen vermochte. De Gaulle war sich also – wenigstens was die Innenpolitik anbelangt – des Einflusspotenzials des Rundfunks sehr wohl bewusst. So liegt die Vermutung nahe, dass ihm selbst an einer Übertragung dieser Erfahrungen auf das Feld der Außenpolitik gelegen gewesen sein könnte. Daraus ergibt sich die Frage, ob und in welchem Maß der Auslandsrundfunk⁷ bereits seit de Gaulle eine tragende Stütze des außenpolitischen und außenkulturpolitischen Engagements Frankreichs war.

Von den Anfängen bis zum Ende der IV. Republik

2001 konnte das französische Auslandsradio bereits auf eine 70jährige, wechselvolle Geschichte zurückblicken. Am 6. Mai 1931 anlässlich der Kolonialausstellung in Paris als Sender für die französischen Kolonien (und vor allem für die dort lebenden Auslandsfranzosen) mit dem Namen »Poste Colonial« gegründet, sendete der französische Auslandsrundfunk über zwei Sendeanlagen mit einer Leistung von je 15 kW zunächst überwiegend französischsprachige Programme. Erst Mitte der 30er Jahre gelangte man vor dem Hintergrund der sich allmählich intensivierenden deutschen und italienischen Rundfunkpropaganda zu der Überzeugung, dass ein sich allein an die Kolonien richtender Sender nicht mehr zeitgemäß sei. Sukzessive wurden nun auch Fremdsprachenprogramme eingeführt (zunächst Arabisch, Deutsch, Italienisch und Portugiesisch, 1937 auch Japanisch und Russisch), und dem Sender fiel zunehmend die Aufgabe zu, in der Welt aktiv für Frankreich und die Politik seiner Regierung zu werben. Diese Umorientierung kommt auch darin zum Ausdruck, dass der »Poste Colonial« im Frühjahr 1938 umbenannt wurde in »Paris-Mondial«. Angesichts des absehbaren Siegs der deutschen Truppen musste »Paris-Mondial« allerdings am 17. Juni 1940 seinen Sendebetrieb

einstellen. Zwar durfte der französische Auslandsrundfunk mit Einverständnis der deutschen Besatzungsmacht ab 1. August 1941 wieder senden, doch nur mit einem speziellen Programm für die französischen Kolonien. Im März 1944 ging dann noch ein zweites Kurzwellenradio im besetzten Frankreich auf Sendung, dessen Programm für die Bewohner der Maghreb-Staaten bestimmt war. Die Kurzwellenstationen des Vichy-Regimes sendeten bis Juni 1944, als die »Forces Françaises de l'Intérieur«, eine militärische Widerstandsgruppe, in Vichy eintrafen. Allerdings hatten auch die General de Gaulle unterstützenden Kräfte des Freien Frankreichs einen eigenen Kurzwellenhörfunk installiert, der im September 1940 als »Radio Brazzaville« vom Kongo aus zu senden begann. Und nicht zuletzt stellte die britische BBC den Vertretern des Freien Frankreich, darunter auch de Gaulle, täglich Sendezeit zur Verfügung.

Nach der Befreiung Frankreichs erlebte der Auslandsrundfunk zunächst eine sehr kurze Blütezeit: Am Neujahrstag 1945 gingen die »Émissions vers l'étranger« (EVE) auf Sendung, deren Programm in 20 Fremdsprachen sich explizit an ein ausländisches Publikum und nicht an die französischen Kolonien wandten. Ende 1945 arbeiteten etwa 300 Menschen für die EVE, deren Programm über drei Sender mit einer Gesamtleistung von 150 kW ausgestrahlt wurde. Insgesamt jedoch zeigten die Regierungen der IV. Republik nur wenig Interesse an den in das Auslandsaktivitäten des Rundfunks. Im Gegenteil: Bereits Ende Dezember 1947 wurden etliche Fremdsprachenprogramme aus Kostengründen wieder eingestellt, zumal der Generaldirektor des staatlichen Rundfunks angesichts knapper Finanzmittel primär an den für das Inland bestimmten Rundfunkprogrammen interessiert war. Bald schon war der Auslandsrundfunk im Wesentlichen auf den polnischen und den amerikanischen Dienst reduziert worden, wobei letzterer ein relativ plötzliches Ende fand, als die Amerikaner von Paris aus ein eigenes Programm für die USA ins Leben riefen.

Angesichts des seit 1954 andauernden Konflikts um die Loslösung Algeriens nutzte Frankreich den Rundfunk, um seine Interessen in der Region offensiv zu vertreten und den von Ägypten massiv unterstützten, antifranzösischen Propagandasendern »La Voix des Arabes« und »La Voix de l'Algérie libre« wirksam begegnen zu können. Zu Beginn des Konflikts sendeten die EVE täglich ein zweistündiges Programm in französischer Sprache für die Maghreb-Staaten. Doch bald wuchs vor allem die Bedeutung des arabischen Dienstes, und die Programme in Arabisch und Kabyllisch bildeten schließlich eine eigene, vollständig von den übrigen Redaktio-

nen des französischen Rundfunks getrennte Abteilung: die »Emissions en langues arabe et kabyle« (ELAK)⁸, die ihren intensiven Programmbetrieb für Nordafrika und den Mittleren Osten noch über die Unabhängigkeit Algeriens hinaus bis 1964 aufrecht erhielt. Die Kosten für diese spezielle Form der politischen Propaganda teilten sich das Außen- und das Verteidigungsministerium sowie das Ministerium für algerische Angelegenheiten.

Während der Präsidentschaft von Charles de Gaulle und Georges Pompidou

1959 wurden die EVE nach Gründung der V. Republik organisatorisch der »Radiodiffusion Télévision Française« (RTF), der staatlichen Rundfunkgesellschaft, zugeordnet. Damit unterstand der Auslandsrundfunk zunächst der politischen Aufsicht des Informationsministers. Ab 1962 wurde aber das Außenministerium zur federführend zuständigen Aufsichtsinstanz des Auslandsrundfunks, was auch bedeutete, dass Auftrag und Programmpolitik der Auslandssender in enger Abstimmung mit dem Ministerium festgelegt wurden. Dies gilt im Kern auch heute noch. Dennoch schenkte Frankreich während der Amtszeit von Charles de Gaulle seinem Auslandsrundfunk immer noch wenig Beachtung.

Im Außenministerium gab es sogar Überlegungen, den Transkriptionsdienst – also die Verteilung von auf Tonträgern aufgezeichneten Sendungen an ausländische Sender – auf Kosten des Kurzwellenrundfunks auszubauen, zumal die Transkription aus Sicht der Ministerialbeamten mehrere Vorteile gegenüber der direkten Programmverbreitung via Kurzwelle hatte: Einerseits erlaubte sie eine genauere Ansprache bestimmter Zielgruppen, andererseits litt die Verbreitung der Programme nicht unter den technischen Schwierigkeiten der Kurzwelle, die zwar eine große Reichweite hatte, der jedoch beim damaligen Stand der Technik enge Grenzen bei der Empfangsqualität gesetzt waren. Dennoch gab es Versuche, die Leistungsfähigkeit der Kurzwelle unter Beweis zu stellen. Aus diesem Grund initiierte der Generaldirektor des mittlerweile in »Office de la radiodiffusion-télévision française« (ORTF) umbenannten staatlichen Rundfunks im November 1964 die so genannte »Operation Windrose«, in deren Verlauf elf Tage lang alle Sendeanlagen des Auslandsrundfunks Tag und Nacht mit voller Leistung betrieben und die Hörer in aller Welt aufgefordert wurden, Angaben zur Empfangsqualität zu machen. Trotz beeindruckender Hörerre-

sonanz – insgesamt trafen mehr als 45 000 Briefe aus 114 Ländern beim ORTF ein – und des Befunds, dass bei voller Ausschöpfung der Sendeleistung eine deutliche Verbesserung der Empfangsqualität erzielbar war, hatte das technisch und finanziell aufwändige Experiment keine nachhaltige Aufwertung des Auslandssenders im Bewusstsein der politischen Entscheidungsträger zur Folge. Festzustellen bleibt, dass die französische Regierung – abgesehen von der Zeit des Algerienkonflikts – ihrem Auslandsrundfunk gegenüber merkwürdig abstinenter blieb.

Das ist umso erstaunlicher, als vor dem Hintergrund des Ost-West-Konflikts andere Länder – wie die USA, Großbritannien, die Bundesrepublik Deutschland und natürlich auch die Sowjetunion – auslandsgerichtete Rundfunksendungen gezielt zur Unterstützung ihrer Außenpolitik nutzten. Zudem wäre zu erwarten gewesen, dass Frankreich angesichts der Auflösung seines Kolonialreichs Rundfunksendungen zur Wahrung seines geistig-kulturellen Einflusses in den ehemaligen Kolonien nutzt, zumal sich de Gaulle der politischen Relevanz dieses Mediums durchaus bewusst war.

An diesem relativen Desinteresse änderte sich auch nichts Grundlegendes während der Präsidentschaft von de Gaulles Amtsnachfolger Georges Pompidou (1969 - 1974), obwohl in dieser Zeit das Sendevolumen der Programme für die Ostblockstaaten, insbesondere aber jenes der für Afrika bestimmten Sendungen ausgedehnt wurde und man die noch vor dem Zweiten Weltkrieg errichteten Sendeanlagen durch neue mit 500 kW Sendeleistung ersetzte. Dennoch blieb der Auslandsrundfunk weiterhin das Stiefkind des staatlichen Rundfunks, was die Journalistengewerkschaft zu Beginn der 70er Jahre dazu veranlasste, in einem Weißbuch mit dem Titel »Die Stimme Frankreichs« öffentlich Kritik am Zustand des Auslandsrundfunks – insbesondere am Fehlen ausreichender Finanzmittel, an der im internationalen Vergleich als unzureichend charakterisierten Empfangsqualität und an vereinzelt Versuchen der Beschränkung der Berichterstattungsfreiheit durch das Außenministerium – zu üben. Doch diese Kritik, die teilweise Eingang fand in die 1973/74 intensiv geführte parlamentarische Debatte über eine Reform der ORTF-Strukturen, verhallte weitgehend ungehört.

Während der Präsidentschaft von Valéry Giscard d'Estaing

Nach dem Amtsantritt von Valéry Giscard d'Estaing verschlechterte sich die Situation des französischen Auslandsradios sogar noch. Während andere Länder, z.B. Großbritannien, vor dem Hintergrund einer angespannten weltwirtschaftlichen Lage ihre Auslandssender auch verstärkt in den Dienst der Exportförderung stellten, wurde der französische Auslandsdienst, der ab 1975 den heute noch gültigen Namen »Radio France Internationale« (RFI) trug, faktisch auf die Rolle eines Senders für den afrikanischen Kontinent reduziert – und das, obgleich der wirtschaftsliberal orientierte Giscard d'Estaing während des Präsidentschaftswahlkampfes 1974 selbst auf die Interdependenz von Kultur und Ökonomie hingewiesen und ausgeführt hatte, dass die sprachliche Präsenz eines Landes im Ausland den Boden bereite für ökonomische Aktivitäten.

Trotzdem kam es, als im August 1974 ein neues Rundfunkgesetz verabschiedet wurde, das die Aufteilung des ORTF in mehrere Einzelgesellschaften vorsah, zu den gravierendsten Einschnitten in der bisherigen Geschichte des französischen Auslandsradios, ohne dass dies in der französischen Öffentlichkeit merklichen Unmut hervorgerufen hätte: Nahezu alle Fremdsprachendienste mit Ausnahme des deutschen, des englischen und des spanischen wurden eingestellt, und die Mehrheit der journalistischen Mitarbeiter wurde entlassen. Eine Regierungsentscheidung fasste alle Kurzwellensendungen und fast alle Sendekapazitäten zum so genannten »Südsender« zusammen, der seine Sendungen von 5.00 bis 22.30 Uhr nach Afrika und in die Anrainerstaaten des Indischen Ozeans ausstrahlte. Das Programm bestand zur einen Hälfte aus Produktionen des Inlandssenders »Radio France« und zur anderen aus Eigenproduktionen. Trotz dieser regionalen Konzentration auf Afrika bot RFI aber keine Sendungen in den dort verbreiteten Regionalsprachen an. Gleichzeitig mussten sich die Journalisten bei ihrer Berichterstattung über das Geschehen in Afrika mehrfach den Weisungen der Regierung in Paris beugen.⁹

Erst 1976 kam es wieder zu einer geringfügigen Ausweitung der Sendeaktivitäten, z.B. durch ein täglich fünfständiges Programm mit Sendungen des Inlandssenders »France Inter« für die USA und Zentralamerika. Außerdem genehmigte der Ministerrat die Ausstrahlung von Programmen für mehrere osteuropäische Länder (Bulgarien, Jugoslawien, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei, Ungarn) und die Sowjetunion.¹⁰ Dieser so genannte »Ostsender« nahm im April 1977 den Sendebetrieb auf. Auch hier bil-

deten die ausschließlich französischsprachigen Programme mehrerer Inlandssender den Programmschwerpunkt. Erst gegen Ende der Amtszeit von Giscard d'Estaing gab es nach einem Bericht über die auswärtigen Kulturbeziehungen Frankreichs¹¹ und aufgrund lauter werdender parlamentarischer Kritik an der Vernachlässigung des Auslandsrundfunks wieder verstärkte Bemühungen um eine Verbesserung der Lage von RFI, beispielsweise durch den geplanten Ausbau der Sendekapazität für den amerikanischen Kontinent.

Seit 1981

Der Wahlsieg des Sozialisten François Mitterrand bei den Präsidentschaftswahlen 1981 brachte eine grundlegende Aufwertung von RFI mit sich. Sie erfolgte vor dem Hintergrund des in der Frühphase von Mitterrands Präsidentschaft artikulierten Anspruchs, eine auf den Ausgleich zwischen Nord und Süd bedachte Außenpolitik zu betreiben. So wurde z.B. in einem in den frühen 80er Jahren verabschiedeten Rahmenprogramm der sozialistischen Regierung unter dem Titel »Projet Culturel Extérieur de la France«¹² die Präsenz Frankreichs in den internationalen Medien- und Kommunikationsnetzwerken an erster Stelle der Ziele der auswärtigen Kulturpolitik genannt. Damit verbunden war die Forderung nach einer stärkeren Verbreitung französischer Radio- und Fernsehprogramme im Ausland, da nur so eine wirksame Verteidigung der französischen Sprache und Kultur möglich sei.

Am 1. März 1982 verabschiedete ein Komitee von Vertretern mehrerer für den Auslandsrundfunk zuständiger Ministerien einen Fünfjahresplan zur Entwicklung von RFI für den Zeitraum von 1983 bis 1987. Damit wurde erstmals seit 1948 dem Auslandsrundfunk wieder offiziell eine tragende Rolle in der Außenpolitik zugeschrieben. In diesem Entwicklungsplan waren u.a. die Ausweitung des Sendegebiets, der Ausbau des französisch- und des fremdsprachigen Angebots von RFI sowie eine deutliche Erhöhung des Budgets von 130 Mio. auf 450 Mio. Francs vorgesehen. Auch die Tatsache, dass im Rundfunkgesetz von 1982 zum ersten Mal in der Geschichte der V. Republik Fragen des Auslandsrundfunks überhaupt behandelt wurden,¹³ kann als sichtbarer Beleg für das gewachsene politische Interesse an den auslandsgerichteten Rundfunkaktivitäten gedeutet werden. Dass RFI dennoch politisch nicht unumstritten war, zeigte sich nach einem Wahlsieg der bürgerlichen Parteien 1986. Öffentlich wurde über das wünschenswerte Ausmaß der Regierungsunabhängigkeit des Auslandsdienstes debattiert, wobei –

vermutlich auch aus parteipolitischen Erwägungen – der wieder zum Premierminister ernannte Jaques Chirac und andere konservative Spitzenpolitiker RFI öffentlich kritisierten.

Nach Ende des Ost-West-Konflikts wandte sich der französische Auslandsrundfunk verstärkt afrikanischen, aber auch osteuropäischen Ländern zu, um sie bei der Liberalisierung ihrer Medienmärkte zu unterstützen, aber auch um der daraus erwachsenden Konkurrenz durch lokale UKW-Privatsender Rechnung zu tragen. Zu diesem Zweck baute man die Programmausstrahlung über Satellit und UKW-Frequenzen in Kooperation mit Partnern vor Ort aus. Außerdem verstärkte RFI mit einem speziell auf Afrika zugeschnittenen Programmangebot (»RFI Plus Afrique«) sein Engagement auf diesem Kontinent und richtete mit Blick auf Osteuropa neue Sprachendienste ein. Mit der Errichtung leistungsstarker KW-Sender mit drehbaren Antennen wurden außerdem die Voraussetzungen dafür geschaffen, schneller auf Veränderungen der weltpolitischen Lage reagieren zu können.

1996 kam es zu einer grundlegenden Reform des Programmangebots, wobei es besonders um die Ausweitung der Informationskomponente ging. RFI sollte gewissermaßen zu einem französischen Äquivalent zu CNN werden – allerdings im Hörfunkbereich. Seit September 1996 verteilt sich das Angebot auf drei Schienen: RFI 1 ist der 24stündige Weltdienst in französischer Sprache mit Nachrichten- und Magazinsendungen; RFI 2 umfasst alle fremdsprachigen Dienste, deren Anzahl sich gegenwärtig auf 19 beläuft; RFI 3 stellt als Transkriptionsdienst aus- und inländischen Radiostationen Sendungen zur Verfügung, die diese in ihr Angebot übernehmen können.

Ungeachtet all dieser Bemühungen um Diversifikation und Ausweitung der Reichweite steht Afrika immer noch im Zentrum der Aktivitäten: Allein in Schwarzafrika leben heute nach Angaben des französischen Außenministeriums 50 Prozent der 30 Mio. regelmäßigen RFI-Hörer, in den Maghreb-Staaten acht, in Europa 15, in Asien (ohne China, für das keine Umfragedaten zur Hörerschaft vorliegen) zwölf, in Lateinamerika etwa fünf und in Nordamerika 3,5 Prozent.¹⁴ Im Übrigen herrschen in Afrika unverändert günstige Voraussetzungen für ein erfolgreiches Engagement von Auslandssendern: Das Radio ist dort immer noch das wichtigste Massenmedium, zumal wegen des verbreiteten Analphabetismus vielen Menschen die Möglichkeit der Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre verwehrt bleibt. Auch unterliegt in vielen afrikanischen Staaten der Rundfunk nach wie vor staatlicher Kontrolle und kann im Hinblick auf die technische und inhaltliche Qualität seiner Sendungen

nicht mit ausländischen Anbietern konkurrieren. So verwundert es nicht, wenn der Auftrag von RFI dahingehend charakterisiert wird, dass der Sender heute vor allem den Völkern in Afrika die Informationen zugänglich machen wolle, die ihnen von den nationalen Medien ihrer Länder vorenthalten würden.¹⁵

Eine französische Besonderheit: die staatliche Rundfunkholding »Société financière de radiodiffusion«

Es wäre verfehlt, aus den vorstehenden Ausführungen zur wechselhaften Geschichte des französischen Auslandsradios den Schluss abzuleiten, Frankreich habe den außenpolitischen Nutzen des Mediums Radio lange Zeit nahezu vollständig verkannt. Vielmehr verfolgte man im Bereich des Auslandsrundfunks jahrelang, verstärkt seit den 70er Jahren, eine zweigleisige Strategie, deren eine Stütze der zum staatlichen Rundfunk gehörende Auslandsdienst war. Eine französische Besonderheit ist jedoch, dass sich der französische Staat über eine staatliche Rundfunkholding, die »Société financière de radiodiffusion« (SOFIRAD), zusätzlich am Kapital privater Rundfunkveranstalter beteiligte, deren Programm für ein ausländisches, d.h. nicht-französisches, Publikum bestimmt war.¹⁶ Auch aus Sicht der für den Auslandsrundfunk verantwortlichen politischen Akteure war die SOFIRAD offenbar integraler Bestandteil des auslandsgerichteten Engagements Frankreichs im Rundfunkbereich. Zudem bestanden zwischen der Gesellschaft und der Politik stets sehr enge Verbindungen; der Posten des SOFIRAD-Generaldirektors war stets Objekt politischer Begehrlichkeiten, zumal die Generaldirektoren seit 1962 vom Ministerrat ernannt wurden.¹⁷

Gegründet wurde die SOFIRAD, ursprünglich unter dem Namen SOFIRA, 1942, um dem französischen Staat durch Kapitalbeteiligungen einen gewissen Einfluss auf die so genannten »postes périphériques« zu sichern – private Radiosender wie »Europe n° 1«, die für das Publikum in Frankreich sendeten, deren Sendeanlagen sich jedoch im Ausland (meist in unmittelbarer Nähe zur französischen Grenze) befanden und damit nicht unter das staatliche Rundfunkmonopol in Frankreich fielen.

Eine der wichtigsten Beteiligungen der SOFIRAD hat ihre Wurzeln in der Amtszeit von Charles de Gaulle, nämlich die Beteiligung der Holding am Kapital von »Radio-Monte-Carlo Moyen-Orient« (RMC-MO). Die Gründung dieses Senders geht auf eine Initiative des de Gaulle-Vertrauten und späteren französischen Außenministers Maurice Schumann zurück.¹⁸

Hintergrund war vermutlich, dass sich die Sendungen des französischen Auslandsrundfunks als Folge der massiven Rundfunkpropaganda der ELAK während des Algerienkrieges im Mittleren Osten geringerer Beliebtheit erfreuten als jene der Auslandssender Großbritanniens, der USA und auch der Sowjetunion, so dass man in Paris nach einem geeigneteren Mittel zur Wahrung des französischen Einflusses in der Region suchte.¹⁹ Die ersten Sendungen von RMC-MO wurden 1971 von Sendeanlagen auf Zypern ausgestrahlt. Zum Sendegebiet gehörten Ägypten, Teile des Iraks und des Irans, Israel, der Libanon, Saudi-Arabien und Syrien. Bald schon war das Programm von RMC-MO beim arabischen Publikum sehr beliebt. In Frankreich war allerdings nicht unumstritten, dass sich RFI und RMC-MO teilweise an dasselbe Publikum wandten. So wurde Ende der 80er Jahre über Möglichkeiten der besseren Koordinierung der Aktivitäten beider Sender diskutiert. Obwohl RMC-MO Ende der 80er Jahre mit fast zehn Mio. Hörern täglich nach der BBC zu den am meisten gehörten ausländischen Hörfunkveranstaltern in der Region zählte, geriet er Anfang der 90er Jahre in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Schließlich trug man der Überschneidung der Sendegebiete von RFI und RMC-MO Rechnung, indem der staatliche französische Auslandssender 1996 die Anteile der SOFIRAD an der »Société monégasque d'exploitation et d'études de radiodiffusion« (SOMERA), der Trägergesellschaft von RMC-MO, übernahm.

Ein Ausbau der Beteiligungen der SOFIRAD an privaten Rundfunksendern im Ausland erfolgte vor allem während der Amtszeit von Giscard d'Estaing. So nahm am 8. September 1980 »Radio Méditerranée Internationale« (RMI; manchmal auch als »Médi 1« bezeichnet) den Sendebetrieb auf, ein marokkanischer Sender, an dessen Kapital die SOFIRAD beteiligt war und dessen Sendegebiet Algerien, Marokko, Tunesien, Libyen, Mauretanien, Spanien und den Süden Frankreichs umfasste.²⁰ Kurze Zeit später, am 7. Februar 1981, ging das gabunische Radio »Africa n° 1« auf Sendung, ein kommerzielles Unternehmen, dessen Kapital zu 40 Prozent im Besitz der SOFIRAD und zu 60 Prozent im Besitz des Staats Gabun²¹ waren. Noch Anfang der 90er Jahre galt »Africa n° 1« als erster und einziger internationaler kommerzieller Radiosender Afrikas. Ein gewisses Konkurrenzverhältnis zwischen RFI, mithin dem »offiziellen« französischen Auslandsdienst, und dem mit massiver mittelbarer Unterstützung durch Frankreich gegründeten und betriebenen gabunischen Sender besteht allerdings.

Die bereits angedeutete Widersprüchlichkeit und Inkonsistenz der Parallelität von offiziellen

und halb-offiziellen Strukturen im Auslandsrundfunk wurde Mitte der 80er Jahre immer stärker erkennbar: Während das Pariser Außenministerium in dieser Zeit nur wenig zur Finanzierung des staatlichen Auslandsradios beitrug, musste RFI gleichzeitig an »Africa n° 1« erhebliche Summen für die Mitnutzung der Sendeanlagen des gabunisch-französischen Privat senders bezahlen.²² Mithin trug also der staatliche französische Auslandsdienst maßgeblich zur Finanzierung der Aktivitäten eines kommerziell arbeitenden Konkurrenten bei, an dessen Kapital aber wiederum der französische Staat beteiligt war. Es verwundert deshalb nicht, dass in den 90er Jahren allmählich Zweifel am Sinn des auslandsgerichteten Engagements der SOFIRAD aufkamen, zumal die Holding – wohl auch angesichts der in den 80er Jahren einsetzenden Privatisierungstendenzen in der französischen Rundfunklandschaft – auf Drängen der Politik ihre lukrativen Beteiligungen an »postes périphériques« wie »Europe n° 1« oder »Sud Radio« veräußern musste und damit einen Großteil ihrer bisherigen Macht eingebüßt hatte.²³ Selbst über ihre mögliche Auflösung wurde bereits Mitte der 90er Jahre in der Presse spekuliert.²⁴ Schließlich forderte der Kommunikationswissenschaftler Francis Balle in einem Gutachten für die Regierung ganz unverhohlen die Auflösung der Gesellschaft²⁵, zumal diese nach dem Verkauf der kommerziell erfolgreichen »postes périphériques« kaum noch rentable Beteiligungen im Medienbereich vorweisen konnte. Zwar versuchte die SOFIRAD noch, ihre Position auf dem Gebiet der audiovisuellen Außenpolitik zu halten, z.B. durch eine Intensivierung ihrer Aktivitäten in Osteuropa nach 1990, doch diesen insgesamt punktuellen Bemühungen war kein Erfolg beschieden. Im Oktober 1998 fiel im Zuge der Bemühungen der damaligen Regierung um eine strategische Neuausrichtung der audiovisuellen Außenpolitik Frankreichs die Entscheidung zur Auflösung der SOFIRAD, nachdem bereits 1996 eine wichtige Auslandsbeteiligung, nämlich jene an RMC-MO, an den staatlichen Auslandssender RFI veräußert worden war. In der Folgezeit wurden u.a. auch die SOFIRAD-Beteiligungen an den Fernsehveranstaltern TV5 sowie an CFI veräußert.²⁶ Dennoch ist der Auflösungsprozess nicht vollständig abgeschlossen, denn noch immer ist die Gesellschaft an ausländischen Rundfunksendern, darunter »Africa n° 1« und RMI, beteiligt.

In Anbetracht des beachtlichen Umfangs der auslandsgerichteten Aktivitäten der SOFIRAD ist zu fragen, weshalb der französische Staat neben dem zum staatlichen Rundfunk gehörenden Auslandsdienst über die SOFIRAD-Beteiligungen eine Art halb-offiziellen Auslandsrundfunk instal-

lierte, wobei er diesem – gerade in den 70er Jahren, als RFI empfindliche Kürzungen hinnehmen musste, während gleichzeitig die SOFIRAD ihr auslandsbezogenes Engagement ausweitete – zeitweise sogar mehr Gewicht beigemessen hat als dem staatlichen Dienst. In der Literatur wird diese Frage unterschiedlich beantwortet. So vermutet Zanasoumo Roger Nouma, dass der Staat ein Interesse an den von den Auslandstöchtern der SOFIRAD erwirtschafteten Gewinne hatte.²⁷ Zumindest für die späten 80er Jahre allerdings dürfte dieses Argument kaum mehr zutreffen. Daher gewinnt ein zweites Argument an Bedeutung, das insbesondere Douglas A. Boyd und John Y. Benzie in den Vordergrund ihrer Argumentation stellen. Demnach dienen die Aktivitäten der SOFIRAD vor allem der Wahrnehmung französischer Wirtschaftsinteressen:

»Perhaps most important is the role SOFIRAD plays in providing a broadcast media outlet whereby French consumer goods can be advertised internationally and in providing international markets for French-manufactured broadcasting and telecommunications equipment outside France.«²⁸

An anderer Stelle deuten die Autoren überdies an, dass die französische Regierung es offenbar für klüger gehalten habe, ihren Einfluss über Radiosender auszuüben, die nicht direkt mit ihr, d.h. dem französischen Staat, identifiziert wurden.²⁹ Damit wären die SOFIRAD-Beteiligungen auch ein Mittel subtiler politischer und kultureller Einflussnahme Frankreichs gewesen.

Ausblick

Ausgangspunkt der Betrachtungen zur Entwicklung des französischen Auslandsrundfunks seit 1958 war die These, dass dieses Instrument wegen der außenpolitischen Herausforderungen der Nachkriegszeit einerseits und einem traditionellen französischen »Sendungsbewusstsein« in kulturellen Fragen andererseits eine tragende Säule französischer Außenpolitik gewesen sein könnte.

Generell lässt sich aber erst für die Zeit seit Ende der 70er Jahre zwar eine politisch gewollte Aufwertung des Auslandsrundfunks in Frankreich erkennen. Allerdings wird gleichzeitig spätestens seit Ende der 80er Jahre deutlich, dass das Interesse der Politik hierbei zunehmend dem Auslandsfernsehen galt. Darauf deuten sowohl die inhaltlichen Schwerpunkte der vielen seit 1986 im Auftrag verschiedener Regierungen entstandenen Expertengutachten zu Fragen des Auslandsrundfunks hin als auch die Verteilung der finanziellen Mittel, die für die verschiedenen Veranstalter (im Wesentlichen RFI sowie die

beiden Fernsehsender TV5 und CFI) zur Verfügung gestellt wurden.³⁰

So konnte RFI zwar seit dem Ende des Ost-West-Konflikts seine Politik einer behutsamen Expansion fortsetzen und war gleichzeitig bemüht, seine traditionell starke Position auf dem afrikanischen Kontinent zu wahren. Dennoch ist der Sender auch heute noch – gemessen an der Zahl der Fremdsprachen (2002: 19),³¹ am wöchentlichen Sendevolumen (2002: 112 Stunden in französischer Sprache, 340 Stunden in anderen Sprachen)³² oder auch an den vorliegenden Angaben zu Größe der Hörerschaft – kein international führender Veranstalter von Auslandsrundfunk.³³ Von der Aufwertung des Auslandsfernsehens zeugt im Übrigen nicht nur die Tatsache, dass seit 1984 mit TV5³⁴ und CFI gleich zwei staatsnahe TV-Veranstalter französische Fernsehprogramme ins Ausland senden, sondern auch die momentan in Frankreich intensiv geführte Debatte über die Gründung eines internationalen französischen Nachrichtensenders nach dem Vorbild von CNN.

Ob die weitere Aufwertung des Fernsehsektors allerdings angesichts eines bereits engen internationalen Markts – neben CNN sind hier u.a. noch die BBC oder auch die arabischen Sender »Al Jazira« und »Al Arabiyya« aktiv – wirklich erfolversprechender ist als eine noch intensivere Förderung bereits etablierter Veranstalter wie RFI (aber auch TV5 und CFI)³⁵, bleibt abzuwarten. Es wäre jedenfalls bedauerlich, wenn Frankreich nach der späten »Entdeckung« des Auslandsrundfunks als Medium der Außenpolitik im Allgemeinen und der auswärtigen Kulturpolitik im Besonderen die mittlerweile erzielten Erfolge (vor allem in Afrika) gefährden würde durch finanzielle Umschichtungen zugunsten eines Projekts, das eher das Resultat einer akut – nämlich vor dem Hintergrund der ablehnenden Haltung Frankreichs gegenüber der US-amerikanischen Intervention im Irak 2003 – empfundenen Unzulänglichkeit im Hinblick auf die internationale mediale Präsenz französischer Außenpolitik ist weniger als das Ergebnis einer sorgfältig ausgearbeiteten, an die Realitäten der internationalen Medienlandschaft angepassten Strategie auf dem Feld des Auslandsrundfunks.

Anmerkungen

* Der Verfasser schrieb 2002 an der Universität Mainz die vorwiegend als Literaturstudie konzipierte kommunikationswissenschaftliche Magisterarbeit »Der Auslandsrundfunk als Instrument französischer Außenpolitik. Eine Darstellung der Entwicklung von 1958 bis heute«. Ergänzend wurden sechs leitfadengestützte Experteninterviews geführt mit Mitarbeitern der wichtigsten Trägerinstitu-

tionen des französischen Auslandsrundfunks, mit einem für Fragen des Auslandsrundfunks zuständigen Abteilungsleiters des französischen Außenministeriums sowie mit dem Verfasser eines 1996 im Auftrag der französischen Regierung entstandenen Gutachtens zu Fragen der audiovisuellen Außenpolitik Frankreichs. Eine Zusammenfassung der Arbeit, die sich allein auf den Hörfunk bezieht, wird hier veröffentlicht.

- 1 Originalzitat: »Mais aussi, le côté positif de mon esprit me convainc que la France n'est réellement elle-même qu'au premier rang (...) Bref, à mon sens, la France ne peut être la France sans la grandeur.« In: Charles de Gaulle: Mémoires de guerre. Bd. 1: L'appel 1940-1942. Paris 1954, S. 1.
- 2 Der Begriff der V. Republik bezeichnet das politische System Frankreichs seit der Verabschiedung der seit 1958 geltenden Verfassung, nachdem die seit 1946 bestehende IV. Republik an der Unfähigkeit der politisch Verantwortlichen zur Lösung der Algerienkrise gescheitert war.
- 3 Vgl. zur Außenpolitik der V. Republik Frédéric Bozo: La politique étrangère de la France depuis 1945. Paris 1997; Ingo Kolboom, Hans Stark: Frankreich und die Welt. Weltpolitik als Berufung? In: Marieluise Christadler, Henrik Uterwedde (Hrsg.): Länderbericht Frankreich. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft. Bonn 1999, S. 443-464; Wichard Woyke: Frankreich. In: Jürgen Bellers u.a. (Hrsg.): Handbuch der Außenpolitik: von Afghanistan bis Zypern. München / Wien 2001, S. 77-87.
- 4 Vgl. zur französischen Afrikapolitik Stefan Brüne: Die französische Afrikapolitik. Hegemonialinteressen und Entwicklungsanspruch. Baden-Baden 1995.
- 5 Vgl. zur auswärtigen Kulturpolitik Frankreichs François Roche, Bernard Pigniau: Histoire de diplomatie culturelle des origines à 1995. Paris 1995; Victoria Leonore Znined-Brand: Deutsche und französische auswärtige Kulturpolitik: eine vergleichende Analyse. Das Beispiel der Goethe-Institute in Frankreich sowie der instituts und centres culturels français in Deutschland. Frankfurt am Main u.a 1999.
- 6 Vgl. exemplarisch Daniela Hoyer: Charles de Gaulle und die Massenmedien: Wie ein Politiker Presse und Rundfunk instrumentalisierte. St. Augustin 1998.
- 7 Auslandsrundfunk soll hier verstanden werden als die Veranstaltung von Hörfunk- und Fernsehprogrammen, die sich gezielt und in erster Linie an ein Publikum außerhalb der Grenzen ihres Ursprungslands richten – unabhängig davon, ob die Möglichkeit der Rezeption dieser Programme allein durch den jeweiligen Veranstalter oder in Kooperation mit ausländischen Partnern gewährleistet wird. Obwohl diese Definition bewusst offen lässt, welche Institutionen als Veranstalter von Auslandsrundfunk fungieren können, ist doch davon auszugehen, dass es sich bei der überwiegenden Mehrheit der entsprechenden Veranstalter um staatliche, staatsnahe oder öffentlich-rechtliche Organisationen handeln dürfte. Im Übrigen besteht in der Literatur weitgehend Einigkeit darüber, dass Auslandsrundfunk zumeist zugleich Instrument staatlicher Außenpolitik ist. Vgl. dazu Bernd F. Köhler: Auslandsrundfunk und Politik. Die politische Dimension eines internationalen Mediums. Berlin 1988; Harald Kuhl: Internationaler Auslandsrundfunk. In: Hans-Bredow-Institut (Hrsg.): Internationales Handbuch für Hörfunk und Fernsehen 1998/99. Baden-Baden 1998, S. A1 50-65; Winfried B. Lerg: Über die Rolle des Fremdsprachen-Hörfunks in Europa. In: Publizistik Jg. 18 (1973), S. 300-309.
- 8 In anderen Quellen wird die Abkürzung ELAB (wohl für »Emissions en langues arabe et berbère«) verwendet.
- 9 So war es den Journalisten nicht gestattet, über eine Erkrankung des Präsidenten der Elfenbeinküste, Félix Houphouët-Boigny, zu berichten, und auf Betreiben des damaligen zairischen Präsidenten Mobutu Sese-Seko wurde sogar ein RFI-Journalist entlassen, der sich in Kommentaren negativ zur Lage in Zaire geäußert hatte. Der hier erkennbar werdende Regierungseinfluss war auch Gegenstand öffentlicher Kritik, z.B. in einem in den 70er Jahren vom früheren Programmdirektor des französischen Fernsehens, Jean d'Arcy, im Auftrag des damaligen Premierministers Jacques Chirac verfassten Bericht über die internationalen Aktivitäten der ORTF-Nachfolgeorganisationen.
- 10 In der Literatur findet sich der Hinweis, dass diese Entscheidung auf den Wunsch von Präsident Giscard d'Estaing zurückzuführen sei. Dessen erste Reise als französischer Staatschef in die UdSSR im Jahr 1975 sei von den dortigen Medien weitgehend ignoriert worden, zumal sich Giscard d'Estaing während der Reise für eine Entspannung auf dem Gebiet der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West eingesetzt habe. Vgl. Fouad Benhalla: La guerre radiophonique. Paris 1983, S. 117f.
- 11 Vgl. Jacques Rigaud: Rapport au ministre des Affaires étrangères sur les relations culturelles extérieures. Paris 1980.
- 12 Vgl. Ministère des Relations Extérieures: Le Projet Culturel Extérieur de la France. Paris 1984.
- 13 Einzelheiten des Sendeauftrags wurden allerdings, wie seit den 60er Jahren üblich, in speziellen Vereinbarungen zwischen RFI und dem Außenministerium geregelt.
- 14 Vgl. Ministère des Affaires Étrangères: Guide de l'action audiovisuelle extérieure. Paris 2001, S. 64.
- 15 Information von Philippe Sainteny, persönlicher Berater des damaligen RFI-Präsidenten Jean-Paul Cluzel, im Gespräch mit dem Verfasser, 15.6.2001.
- 16 Vgl. Jean Charpentier: Un échec du capitalisme d'Etat: la SOFIRAD. In: Revue du droit public et de la science politique Jg. 61 (1955), S. 859-879; Douglas A. Boyd, John Y. Benzie: SOFIRAD:

- France's International Commercial Media Empire. In: *Journal of Communication* Jg. 33 (1983), S. 56-69; *La Lettre de la SOFIRAD*, April 1990; Denis Maréchal: *La Sofirad*. In: Jean-Noël Jeanneney (Hrsg.): *L'écho du siècle. Dictionnaire de la radio et de la télévision en France*. Paris 1999, S. 97-99.
- 17 Vgl. Jean Charron: *Du monde des périphériques à l'ère des satellites. La Société Financière de Radiodiffusion (SOFIRAD)*. In: Ursula E. Koch u.a. (Hrsg.): *Hörfunk in Deutschland und Frankreich. Journalisten und Forscher im Gespräch*. München 1996, S. 329.
- 18 Vgl. Jacques Chareyre: *RMC Moyen Orient. Une radio périphérique française en arabe*. In: *Presse Actualité*, Mai 1983, S. 52-55.
- 19 Vgl. Benhalla: *La guerre* (wie Anm. 10), S. 183.
- 20 Vgl. Vincent Toledano: *RMI: une autre voix pour le Maroc*. In: *Presse Actualité*, April 1983, S.58-61.
- 21 Das rohstoffreiche Gabun gehörte bereits in den 60er Jahren zu den Staaten, denen Frankreich im Rahmen seiner Afrikapolitik besondere Aufmerksamkeit widmete, und daran änderte sich auch später kaum etwas.
- 22 Die entsprechenden Beträge stiegen von 4,7 Mio. Francs 1983 über 13,1 Mio. Francs 1986 auf 17,5 Mio. Francs 1987 an, und der für 1988 eingeplante Betrag belief sich sogar auf 24,4 Mio. Francs. Vgl. Zanasoumo Roger Nouma: *Radio France Internationale. Instrument de la présence française dans le monde*. 2 Bde. Dissertation Univ. Lille 1990, S. 504.
- 23 Vgl. M. Gérard Ganser est nommé PDG de la Sofirad. In: *Le Monde*, 18.1.1991, S. 29.
- 24 Vgl. z.B. *L'Etat restructure la « la voix de la France » à l'étranger*. In: *Libération*, 24.11.1995.
- 25 Vgl. Francis Balle: *La politique audiovisuelle extérieure de la France*. Paris 1996, S. 144.
- 26 Vgl. *Cour des comptes: Rapport au Président de la République*. Paris 2002, S. 520.
- 27 Vgl. Nouma: *Radio* (wie Anm. 22), S. 503.
- 28 Boyd / Benzies: *SOFIRAD* (wie Anm. 16), S. 58.
- 29 Vgl. ebd., S. 57.
- 30 Vgl. Sebastian Nix: *Der Auslandsrundfunk als Instrument französischer Außenpolitik*. MA Mainz 2002, S. 69ff.
- 31 Vgl. RFI: *RFI, la radio du monde. Rapport annuel 2002-2003*. Paris: RFI, ca. 2002, S. 7.
- 32 Vgl. ebd.
- 33 Vgl. Jo Groebel: *Die Rolle des Auslandsrundfunks. Eine vergleichende Analyse der Erfahrungen und Trends in fünf Ländern*. Bonn 2000, passim.
- 34 TV5 ist allerdings kein rein französischer, sondern ein multilateraler Sender, an dem neben Frank-
- reich auch Belgien, die Schweiz und Kanada beteiligt sind.
- 35 In den momentan diskutierten Modellen zur Realisierung des internationalen französischen Nachrichtensenders, der sogenannten »Chaîne d'information internationale« (CII), spielen jedenfalls die bereits etablierten Veranstalter wie RFI, TV5 und CFI nur eine untergeordnete Rolle. Die redaktionelle Hauptverantwortung sollen sich nach dem Willen der Regierung die staatliche französische Fernsehholding »France Télévision« und der private TV-Sender TF1 teilen, was im Parlament und in der Öffentlichkeit teilweise durchaus kritisch beurteilt wird. Vgl. z.B. Olivier Costemalle: *Polémique sur la chaîne info internationale. L'UDF a vivement critiqué le projet chiraquien lors d'un débat à l'Assemblée*. In: *Libération*, 14.1.2004; Monique Cerisier ben Guiga: *La chaîne du président*. In: *Le Monde*, 31.1.2004.

Michael Grisko

Berichte aus einer »anderen Welt«

Vorläufige Annotationen zum Genre des frühen Filmromans
zwischen Unterhaltungsliteratur und Sklavenmarktspiegel (1913-1917)

Literatur hat sich zu allen Zeiten mit neu entstehenden, die gesellschaftlichen Lebensbedingungen verändernden ästhetischen, institutionellen, ideengeschichtlichen und damit auch medialen und technischen Parametern auseinandergesetzt.¹ Dieser nicht neuen Erkenntnis gilt es ergänzend hinzuzufügen, dass diese Diskussionen ebenso im Vorfeld jener dann real zu beobachten »Innovationen«, wie als begleitende oder posthume Kommentare anzutreffen sind. Dies gilt auch für die bislang kaum beachtete Gattung des »Filmromans«, welcher ab 1913 die fortschreitende Implementierung des Kinos in die Gesellschaft und deren Wahrnehmungsoptionen begleitete.

Nach einem kurzen definitorischen Abriss, einem Blick in die Entstehungszusammenhänge, einer kursorischen Skizze der weiteren Genese des Genres bis in die Hochzeit der Weimarer Republik und einer vorläufigen Bemerkung zum Quellenstand stehen die folgenden Romane im Mittelpunkt der Betrachtung: »Die Films der Prinzessin Fantoche« (1913) von Arnold Höllriegel; »Die Kino-Prinzeß. Geschichte eines armen Mädels« (Berlin 1913) von Franz Scott; »Durch den Film. Sozialer Künstlerroman« (Berlin 1914) von Ludwig Hamburger; »Schatten. Ein Filmroman« (Berlin 1914) von Balder Olden. Der italienische Autor Luigi Pirandello ist mit dem Roman »Die Aufzeichnungen des Kameramanns Serafino Gubbio« (1915) vertreten, von Walter Frensdorff der Roman »Kinostern« (Stuttgart 1917) und von Edmund Edel »Das Glashaus« (Berlin 1917).²

Mit Blick auf das im Folgenden zu beleuchtende Genre des »Filmromans«, dem bislang einschlägige Lemmata in literatur- und medienwissenschaftlichen Lexika verwehrt blieben, muss jedoch – ohne die, je nach wissenschaftlichen Vorlieben bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende, Vorgeschichte des Films in der Literatur, das Nachdenken über ein neues Medium und damit das Verhältnis von literarischer Intelligenz und Film, die jeweils an anderer Stelle thematisiert wurden³, zu betrachten – angesichts der bereits 1896 vollzogenen Einführung des Kinematographen eine Nachgängigkeit konstatiert werden.

Es ist jedoch auffällig, dass eine Ausbildung des Genres erst mit der vorläufigen Etablierung der Filmbranche zu beobachten ist. D.h. ohne eine Ökonomisierung, Professionalisierung, Stan-

dardisierung und der damit einhergehenden gesellschaftlichen Integration der Filmbranche, die das Entstehen des Starwesens nach sich zieht, ist die Entwicklung des Filmromans nicht zu denken. Dies hat mehrere Gründe. Zwar gibt es schon früher erste literarische Annäherungen an den Film, jedoch bleiben diese zumeist auf knappe Erwähnungen, lyrische Annäherungen oder kurze Essays, die dann zumeist auf den performativen Charakter und die Schaulust des Kinos abheben, beschränkt.⁴

Diese auffällige Koinzidenz von literarischem Genre und Filmform, der selbstverständlich auch entsprechende Organisationsstrukturen zugrunde liegen, ändert sich schlagartig mit der Zeit um 1911.⁵ Seither entstehen Romane, Theaterstücke und Operetten, die im Filmmilieu angesiedelt sind. Gleichzeitig finden sich verstärkt auch filmische Selbstreflexionen.⁶

Geht man davon aus, dass ein Filmroman als Zeit- und Unterhaltungsroman zunächst nicht primär auf die Verfilmung zielt⁷, sondern eine literarische Auseinandersetzung mit einem gesellschaftlichen und ästhetischen Phänomen sucht, ist also ein funktionierendes und dramatische Situationen produzierendes Sozialsystem Film, mit dem sich gesellschaftliche Phantasien, Ängste und Träume verbinden, unabdingbare Voraussetzung für dieses Genre.

Filmroman – der Erste

»Die Films der Prinzessin Fantoche«

Gelegentlich kommt es vor, dass der Erstling eines Genres bereits alle wesentlichen, später paradigmatischen Elemente beinhaltet. So auch im Falle des zunächst als Fortsetzungsroman in einer Zeitschrift abgedruckten Prosastücks des Feuilletonisten Arnold Höllriegel, auch bekannt als Richard K. Beermann. Er ist zugleich Unterhaltungsroman und satirische Zeichnung der bis heute Gültigkeit beanspruchenden Wirkungsmechanismen der Medienöffentlichkeit der Jahrhundertwende; ist technophil, analysiert die Geburt eines Stars; setzt sich mit Formen der Serie auseinander; diskutiert die Plansequenzästhetik des frühen Films; reflektiert den Übergang vom Kurz- zum Langfilm, indem er frühe Formen des Fiktionalen im Spielfilm mit denen des Dokumentarischen verbindet, konstituiert die Reklame

als Form des Sensationsmarketings und liefert eine konkrete Darstellung der Baudrillard'schen Simulationstheorie in spe.⁸

Höllriegel hebt in seinem Roman »Die Films der Prinzessin Fantoche« doppelt die Grenzen zwischen Film und Realität auf. Zunächst setzt ein, wie sich später herausstellt, simulierter Überfall auf einen Filmproduzenten eine mehrere Kapitel dauernde Verfolgungsjagd zu Land, Wasser und Luft in Gang.⁹ Die grotesken Bemühungen der Polizei, die Ganovin Prinzessin Fantoche zu fangen, werden von dieser in arrangierten Zusammentreffen mit einer versteckten Kamera, einer Art mobilen Handycam aufgezeichnet. Als Teil einer Serie kommen die hilflosen Ermittlungen der Polizisten am Ende jeder Woche ins Kino. Die sensationellen Erfolge dieser Reality-Soap hindern die Polizei daran, die jeweiligen Aufführungen zu verbieten. Am Ende des Romans entpuppt sich der Überfall und die darauf anlaufende Fantoche-Serienproduktion als inszeniertes Moment, um einem angeschlagenen Filmkonzern mit einem sensationellen Format zu mehr Publizität zu verhelfen.¹⁰

Selbstverständlich bietet auch die narrative Entwicklung des Films zum »Langfilm« weitere inhaltliche und ästhetische Ansatzpunkte für eine literarische Auseinandersetzung. Die fortschreitende Professionalisierung und Institutionalisierung in den Bereichen Personal und Ästhetik werden ab 1911 durch die Berichterstattung in den Zeitschriften und Zeitungen forciert und so zunehmend auch als essentieller Bestandteil der modernen Kultur und Gesellschaft wahrgenommen.¹¹ Zudem verbreitert sich ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts das Verständnis einer medieninduzierten Wirklichkeit, die zu Anfang eine deutliche Trennung zwischen Simulation und Realität, aber auch deren zunehmende Grenzverwischung bedeutete. Diese Grenzen in der gesellschaftlichen Realität wie in den medialen Konstruktionen werden mit den Themen »Simulation« und »Autoreflexion der Medien« zum Thema der Romane. So finden sich in den Romanen von Höllriegel und Balder Olten später immer wieder aufgegriffene Motive, die auch in der medientheoretischen Diskussion des späten 20. Jahrhunderts wieder auftauchen. In Olten's »Schatten. Ein Filmroman« wird die Handlung durch die Suche nach einer Schauspielerin forciert, in die sich der Protagonist während einer Filmvorführung verliebt. Die fehlende Trennung zwischen dargestellter Person im Film, Filmstar und eigentlicher Privatperson führt zu einer Verfolgungsjagd durch ganz Europa.

Filmroman und Buchmarkt Eine Allianz mit Hintergrund

Richtet man den Blick kurzzeitig auf sozio-ökonomische und kulturelle Zusammenhänge gilt es festzuhalten, dass die neuen Medien in vielfacher Hinsicht einen Modernisierungsdruck auf die Literatur ausübten. So bedeutet das Label Film für die Schriftsteller zunächst auch (notwendige) Teilhabe an gesellschaftlicher Modernisierung und – mit Blick auf die Entwicklungen im Bereich der Massenkultur – an einer fortschreitenden Demokratisierung ästhetischer Teilbereiche. Gleichzeitig partizipierte man aber auch an aktuellen Debatten und damit an der Lebenswelt der neu umworbenen Käuferschichten. Es galt aber nicht nur, die Literatur im entsprechenden Unterhaltungssektor zu positionieren und neue Verwertungsstrecken in Zeitschriften, Film und – mit Blick in die Weimarer Republik – im Radio aufzubauen, sondern auch einen ästhetischen und/oder publizistischen Beitrag zu der ab 1912 geführten Kinodebatte, und damit einen Beitrag zur Analyse gesellschaftlicher Gegenwartsphänomene, zu leisten.¹²

Der Filmroman ist somit auch immer Zeitroman, in dem sich sowohl politisch-ökonomische Krisen und Neuanfänge, als auch die gleichzeitig wirkenden kulturellen und gesellschaftlichen Modernisierungsschübe kommentierend widerspiegeln. Der Roman will modern und populär sein, wie das neue Medium, aber durchaus auch eine kritische Stimme zur Entwicklung der Mediendebatte erheben. Gleichzeitig – und dies nimmt dann eine vor allem in den 20er Jahren einsetzende Entwicklung vorweg – ist schon in den Entwicklungsjahren eine der zeitgenössischen Leserschaft geschuldete Ausdifferenzierung zu beobachten. Diese reicht vom Sittenroman, der das Kino nur als willkommene Folie für seine melodramatisch-sensationelle Handlungsführung verwendet, bis hin zum tatsächlichen Branchenspiegel, in dem die Cineasten und Insider lebende Zeitgenossen wiedererkennen wollten.

Wagt man einen Blick in die Zeit der Weimarer Republik, so ist bereits eine erstaunliche Binnendifferenzierung des Genres zu konstatieren. Innerhalb der Filmromane finden sich – so die jeweiligen Untertitel – »soziale Künstlerromane«, »astrologische Filmromane«, »Filmromane aus dem Jenseits«, »Filmromane als heitere Mysterienspiele von Jenseitswundern und Diesseitserlösungen« oder »Herzensromane einer Filmkönigin«. Im Schnittpunkt zu anderen Genres finden sich beispielsweise der mondäne und lustige Unterhaltungsroman, der Kriminalroman, der Science-Fiction-Roman (der das Fernsehen und die Live-Übertragung vorwegnimmt), das

Kinderbuch, der politische Roman oder der als Erlebnisbericht angelegte dokumentarische Roman. In den 20er Jahren findet dann auch eine deutliche Verlagerung der Handlungssphäre in das Film-Jet-Set statt.¹³ Beschrieben wird nun der steile und dornige, aber in jedem Fall erfolgreiche Weg nach oben. Nur wenige Romane skizzieren die Schattenseite des Films, so etwa der Einblick in die Arbeit der »Filmkomparsin Maria Weitzmann« (Berlin 1933). Gleichzeitig spiegelt der Filmroman dieser Zeit – wie trotz einiger Untersuchungen bislang übersehen wurde – das mit den Medien zu verbindende zentrale Moment der Sensation auch im narrativen und inhaltlichen Aufbau, so dass man mit Blick auf deren Strukturen auch von einer Radikalisierung epischer Wahrscheinlichkeiten im Zeichen des Films sprechen kann.¹⁴

Handlungsräume Großstadt und zwei Welten

Bereits auf den ersten Blick wird die enge Korrelation zweier für die Entwicklung der industriellen und kulturellen Moderne zentralen Parameter deutlich: Medien und Großstadt.¹⁵ Neben Kopenhagen und Rom (bei Luigi Pirandello) ist es selbstverständlich Berlin, die die Handlungstopographie bestimmt. Bereits ab 1911 trifft man hier auf ein funktionierendes und beinahe selbstreferentielles Subsystem Film. Diese topographische Autonomie korrespondiert augenscheinlich mit dem enormen Selbstbewusstsein der Branche. Schon konzentriert sich das Leben auf die Studios in Tempelhof, die Villen und großen Uraufführungskinos im Westen und natürlich die Filmcafés, -börsen, und -büros an der Friedrichstraße: Man trifft sich im »Café Admiral«, dem »Café Trocadero« oder im »Café Friedrichshof«. Dieser abgegrenzte Bereich wird zur Kontaktstelle und zum Laufsteg der Selbstinszenierung. Hier werden Neuigkeiten ausgetauscht, alte Stars gestürzt und neue Stars gemacht. Dies gilt auch für die Regiestars, die sich bereits als Gesamtkunstwerk inszenieren. So tritt der Regisseur Poldi Pold nur mit seinem großen Mercedes in Erscheinung. »Das Auto gehörte zum Reklamerequisit des Meisterregisseurs.« (Glashaus, S. 53) Der Autor und Regisseur Edmund Edel kennzeichnet hier frühe Formen der Selbstinszenierung als Teil des Personenmarketings. Überhaupt wird die Reklame und die Presse zum entscheidenden Faktor: »Um die Presse machte die Branche einen richtigen Tanz, wie um das Goldene Kalb. Presse und Reklame waren die beiden Keulen, mit denen sie sich untereinander totzuschlagen versuchten.« (Glashaus, S. 58) Den doppelbödigen Zynismus und die

zunehmende Ökonomisierung persönlicher Beziehungen innerhalb der Branche skizzierte Edmund Edel im gleichen Roman in der Person des Redakteurs Feder, der »vor allen Leuten, die in seiner Zeitung inserierten, einen großen Respekt« hatte: Er »richtete diese Wertschätzung genau nach der Seitenzahl ein, die sein Kunde ihm in Auftrag gab.« (Glashaus, S. 104)

Diese ausdifferenzierte Handlungstopographie – hier noch real im Sinne eines abgegrenzten Stadtbezirks – potenziert sich qualitativ mit Blick auf die Frage der Durchlässigkeit für einzelne Personen. Dies gilt speziell für die Komparsen, deren Situation der einer »niederen Kaste« gleicht. Hier wird die Filmbörse als »moderner Sklavenmarkt« (Durch den Film, S. 61) geschildert und der alltägliche Besuch der einschlägigen Hilfsregisseure, die mehr nach Sympathie als nach Können die Statisten engagieren, zur Nahtstelle zum Film. Darüber hinaus finden sich immer wieder Beschreibungen von überfüllten Fluren in den Räumen der Filmgesellschaften und dem sinnlosen Warten vor Direktionszimmern. »Mit Ruhe und Geduld ertrug er die beleidigende Behandlung, die ihm vonseiten der Kinofabrikanten und deren anmaßenden Angestellten zu teil wurde.« (Durch den Film, S. 89) Vor allem die hoffnungsvollen Schauspielerinnen sehen sich umgeben von »süßlächelnden Direktoren, von lüstern blickenden Kassierern, von Gelegenheit suchenden Dramaturgen«. (Glashaus, S. 56)¹⁶

Aufstiegsphantasie Film

In den Romanen wurde die Sphäre des Films mit seinen hohen Gagen und dem medialen Ruhm bereits um die Jahrhundertwende als eine andere gesellschaftliche Welt betrachtet, die jedoch durchaus Ziel und Projektionsfläche unterschiedlichster individueller und gesellschaftlicher Aufstiegsphantasien war. Deutlich ausgesprochen wird dies in der als Sittenroman konzipierten Aufstiegsgeschichte von Walter Frensdorff »Kinostern«. Der Titel ist Programm. In ihm kondensiert sich der moderne, märchenhafte und mythenbesetzte Aufstiegstraum eines jungen Mädchens. Frensdorff beschreibt die »Karriere« der jungen Lene Rieger. Sie kommt aus den dunklen Hinterhöfen und -zimmern Berlins. In ihren Träumen existiert eine andere Welt. Nach einem kurzen Engagement als Hilfstelefonistin wird sie Statistin. Ihr Eintritt in die Produktionshalle ist der Schritt in eine neue Welt:

»Lene blieb stehen, starr vor Verwunderung und keuchend von dem schnellen Lauf. Sie hatte rote, heiße Backen, glänzende Augen, aufgelöste Haare. Mein Gott, wo war sie nur hingeraten? Was waren das für

Menschen? Was taten sie denn alle? War sie noch in Berlin? Waren die alle verrückt geworden?» (Kinostern, S. 32)

Und etwas später, als sie von der Statistin zur Darstellerin aufsteigt, heißt es bezeichnend: »Die Welt teilte sich plötzlich in zwei Teile.« (Kinostern, S. 37)¹⁷ Deutlich wird, dass Frensdorff das Film- und Großstadtmilieu nutzt, um damit den Nervenkitzel der erotischen Sensation zu aktivieren und so auch die Phantasien seiner Leser zu bedienen. Gleichzeitig entsteht ein Roman mit konservativ-moralischen und zivilisationskritischen Zügen.

Eine ähnliche Erfahrung macht auch die Protagonistin Grete in Franz Scotts Roman »Die Kino-Prinzeß«. Ihr Aufstieg beginnt in den Berliner Hinterhöfen, einem »Flecken mit holprigen Pflaster, das nie von der Sonne bestrahlt wurde.« (Kino-Prinzeß, S. 5) Sie arbeitet sich langsam nach oben. In der Fabrik erzählt sie vom Kino und imitiert die großen Stars zum Vergnügen ihrer Kolleginnen. Die Leidenschaft für den Film begleitet auch sie bei ihrem nächsten Job in der Konditorei und als Näherin. Sie lernt den Referendar Lewinski kennen, der sie sexuell bedrängt. Als er sie schließlich vergewaltigen will, wird sie von dem Referenten eines Vortrags zur deutschen Schauspielkunst gerettet, den sie Tags zuvor besucht hatte. Dieser erkennt ihr mimisches Talent und selbstverständlich garantiert ihr reiner Charakter ein Happy-End. Dr. Schalek wird ihr als ehrenvoller Retter und Lehrer ohne Absichten »andere, schönere, reinere Aussichten des Lebens eröffnen«. Und schließlich »trat (sie) in eine vollkommen neue Welt« und »gehörte der neuen Kunst« (Kino-Prinzeß, S. 87 und 90). Am Ende spielt sie in dem »sensationalen Großstadtfilm: Puppchen« ihre eigene Geschichte.¹⁸

Transitorische Zeiten

Schmierige Spekulanten und spontane Kriegsgewinnler

Zwar könnte man mit Blick auf den melodramatischen Charakter à la Courths-Maler, die 1929 ebenfalls einen Filmroman publizierte,¹⁹ diese Aufstiegsgeschichten als pures Unterhaltungsprodukt verwerfen, es zeigt sich jedoch, dass auch in den anderen Romanen ein im mehrfachen Sinne transitorischer Status des Kinowesens diagnostiziert wird. Dies bezieht sich nicht nur auf die Abgrenzung und die Durchlässigkeit im Sinne eines sozialen Aufstiegs, sondern, damit direkt korrespondierend, auch auf die in vielen Bereichen noch unstrukturierte, unsystematische und unprofessionelle, eher spontane, in-

tuitive und spekulative Handlungsweise, die parallel zu dem kompromisslosen, an den rational-ökonomischen Verwertbarkeitsnotwendigkeiten orientierten Handlungskalkül der Aktiengesellschaften existiert. Dies wird vor allem in Edmund Edels Roman »Glashaus« deutlich, der sicherlich zu den dichtesten Beschreibungen der Kinobranche gerechnet werden kann.²⁰ Das Spekulationsobjekt Film, die Maschinerie im Spannungsfeld von Kunst und Ökonomie, der »Kunstbastard« (Glashaus, S. 27) zieht neben den künstlerisch Beteiligten auch die Freunde des schnellen Profits an. So wird das Kino zum Spekulationsobjekt und es ergibt sich die »andere Möglichkeit, einen Vorteil aus der Lage [des Kriegs, M.G.] zu ziehen.« (Glashaus, S. 26) Im gleichen Roman, dessen fiktive Charaktere wohl bewusst Namen aus der nationalen und internationalen Kulturgeschichte tragen, will auch der ehemalige Soldat Büchner Karriere beim Film machen.

Der »Märtyrerweg« (Glashaus, S. 73) des Protagonisten Büchner führt über die Komparsen- zur Hilfsregisseurtätigkeit, zum Starregisseur und Inhaber der Pegasus-Film. Seine Diagnose der Branche lautet:

»Alles sprunghaft, ohne Organisation, dem Wechsel der Stunde, der Minute gehorchend. Alles schnell im Augenblick erwogen, im nächsten wieder abgewiesen. Entschlüsse und Abmachungen oft vom Zufall abhängig, große Objekte zwischen Tür und Angel erledigt« (Glashaus, S. 73),

Dem folgt die Firmengründung zusammen mit einem alten Freund, dem bildenden Künstler Malewitsch und dessen Bekannten. Aus den ehemaligen Kriegsspekulanten werden Kinounternehmer, die mit Blick auf das Einfuhrverbot ausländischer Filme und dem Versprechen der filmästhetischen Revolution, unterstützt durch eine systematische PR-Maschinerie, eine riesige Aktiengesellschaft gründen.

»Die Zukunft erschien wie das leuchtende Morgenrot, und die Spekulation spannte sich mit Riesenkräften. Endlich war dem deutschen Film die Gelegenheit gegeben, sich auf sich selbst zu besinnen.« (Glashaus, S. 84f.)

Edel erlaubt zudem einen plastischen Einblick in die horizontale und vertikale Organisation eines Kinounternehmens und die strukturellen und finanziellen Notwendigkeiten bei der Auswertung eines Filmstreifens. So muss die Pegasus-Film-Gesellschaft kurz vor der Premiere ihres neuen Films mehrere Uraufführungskinos in Deutschland – und vor allem im Berliner Westen – kaufen, da die Produktions- und Verleihkonkurrenz Ausschließlichkeitsverträge mit den Kinobesitzern geschlossen hat, um die Premiere und weitere Aufführungen zu verhindern.

Letztlich scheitert Büchner jedoch mit seinen neuen filmdramatischen Entwürfen: Das neue Glashaus geht in Flammen auf und der Konkurrenzregisseur und ehemalige Ziehvater baut in kurzer Zeit die Tippmamsell Anne Walter zum neuen Star auf und setzt sie am Markt erfolgreich durch. Hier wird einmal mehr die Schnelligkeit des Filmgeschäfts betont, die der langfristigen und kontinuierlichen deutschen Kulturtradition entgegensteht. Film und Kultur werden hier in ein unauflösliches Spannungsverhältnis gesetzt.

Jedoch bildet diese Gleichzeitigkeit struktureller Verwerfungen nicht nur einen Korridor des Übergangs, sondern verweist darüber hinaus mit den Typen des Kino-Übels, den schmierigen, zweifelhaften Regisseuren, den zwielfichtigen Spekulanten und Betrügnern, auf ein auch in der Folgezeit gerne aktiviertes Figurenrepertoire, das nicht nur aus ästhetischen Motiven des Milieukolorits, sondern auch aus dramaturgischen Gründen.

Diese dunkle Seite der Medien lernt auch der Romancier Wiegand in Ludwig Hamburgers Roman »Durch den Film. Ein sozialer Künstlerroman« kennen. Wie er, drängen in Berlin viele »Unberufene« in die Branche: Doktoren, Schriftsteller und Dramaturgen. (Durch den Film, S. 42) Er wird nicht nur von einer Filmfirma, die ihm seine Skriptidee klaut, »über den Tisch gezogen«. Im Anschluss daran lernt er zudem die korrupte Publizistikbranche kennen. Seinen Erfahrungen folgend, entpuppt sich das Filmbusiness als »moderner Sklavenmarkt«. (Durch den Film, S. 61) Bevor er sich jedoch in diesem Markt behauptet, wird er von dem Verleger seiner Zeitung betrogen und ausgenutzt. Falsche Rechnungen und gefälschte Unterschriften sind die Basis des Unternehmens, das schließlich scheitert. Der Weg nach oben sei, so verrät ihm ein erfahrener Regisseur am Ende des Buches, eben »dornenvoll«. (Durch den Film, S. 95)

Seele oder Sensation?

»Das Publikum will Sensation im Film!«²¹ Auf diese kurze Formel ließe sich die Diskussion um den Ästhetik- und Wahrnehmungscharakter des Kinos in den Romanen bringen. Zwar treten die Protagonisten mit dem Anspruch an, den Film bzw. die Schauspielkunst zu reformieren und zu revolutionieren, jedoch scheitern sie durchgehend. Nur der Protagonist Ludwig Hamburgers schaut 1914 noch optimistisch in die Zukunft und will dem »Filmdrama ein künstlerisches, ästhetisches, ethisches Gepräge (...) verschaffen.« (Durch den Film, S. 96) Knapp drei Jahre später hat sich Edmund Edel von dieser Vorstellung verabschiedet. Zwar hat sein Protagonist Büch-

ner noch den Glauben, »daß Leute, die zu Shakespeare-, Ipsen-, Hauptmann- und Wedekind-Vorstellungen wie zu heiligen Opferabenden pilgern, auch für den veredelten Film das richtige Verständnis mitbringen würden«, jedoch war auch er schon bereit, in seinem Film »Die schwingende Seele« Konzessionen zu machen, »die mittlere Linie [zu] gehen«, da sonst alles auf die »gewohnten Sensationsfilme« hinauslaufe, deren »Zweck nur der Nervenkitzel« (Glashaus, S. 82) sei. Um den Erfolg sicherzustellen bedient Büchner die Instrumente des Filmmarktes, in dem alles einen »orgiastischen Hang zum Sensationellen« bekundete (Glashaus, S. 96). Jedoch:

»Der Inhalt des Films befremdete. (...) Eine Ehetragödie mit psychologischen Tiefen, die des innerlichsten Ausdrucks bedurfte. Ungewöhnlich für die Spielart des Films, der bisher rein gegenständlich, plastisch Ereignisse wiedergab, deren aneinandergereihte Folge die Konflikte des menschlichen Lebens bildhaft abrollte. In der ›Schwingenden Seele‹ waren neue Wege gesucht, Wege einer Seelenanalyse, die mehr der Gedankenkunst gehörten als der Kunst des Bilderbuches.« (Glashaus, S. 134)

Der Film fällt beim Publikum durch, denn es

»wollte sein liebes, gewohntes Kinostück, nicht diese krankhaften Seelendramen. (...) Man sprach über den Inhalt des Pegasusfilms. Unverständliches, in die Länge gezogenes Gefasel ohne Sensation. Nichts gegen die Wirkung des knalligen Detektivschlagers. Überhaupt der Detektivfilm – das sei die eigentliche Zukunft des Kinos. Der illustrierte Sherlock Holmes, der bringe die Scharen ins Theater.« (Glashaus, S. 139)

Den Todesstoß versetzt Büchner jedoch die Goethe-Produktion: »Faust«. Mit ironischen Seitenhieb auf die zeitgenössische Kritik lässt Edel seinen Protagonisten und die Produktion durchfallen:

»Man schrieb über die Brutalität der Filmerei, die sich nicht scheute, die geistigen Güter, die unsere Großen uns geschenkt hätten, zu entwerten. (...) Und dem seelischen Inhalt konnte man nicht folgen, denn das Wort fehlte. (...) Es gab einen richtigen Theaterskandal. Man wollte das Idol des deutschen Volkes vor dem Film schützen, und jeder im Parkett fühlte sich berufen, als literarischer Schutzmännchen seines Amtes zu walten.« (Glashaus, S. 158)²²

Oder, aus dem Munde eines Logenschließers, kurz zusammengefasst: »Die Leute mögen die Novellen nicht. Wir müssen mehr Automobilrennen und Detektivsachen haben.« (Schatten, S. 66) Die Diagnosen in den Filmromanen sind so präzise wie unterhaltend; die zeitgenössische Diskussion wird ungefiltert auf den Punkt gebracht. Auch wenn immer wieder Versuche einer aktuellen Kunstproduktion mit subtilen narrativen

Feinheiten und ästhetischen Finessen diskutiert werden, wird jedoch ebenso deutlich, dass die Zukunft des Kassenschlagers im gängigen und genregekoppelten Spielfilmbereich liegt, der unterhält und nicht analysiert.

Kalte Beobachtung

Als eine ironische Bestandsaufnahme des postkinematographischen Eintritts in ein mechanistisches und seelenloses Zeitalter können die »Aufzeichnungen des Kameramanns Serafino Gubbio« von 1915 gelesen werden. In diesem Text kondensieren sich die ethischen und ästhetischen Fragestellungen in kolportagehaft-kritischer Weise, die sich im Übergang zu einer medienreproduzierten Kunstpräsentation ergeben. In diesem Sinne – und auch mit seinen immer wieder präsenten melodramatischen Exkursen in die Künstler-Bohème der Jahrhundertwende – werden die Aufzeichnungen auch zu einem Dokument und einem Kommentar des Übergangs zwischen zwei Zeitaltern.

Parallel zu Gubbios Aufstieg, der ihn zum vielbeschäftigten und zynischen Komplizen der seelenlosen Filmproduktion werden lässt, personifiziert Pirandello in einem verrückten Geiger das doppelte Opfer der Medienentwicklungen im Reproduktionsgewerbe. Zunächst verliert dieser die geerbte Druckerei, weil er mit der Mechanisierung der Drucktechnik nicht standhalten kann und schließlich soll er, als arbeitsloser Geiger auf Stellungssuche, ein elektrisches Kinopianola begleiten:

»Verstehst Du? Eine Geige, in den Händen eines Menschen, soll eine Rolle perforierten Kartons begleiten, die in den Bauch dieser anderen Maschine eingesetzt wird. Die Seele, die die Hände dieses Menschen führt, die sich bald den Bogenstrichen hingibt, bald in den Fingern erzittert, die die Saiten in einem Tremolo vibrieren lässt, diese Seele soll gezwungen werden, einem automatischen Instrument zu folgen. Mein Freund geriet derartig in Raserei, daß die Polizei einschreiten musste (...). Er trinkt jetzt nur noch; spielen tut er nicht mehr.« (Aufzeichnungen, S. 26)

Weist schon der Titel auf eine nüchterne Bestandsaufnahme hin, charakterisiert er doch gleichzeitig die leidenschaftslose Haltung des titelgebenden Protagonisten Serafino Gubbio, ein »Angestellter der Freizeitindustrie, die für Zerstreuung sorgt« (Aufzeichnungen, S. 7), gegenüber seinem Gegenstand. In dem Satz »Ich bin nur eine Hand, die an der Kurbel dreht« (Aufzeichnungen, S. 47) und dem immer wieder betonten Moment der teilnahmslosen, kalten Beobachtung, die nicht über den Bildausschnitt seiner Kamera hinausreicht, könnte man fast

meinen, Pirandello nimmt den Diskurs der Neuen Sachlichkeit vorweg, die in den 20er Jahren die ästhetische Debatte bestimmte.²³ Die quasisachliche Haltung, die in der Kamera eine Form der Maschinenprothese versteht, stellt bereits zu diesem Zeitpunkt nicht nur die Frage nach einer ethischen Beteiligung des Aufzeichnenden in den Mittelpunkt der Überlegungen, sondern fokussiert zudem das frag- und diskussionswürdige subjektive Moment im Wechselspiel zwischen Realität, Dokument und Kunst.

So mündet die wiederholt vorgetragene Kritik an den Drehbüchern und den gedrehten Bildern einmal mehr in dem fragwürdigen künstlerischen Status mechanisch reproduzierter Kunst:

»Versteht man denn nicht, daß das Phantastische nur auf dem Weg der Kunst Wirklichkeit gewinnen kann und daß die Wirklichkeit, die eine Maschine der Phantasie zu schenken vermag, sie zugleich tötet, einfach deshalb, weil sie von einer Maschine stammt, daß heißt, von einem Medium, das den fiktiven Charakter eben dadurch aufdeckt, daß es das Phantasieprodukt für wirklich ausgibt? Wenn es aber ein Mechanismus ist, wie könnte es da Leben, wie könnte es Kunst sein? Das ist doch beinahe so, als wenn man eines dieser modernen Museen mit lebenden Statuen betritt, die doch nur bemalte und angekleidete Wachfiguren sind. Man empfindet nichts als Überraschung (die hier auch Abscheu enthalten kann) über die Bewegung, wenn dabei die Illusion einer materiellen Realität ausschließt.« (Aufzeichnungen, S. 70)

Deutlich zeigt sich bereits bei diesen Passagen die Essayifizierung des Romans, die in Stil und Gestus ihre kolportagehafte Grundierung jedoch nie verleugnen kann und will. Man kann es auch als Vorgriff auf Pirandellos später folgende Theaterkarriere begreifen, wenn diese Überlegungen schließlich auf das neue Verhältnis von Bühne und Film ausgreifen. So ist der Film existenzbedrohende Konkurrenz zu den Bühnen, gleichzeitig deren Niedergang und »Exil« (Aufzeichnungen, S. 85). Hier werden die Schauspieler jedoch zu »körperlosen Schatten«²⁴, in einem »Spiel der Illusion auf einem schmutzigen Stückchen Stoff.« (Aufzeichnungen, S. 86)

Das Verhältnis der Schauspieler zum Film und dessen Diener Serafino Gubbio skizziert dieser aus seiner Sicht:

»Auch sie fühlen sich also als Sklaven dieser quietenden kleinen Maschine, die auf ihrem Dreibein bei eingeklappten Beinen aussieht, wie eine große Spinne auf der Lauer, eine Spinne, die ihnen ihre lebendige Realität aussaugt, um sie als mickrige Erscheinung eines Augenblicks wieder auszuspuken, als mechanistisches Illusionsspiel vor dem Publikum.« (Aufzeichnungen, S. 86)

Der Kameramann mutiert in dieser Konsequenz zum unbeliebten und teilnahmslosen »Henker«. (Aufzeichnungen, S. 84)

Einen letzten Höhepunkt findet die begleitende Liebesgeschichte in dem Tod des Hauptdarstellers während der Dreharbeiten: Gubbio filmt teilnahmslos verstummt bis zum Schluss den Kampf des Darstellers mit einem echten Löwen, der eigentlich während der Szene erschossen werden sollte.

Auch wenn immer wieder Paradiese beschworen werden, ist er sich der Unumkehrbarkeit dieser Entwicklungen bewusst. In diesem Sinne lässt er seinen Protagonisten lakonisch feststellen:

»In einer Menschheit, die Vergnügen am Spektakel des Films findet und in ihrer Mitte einen Beruf zulässt wie den meinen, werden gewisse Worte, gewisse Gemütsregungen hoffnungslos lächerlich.« (Aufzeichnungen, S. 260)

Resümee

Erst mit der Institutionalisierung der Filmbranche widmet sich der Filmroman als Zeitroman dem Kino. Dies geschieht parallel zu der gesellschaftlichen Implementierung des Films durch andere Medien. Der schnellen Ausdifferenzierung der Genres und der Filmbranche folgt eine ebenso unterschiedliche Thematisierung des Films und des Kinos in den Romanen, die zwar über ein erhöhtes Problembewusstsein und die starke Tendenz zur Selbstkritik verfügt, jedoch nicht eindeutig als zivilisationskritisch oder antimodernistisch ablehnend bezeichnet werden könnte. Ob innerhalb des Sittenromans als Großstadtroman, ob als Kritik an den Medien, allgemeine Mediensatire oder beißende Ironie mit deutlichen Bezügen zur Realität: Gemeinsam ist allen Prosastücken der Versuch, den Film als Folie für eine unterhaltende zeitgemäße Geschichte zu verwenden. Dies wird auch mit Blick auf die traditionellen und auch im Film wieder zu findenden Genremuster deutlich, die den Romanen zu Grunde liegen.

Auffällig ist ebenfalls die Thematisierung des Films als Gegenwelt mit eigenen Gesetzen. Dies bezieht sich nicht nur auf die Narrativierung einer eigenen Welt in der gesellschaftlichen Realität, die mit dem Auf- und Abstieg der Protagonisten eine eigene dramatische Komponente bekommt, sondern auch auf die zu diesem Zeitpunkt stark virulente historische Abgrenzung zu anderen gesellschaftlichen und ästhetischen Formationen, wie etwa der Künstlerbohème, der Literatur und dem Theater. Die Differenz wird vor allem durch die ökonomischen Möglichkeiten und Bedingungen bewirkt. Jedoch sind die Standardisierungsbestrebungen in der Filmwirtschaft noch nicht abgeschlossen. Auch wenn sich deutliche Tendenzen der Professionalisierung abzeichnen,

wird immer das ungeordnete, unfertige, das auf persönlichen Vorlieben und spontane Eingebungen reagierende Moment der Handelnden im künstlerischen, technischen und ökonomischen Bereich betont, in dem aber letztlich Genialität zum Erfolg führen.

Die immer wieder verwendete unscharfe Trennlinie zwischen der Handlung im Film und der Lebensrealität könnte sicherlich als ein Phänomen der Übergangszeit gedeutet werden, in der Film erst Teil der gesellschaftlichen Wahrnehmung werden muss und eine Einübung fiktionalisierter Handlungen mit forcierter Illusionsbildung erfolgt. Gleichwohl scheint es sich, neben den komischen und dramatischen Komponenten, die sich aus der Verwechslung immer wieder ergeben, eher um ein deutliches Problembewusstsein der Autoren zu handeln. Sie erkennen – und am deutlichsten formuliert dies Arnold Höllriegel – , dass es sich in der Mehrzahl der Fälle um eine synthetische Trennung handelt, die mit der zunehmenden Veralltäglichsung der Medien aufgehoben wird.

Gleichwohl nehmen die Autoren aber auch Stellung zu ästhetischen Phänomenen des Films. Einhellige Ablehnung findet der in der zeitgenössischen Diskussion hochgehandelte Autorenfilm. Populäre Genres wie die unterhaltenden Sensationsfilme werden als Erfolgsrezepte dargestellt. Sie markieren die Tatsache, dass der Film ästhetisch und strukturell mit der Idee der Sensation, des Sensationellen, des nie Dagewesenen verbunden ist – und dies nicht nur über die Werbung, sondern auch über den Kampf um die Aufmerksamkeit der Zuschauer, die Grenzen des Möglichen und bislang Realisierten stetig zu überschreiten. Diese auch mit dem Moment der Aufmerksamkeitsökonomie zu analysierende Entwicklung wird Teil eines gesamt-gesellschaftlich beobachtbaren Zusammenhangs, dessen genauere Beschreibung als prägender Teil der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts noch zu schreiben ist. Dieses ästhetische und strukturelle Spiel, das zu keiner Zeit seine populäre Adressierung verleugnet, überträgt sich auch auf den Roman.

Dass diese Beobachtungen branchenspezifischer Befindlichkeiten vor allem von involvierten und deutlich der populären Gegenwartskultur zugeneigten Autoren gemacht wurden, erhöht sicherlich ihre analytische Brisanz. Das Detailwissen erlangen die Autoren mitunter durch ihre Nähe zum Film. Insofern können diese Filmromane auch als ethnologische Nah- und Selbstbeschreibungen gelesen werden, die sich ihre Gesetze, ihre neu ausgebildeten Institutionen, ihre Ästhetiken, aber vor allem ihren wichtigen gesellschaftlichen Stellen- und Unterhaltungswert selbstkritisch vor Augen führen wollen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Harro Segeberg: *Literatur im technischen Zeitalter*. Darmstadt 1997; ders.: *Literatur im Medienzeitalter*. Darmstadt 2003.
- 2 Die Romane werden aus den jeweiligen Originalausgaben im Text zitiert. Die beiden Ausnahmen sind »Die Films der Prinzessin Fantoche« und »Die Aufzeichnungen des Kameramanns Serafino Gubbio«. Ersterer wird zitiert aus der von Michael Grisko u.a. herausgegebenen Neuedition. Berlin 2003; der Text von Pirandello wird zitiert nach dem 1. Band der Werkausgabe herausgegeben von Michael Rössner. Berlin 1997.
- 3 Vgl. dazu Joachim Paech: *Literatur und Film*. Stuttgart 1997; Heinz B. Heller: *Literarische Intelligenz und Film*. Tübingen 1985.
- 4 Gleichwohl sollen an dieser Stelle keine Argumente für eine unzulässige Schlussfolgerung geliefert werden, die das frühe Kino als »lyrisch« oder gar »essayistisch«, hingegen das Kino der nachfolgenden Zeit als »narrativ« oder »erzählerisch« kennzeichneten.
- 5 Vgl. zu den Veränderungen zu dieser Zeit zusammenfassend: Corinna Müller: *Vom Stummfilm zum Tonfilm*. München 2003, S. 85-186. Siehe die Rezension des Buches in diesem Heft S. 61.
- 6 Vgl. Sabine Hake: *Selbstreferenzialität im frühen deutschen Kino*. In: Thomas Elsaesser/Michael Wedel (Hrsg.): *Kino der Kaiserzeit. Zwischen Tradition und Moderne*. München 2002, S. 303-317.
- 7 Eine strukturelle Nähe zu einem schließlich realisierten Film lässt sich nur im Falle von Höllriegels Roman ausmachen. Vgl. Jörg Schweinitz: *Von Automobilen, Flugmaschinen und einer versteckten Kamera. Technikfaszination in Richard A. Beermanns Kinoproza von 1913*. In: Corinna Müller/Harro Segeberg (Hrsg.): *Die Modellierung des Kinofilms. Zur Geschichte des Kinoprogramms zwischen Kurzfilm und Langfilm (1905/6-1918)*. München 1998, S. 221-242.
- 8 Vgl. Michael Grisko: *Simulationen, Sensationen, Serialitäten (Nachwort)*. In: Arnold Höllriegel. *Die Films der Prinzessin Fantoche*. Berlin 2003, S. 138-157.
- 9 Vgl. Andreas Stuhlmann: »Das Jahrhundert der Technik hat seinen Dichter gefunden«. Der österreichische Schriftsteller und Journalist R.A. Beermann (alias Arnold Höllriegel) als Anwalt und Kritiker des Kinos 1910-1938. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (1997), H. 107, S. 154-165.
- 10 In seinem Roman »Bimini« (1929) verstärkt Höllriegel die Grenzverwischung zwischen Realität und Mediensimulation. Ein von Bürgerkriegen heimgesuchter südamerikanischer Staat wird von einer Filmgesellschaft aufgekauft. Dieser macht die Insel und die realen Handlungen der Bewohner zu Elementen eines groß angelegten Filmspektakels. Auch der Reporter, der auf die Insel kommt, um die ungewöhnlichen Vorgänge aufzudecken, wird entscheidender Teil dieser Spiel-Real-Handlung. Erklärtes Ziel der Filmcompany ist es, den Reporter durch einen Sensationsbericht, für eine kostenlose Reklameaktion des kommenden Filmdramas zu gebrauchen.
- 11 Vgl. Michael Grisko: *Von der »Bedürfnisanstalt« zur »UFA«*. Intellektuelle Diskursfiguren des frühen Kinos in der Zeitschrift »Die Schaubühne« (1905-1918). In: *RuG Jg. 28* (2002), H. 3/4, S. 109-121.
- 12 Jörg Schweinitz (Hrsg.): *Prolog vor dem Film*. Leipzig 1992.
- 13 Die Zeit der 20er Jahre ist durch die Sekundärliteratur besser aufgearbeitet. Für den anglo-amerikanischen Bereich vgl. Eckhard Grabe: *Cinematologie Poetologie. Kunstbetrachtung im Hollywood-Roman*. Würzburg 1992; für die deutsche Entwicklung bis 1938 vgl. Andrea Capovilla: *Der lebendige Schatten. Film in der Literatur bis 1938*. Köln u.a. 1994; Gerd-Peter Rutz: *Darstellungen von Film in literarischen Fiktionen der zwanziger und dreißiger Jahre*. Hamburg 2000; Claudia Wagner: *Das Geschöpf aus Kunst und Technik. Die Darstellungen von Film und Filmmilieu in ausgewählten Romanen der Weimarer Republik*. Magisterarbeit. Humboldt-Universität Berlin 1998. Einige additive Hinweise auf die Filmromane der Frühzeit liefert auch: Sabine Hake: *The Cinema's Third Machine. Writing on Film in Germany 1907-1933*. Lincoln, London 1993, S. 158-184.
- 14 Die deutlichsten Referenzen an eine durch Medienphänomene beeinflusste Leserschaft macht Arnolt Bronnen, der in seinem Roman »Film und Leben. Barbara LaMarr« (Berlin 1928) eine Kurzzusammenfassung des Romangeschehens für Schnellleser in der Kopfzeile anbot.
- 15 Vgl. dazu beispielhaft für die 20er Jahre: Uta Berg-Ganschow/Wolfgang Jacobsen (Hrsg.): *...Film...Stadt...Kino...Berlin*. Berlin 1987 und Erhard Schütz: *Film – Berlin – Feuilleton*. In: *Berliner Hefte zur Geschichte des literarischen Lebens Jg. 4* (2001), S. 79-100.
- 16 Es sind hauptsächlich Frauen, die den Aufstieg zum Star suchen und finden. Die Führungsetage der Filmgesellschaften sind in der Regel von Männern besetzt, die über den Erfolg oder Misserfolg der neuen Stars entscheiden. Gleichzeitig waren dies auch die wenigen Aufstiegs- und Erfolgsmöglichkeiten für Frauen, die mit Geld und Einfluss verbunden waren. Dies gilt auch für die 20er Jahre, in denen der Filmkritiker Siegfried Kracauer diese Phantasien mit dem Typus des »Ladenmädchens« verband. Eine der wenigen männlichen Ausnahmen ist der gleichnamige Protagonist in Gabriele Tergits Roman »Käsebier erobert den Kurfürstendamm«. Neuauflage Berlin 2004.
- 17 Zwar war Helene eine große Schauspielerin geworden, jedoch wurde sie – ganz der naturalistischen Idee verpflichtet – Opfer ihrer Herkunft. Nachdem sie in frühen Mädchenjahren von Frau Marcuse in den Hinterzimmern des Viertels verkuppelt wurde, während ihrer Karriere ihre »unge-

heure Sinnenmacht« (Kinostern, S. 55) stetig präsent war, führt sie – auf dem Höhepunkt ihrer Karriere – bereits ein Doppelleben, in dem sie mit unbekanntem Männern schläft. Am Ende kehrt sie zurück zu ihren Ursprüngen: »Was Helene Krieger anbelangt, so lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, ob sie später bei Frau Marcuse einkaufte, oder ob sie die Geliebte eines Fürsten geworden ist. Sie war eben eine Dirne.« (Kinostern, S. 126)

- 18 Nicht fehlen darf auch in diesem Sittenroman eine konservative Moral, denn die Erkenntnis Gretes – auch im Hinblick auf den Tod ihrer Freundin Lotte an einer Geschlechtskrankheit – lautet: »Gegen die schleichende, furchtbare Krankheit saloppen, haltlosen Lebens gab's kein Hilfsmittel, keine Rettung für die Unglückliche.« (Kino-Prinzeß, S. 110)
- 19 Vgl. Hedwig Courths-Mahler: Hrald Landry, der Filmstaar. Bergisch-Gladbach 1995; zuerst 1929.
- 20 Im Rahmen einer Neuedition müsste dieser Roman auch mit Blick auf seine Realitätsreferenz einer Re-Lektüre unterzogen werden. Der mehr oder weniger verschlüsselte Filmtitel »Der Mann mit dem Januskopf«, der aufgrund der erstmals eingesetzten Doppelbelichtung als sensationeller Erfolg gefeiert wurde und deutlich auf die Filme »Der andere« bzw. »Der Student von Prag«, verweist und weitere legen diese Schlüssellektüre nahe.
- 21 So der Regisseur Poldi Pold in Edmund Edels »Glashaus«, S. 143.
- 22 Diese Haltung vertritt auch eine junge Dame: »Im Kientopp gibt es Dramen und Romanfragmente, neuerdings auch schon Novellen. Es wird nicht mehr lange dauern, und wir bekommen lyrische Gedichte von Stefan George zu sehen. Aber das macht alles Langeweile. Ein schönes Schaudrama ist schöner als all diese psychologischen Experimente.« (Schatten, S. 15)
- 23 Vgl. dazu Sabina Becker: Neue Sachlichkeit. Die Ästhetik der neusachlichen Literatur (1920-1933). 2 Bde. Köln u.a. 2000.
- 24 Der Schatten wird hier zur technisch unumgehbareren entmaterialisierten Substanz im Herstellungsprozess des Films. In der bislang kaum aufgearbeiteten Diskussion ist der Schatten (auch über den Doppelgänger) zugleich negative Metapher und versuchter Anschluss an das ästhetische Programm der Romantik.

Miszellen

»Die Bundesregierung antwortet« Eine Sendereihe des SDR in der frühen Bundesrepublik¹

Mitte des Jahres 1952 wandte sich das Presse- und Informationsamt der Bundesregierung an die westdeutschen Rundfunkanstalten mit dem Vorschlag, eine Informationssendung auszustrahlen, in der Fragen der Bürger an die Bundesregierung gestellt und dann beantwortet werden können. Motivation für diese Initiative war offensichtlich ein Überhandnehmen von Anfragen ratsuchender Bürger an die Bundesregierung, den Bundestag und die Bonner Ministerien, die mühsam jeweils einzeln zu beantworten waren. Um dieses langwierige Verfahren abzukürzen und auch immer wiederkehrende Fragen gesammelt zu beantworten, kam die Idee auf, die Rundfunkanstalten für eine solche Ratgeber-sendung zu gewinnen. Ein Entwurf für eine solche Sendung wurde vom Bundespresseamt gleich mitgeliefert.² Den Auftakt der Reihe stellte sich das Amt so vor:

»Wie oft mögen Sie wohl bei dem Eintritt irgendeines politischen Ereignisses, bei der Vorlage eines Gesetzentwurfes der Bundesregierung im Parlament, bei der Verabschiedung eines Gesetzes durch den Bundestag bzw. durch den Bundesrat oder angesichts einer Verordnung, einer politischen Verhandlung gedacht und gesagt haben: Da müßte man doch die Bundesregierung fragen. In der Sendung, mit der wir heute beginnen, soll Ihnen nun dazu die Möglichkeit gegeben werden. Sie fragen die Bundesregierung und wir antworten Ihnen.«³

Der Süddeutsche Rundfunk (SDR) reagierte im großen und ganzen positiv auf diese Anregung. Intendant Fritz Eberhard schlug vor, dass die Fragen und die dazugehörigen Expertenantworten aus den Bonner Behörden und Ministerien dem SDR zur Verfügung gestellt werden sollten, der die passenden auswählt und diese dann redaktionell bearbeitet. Allerdings war ihm der Ton in diesem Entwurf viel zu langatmig und offiziell.⁴ Demgegenüber gab Richard Kappen vom Bundespresseamt zu bedenken, dass eine allzu »funktische« Gestaltung vielleicht einer von den Hörern erwarteten Objektivität widerstrebe.⁵ Anfang Januar 1953 wurde der Bonner SDR-Korrespondent Wolf Dietrich damit beauftragt, aus Fragen von Hörern und Expertenantworten ein Demoband herzustellen. Diese Nullsendung firmierte vorläufig unter dem Titel »Fragen Sie doch die Bundesregierung«.⁶ Am 24. März sprach Eberhard mit dem Leiter des Bundespresseamts, Felix von Eckardt, persönlich über

die geplante Sendereihe. Eberhard machte ihm klar, dass er das Demoband von Dietrich deswegen für langweilig halte, weil dort drei Fragen von Hörern »langstielig behandelt« würden. Er sprach sich dafür aus, in der Sendung fünf bis sechs Fragen zu behandeln.⁷ Demgegenüber gab Kappen zu bedenken, »daß die Antworten auf die Fragen stets wohl begründet sein müssen und deshalb sehr oft länger ausfallen werden«.⁸

Am 12. April 1953 kam es zur Ausstrahlung der ersten Sendung unter dem Titel »Sie fragen – die Regierung antwortet«.⁹ Vom Bundespresseamt wurde dies als großer Erfolg gewertet. Dort registrierte man bereits am 17. April 80 Briefe von Zuhörern, die beim eigens dafür eingerichteten Postfach 100 des Bonner Bundeshauses eingegangen waren: »Die Briefeschreiber begrüßen die Sendung und stellen neue und zum Teil sehr interessante Fragen.«¹⁰ Seit dem 6. Oktober 1953 wurde die Sendereihe jede Woche am Dienstag von 18.05 bis 18.15 Uhr im Mittelwellenprogramm unter dem Titel »Die Bundesregierung antwortet« ausgestrahlt. Die Beliebtheit der Sendereihe schien offensichtlich stetig zu wachsen. Dies lässt sich aus einem Brief von Chefredakteur Fritz Malburg an Kappen am 30. April 1954 schließen. Dieser berichtete von zunehmenden Klagen jener Hörer, die vergeblich eine Anfrage an das Postfach 100 gerichtet hätten und eine Antwort anmahnten. Er schließt den Brief mit einer unverhohlenen Drohung:

»Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen mitteilen muß, daß ich unter diesen Umständen die Lust an der Sendung verliere und gesonnen bin, sie einzustellen. Uns kann nicht daran liegen, unsere Hörer zu verärgern.«¹¹

Ein Jahr später, am 13. Dezember 1955, wurde die Reihe im Ausschuss »Politik und Zeitgeschehen« des SDR-Rundfunkrates besprochen. Der Chefredakteur betonte in seinem Bericht ihre Servicefunktion. Die Sendung wolle vor allem Ratschlag geben, »wie der Staatsbürger vorgehen soll, um das ihm rechtens Zustehende am besten zu erreichen.« Dementsprechend bezögen sich die meisten Anfragen auf die Sozialgesetzgebung im weitesten Sinne, etwa Lastenausgleich, Rentenansprüche und Entschädigungen.¹² Dies wird von Eberhard Klumpp bestätigt, der Mitte der 50er Jahre für die Sendereihe verantwortlich war: Die Reihe sei eine reine Renten- und Zuschuss-sendung gewesen.¹³ Malburg betonte außerdem, dass Fragen und Material für deren Beantwortung vom Bundespresseamt

kämen, die Auswahl und Redaktion jedoch ausschließlich beim SDR liege. Dabei achte man besonders darauf, dass bei der Beantwortung keine politischen Stellungnahmen einfließen. Die Regierung bekomme in der Reihe keine Möglichkeit, ihren Standpunkt zu propagieren. Klumpp erinnert sich, dass er zwei oder dreimal solche Versuche unterbunden habe.¹⁴ Erstaunlich hoch erscheint die von Malburg genannte Zahl von monatlich durchschnittlich 500 Höreranfragen aus dem Sendegebiet.¹⁵

Im Juli 1958 wurde die Reihe noch einmal im SDR-Rundfunkrat diskutiert. Erneut nahm man, wie schon in der Planungsphase, »die langweilige Akribie« der Antworten aufs Korn. Andere Rundfunkräte sprachen sich jedoch gegen eine Verkürzung der Antworten aus, denn diese »müßten hieb- und stichfest sein«.¹⁶ Noch ein paar Mal wechselte die Reihe ihren Sendeplatz, ohne dass sich noch Wesentliches an der Form ändern würde: Längere Zeit war sie am Montag von 8.05 bis 8.15 Uhr zu hören, rückte dann unter dem Titel »Antwort aus Bonn« auf den Mittwochnachmittag ins zweite Programm. Schließlich landete sie, wieder unter dem alten Titel, im dritten Programm, wo sie am Donnerstagmorgen von 8.50 bis 9.00 Uhr ausgestrahlt wurde. Dort lief sie zum letzten Mal am 29. Dezember 1977.

Jörg Hucklenbroich, Stuttgart

- 1 Im Bundesarchiv Koblenz befinden sich Akten zu der Sendereihe aus den Jahren von 1952 bis 1961 im Bestand Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (B 145), 257, 263-265; im Historischen Archiv des SWR Stuttgart gibt es zwei Manuskriptserien aus den Jahren von 1958 bis 1968 und von 1974 bis 1977. SWR Historisches Archiv. Bestand SDR H04/01-10/3171-3174 und 15962-15963.
- 2 Der SDR erhält mit einem Anschreiben vom 5.6.1952 einen Entwurf mit Fragenden aus Hamburg, Hannover und Gütersloh, der offensichtlich für den NWDR bestimmt war (O01/01-00/0457). Eberhard Klumpp, mündlich 15.4.2004.
- 3 Undatierter Manuskriptentwurf. Ebd.
- 4 Eberhard an Scheidt, Presse- und Informationsamt der Bundesregierung, 16.6.1952. Ebd.
- 5 Kappen an Eberhard, 23.6.1952. Ebd.
- 6 Aktennotiz Eberhard, 19.12.1952. Ebd.
- 7 Aktennotiz Eberhard, 30.3.1952. Ebd.
- 8 Kappen an Eberhard, 27.3.1953. Ebd.
- 9 Manuskript. SWR H04/01-10/2909.
- 10 Kappen an Eberhard, 17.4.1953. SWR-Archiv O01/01-00/0457.
- 11 Malburg an Kappen, 30.4.1954. SWR-Archiv O01/01-00/0451.

¹² Anlage zum Protokoll der Sitzung des Rundfunkratsausschusses »Politik und Zeitgeschehen«, 13.12.1955. SWR-Archiv O01/01-00/0891.

¹³ Klumpp (wie Anm. 2).

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Diese Zahl wird in einem Bericht vom 14.6.1955 genannt, den Eberhard von Kappen für die Sitzung des Politik-Ausschusses des Rundfunkrats erbeten hatte. SWR-Archiv O01/01-00/0451.

¹⁶ Protokoll der Sitzung des Rundfunkratsausschusses »Politik und Zeitgeschehen«, 14.7.1958. SWR-Archiv O01/01-00/0894.

Küppersbusch-Elektrogeräte für das Funkhaus

Ein Verwaltungsratsvorsitzender im Interessenkonflikt

Zur notwendigen Arbeit des forschenden Rundfunkhistorikers gehört die Sichtung von Aktenbeständen. Diese werden von den Archivaren gemeinhin in Regalmetern gemessen. Fünf Regalmeter Akten aus dem Büro des NWDR-Verwaltungsratsvorsitzenden Emil Dovifat aus den Jahren 1951 und 1952 fanden sich in einem verstaubten Kellerraum des früheren SFB in Berlin. Dovifat war Ordinarius an der Universität Berlin und gilt gemeinhin als Nestor der deutschen Publizistikwissenschaft.

In einem Büro, das ihm der NWDR in Berlin für die Zeit seines Verwaltungsratsvorsitzes mit einem Sekretariat einrichtete, erledigte Dovifat die laufende Korrespondenz. Diese Akten sind weitgehend vollständig erhalten geblieben. Sie spiegeln deutlich, dass der Verwaltungsratsvorsitzende nicht nur Publizistikwissenschaftler war, sondern auch als CDU-Mitglied und überzeugter Katholik Interessen vertreten hat. Dass Dovifat in einem engen Kontakt mit dem Bundeskanzleramt stand und auch über interne Vorgänge des Verwaltungsrates direkt an den Staatssekretär im Bundeskanzleramt berichtete, lässt sich nun detailliert nachweisen. In seiner Korrespondenz finden sich aber auch Schriftstücke, die zur Erheiterung des Forschers bei der Bewältigung der Regalmeter beitragen.

Die CDU – Stadtbezirk Hamburg-Mitte – übermittelte per Adresse »Professor Dr. Emil Dovifat, Vorsitzender des Verwaltungsrates des Nordwestdeutschen Rundfunks« eine Empfehlung:

»Ohne zu wissen, ob Sie sich für die technischen Einzelheiten der Neueinrichtung der Elektroküche für den NWDR in Hamburg interessieren, gestatte ich mir, Ihnen eine noch zur Verfügung stehende Bauzeichnung der Firma Küppersbusch zu übermitteln«,

schreibt ein Herr Sube am 27. November 1951. Und weiter heißt es dort:

»Nach meiner Unterrichtung ist Herrn Baurat Heinemann in Hamburg nahe gelegt worden, vor Entscheidung der Auftragsvergebung über die Kucheneinrichtung sich einige von der Firma Küppersbusch in Hamburg geplante und eingerichtete Elektrogroßküchenanlagen anzusehen.«

Damit die Qualitäten der Firma Küppersbusch auch deutlich werden, schreibt Sube:

»Anlässlich der zweiten Bundesfachschau in Frankfurt am Main hat sich unter anderem auch Wirtschaftsminister Dr. Erhardt von der Leistungsfähigkeit der Firma F. Küppersbusch und Söhne A.G., Gelsenkirchen, überzeugt und seine Anerkennung über die gezeigten Großküchengeräte und -anlagen zum Ausdruck gebracht. Der Besuch des Herrn Wirtschaftsministers wurde in einem Foto festgehalten, das ich Ihnen überreichen möchte.«

Was macht der Verwaltungsratsvorsitzende einer öffentlich-rechtlichen Anstalt mit einem solchen Brief? Ihm den Papierkorb zu übergeben erschien Dovifat offensichtlich unklug zu sein. Frau Urbansky schrieb am 1. Dezember 1951 an den CDU-Stadtbezirk Hamburg-Mitte:

»Im Auftrage des Herrn Professor Dr. Dovifat teilen wir Ihnen mit, dass die ihm mit Ihrem Schreiben vom 27.11. übersandten Unterlagen der Firma Küppersbusch befürwortend an Herrn Baurat Heinemann weitergegeben wurden.«

Dovifat selbst schrieb an Baurat Heinemann im Zentralen Baubüro des NWDR am 30. November 1951:

»Die Firma Küppersbusch empfiehlt sich immer wieder. Ich sende Ihnen die Unterlagen. Die Entscheidung liegt selbstverständlich bei Ihnen, und ich weiß, dass die von den Fachleuten rein sachlich getroffen wird. Wenn die Vorzüge der Firma Küppersbusch so überragend sind, wird die wohl den Auftrag erhalten.«

Ob die Küppersbusch-Geräte nun im Hamburger Funkhaus an der Rothenbaumchaussee oder im gerade im Bau befindlichen Kölner NWDR Funkhaus installiert werden sollten, wird aus der Korrespondenz nicht deutlich. Abgeheftet sind die Unterlagen allerdings in einem Ordner mit der Beschriftung »Neubau Köln«.

Diesen Briefwechsel könnte man als Kuriosum abtun, aber in der Gesamtsicht des Aktenbestandes zeigt sich deutlich, mit welchen administrativen Details der Geschäftsführung sich der Verwaltungsratsvorsitzende der Rundfunkanstalt beschäftigte.

Nach der Verordnung 118 der Militärregierung über den Nordwestdeutschen Rundfunk hatte der Verwaltungsrat des NWDR eine starke Stellung. Er war nicht nur für die Ernennung des Generaldirektors und die Überwachung seiner Geschäftsführung zuständig. Im Paragraph 10 der Verordnung hieß es:

»Der Generaldirektor hat in allen wichtigen Angelegenheiten grundsätzlicher oder finanzieller Art die Genehmigung des Verwaltungsrates einzuholen. Er hat die Weisungen des Verwaltungsrates über die Gestaltung des Rundfunkprogramms und insbesondere die zur Wahrung der politischen Unparteilichkeit gegebenen Anordnungen zu befolgen.«

Besonders stark war die Position des Vorsitzenden des Verwaltungsrates. Der Generaldirektor war auch an folgenden Passus gebunden:

»Außerdem ist der Vorsitzende des Verwaltungsrates über die laufenden Angelegenheiten ständig unterrichtet zu halten und seine Genehmigung in allen Angelegenheiten einzuholen, die über den Kreis der laufenden Geschäfte hinaus geht.«

Die Frage, wie dieser Passus im Detail zu interpretieren war und welche Rechte der jeweils amtierende Verwaltungsratsvorsitzende im konkreten Ablauf der Entscheidungen der Anstalt daraus ableitete, war nach dem Erlass der Verordnung am 1. Januar 1948 im Verhältnis zwischen Verwaltungsratsvorsitzenden und Generaldirektor zu klären.

Paragraph 11 der Verordnung 118 über den NWDR lautet:

»Die Mitglieder des Verwaltungsrates haben die Aufgabe, die Interessen des Nordwestdeutschen Rundfunks zu fördern. Sie dürfen keine Sonderinteressen irgendwelcher Art vertreten und von keiner Seite Instruktionen bezüglich der Führung des Amtes entgegennehmen.«

Die ausdrückliche Feststellung, dass dies auch für die Interessenvertretung der Firma Küppersbusch gilt, fehlt allerdings im NWDR-Statut.

Peter von Rügen, Hamburg

Teilnachlass des Bühnenbildners Adalbert Hartel im Historischen Archiv des WDR

Im Februar 2002 hat das Historische Archiv des Westdeutschen Rundfunks (WDR) Teile des Nachlasses des Bühnenbildners Adalbert Hartel (1917 - 2002) in seinen Bestand übernommen. Seit den 60er Jahren steht Hartels Name für die Ausstattung zahlreicher bekannter Produktionen im Unterhaltungsbereich des Fernsehens wie etwa »Klimbim«, »Die Gimmicks« oder »Wetten dass«. Der inzwischen verzeichnete kleine, doch qualitativ hochwertige Bestand steht damit für die Wissenschaft und zu Ausstellungszwecken zur Verfügung.¹

Hartel wurde am 15. Januar 1917 in Voigtsdorf, Kreis Roessel, in Ostpreußen geboren. Über seinen schulischen Werdegang hat sich Hartel in einem Mitte der 80er Jahre selbstverfassten

Lebenslauf nur cursorisch geäußert.² Möglicherweise verließ er die Schule ohne Abschluss, um am sogenannten »Treudank«, dem Landestheater in Allenstein, bei Ernst Theiling zu volontieren. Die Mehrspartenbühne spielte zu dieser Zeit – Mitte der 30er Jahre – neun Monate im Jahr in der Hauptstadt des Regierungsbezirkes und gastierte im Sommer zwei weitere Monate in den samländischen Ostseebädern wie Cranz oder Palmnicken. Zunächst wurde der junge Hartel im Malersaal eingesetzt, scheint jedoch rasch zu Bühnenbildaufgaben herangezogen worden zu sein. 1939 wurde Hartel bei Kriegsausbruch zur Beobachtungs-Abteilung I in Königsberg eingezogen. Fünf Jahre Dienst in der Wehrmacht und die Beteiligung an den Feldzügen in Polen, Frankreich und Russland folgten.

Entscheidend für Hartels Werdegang wurde ein erster Preis, den er – vermutlich 1941 – für den Entwurf eines Gedenkblattes seiner Division erhielt. Mit dem Preis war ein Studienurlaub in Wien verbunden. So reiste Hartel zehn Tage im Güterzug von Charkow nach Wien, um an der Akademie der Bildenden Künste in der Bühnenbildklasse von Emil Pirchan zu studieren. Gleichzeitig hörte er Kunstgeschichte bei Prof. Josef Gregor. Wie lange der Aufenthalt dauerte, ist nicht genau bezeugt. Vermutlich handelte es sich nur um ein kurzes Intermezzo, denn nach eigenen Angaben erlebte Hartel die Kesselschlacht bei Charkow, die im September 1941 stattfand. Erinnerungswürdig war ihm hingegen die Verleihung des Akademiepreises der Stadt Wien für die Ausstattung der (nicht realisierten) Oper »Tiefland« von Eugen d'Albert.

1944 geriet Hartel im Zuge der alliierten Invasion in der Normandie in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Ein hoher US-Offizier erkannte Hartels künstlerisches Talent und bediente sich seiner beim Aufbau einer »Souvernir-Kompanie«:

»Maler und Graphiker malten und zeichneten nach Fotos für amerikanische Soldaten deren Frauen, Kinder und Katzen. Die Bilder wurden in Kisten verpackt und nach Amerika transportiert.«

Da sich der Zweite Weltkrieg dem Ende zuneigte und die GIs nur kleine Souvenirs nach Übersee mitnehmen durften, blühte das Geschäft, insbesondere mit Portraits.

»So malten und zeichneten wir Portraits am laufenden Band. Skizzen in 15 Minuten. Die Schlange (...) riß nicht ab. Der Offizier kassierte Dollars, wir Zigaretten, Schokolade und Kaugummi.«

Im Kriegsgefangenenlager Le Mans entstand jedoch auch eine Serie kleinformatiger privater Bilder. Zu diesem Zweck verwandelte Hartel kostbaren Nescafé mangels anderweitig verfügbarer Grundstoffe in Farbe. Die 1944/45 ent-

standenen Nescafé-Bilder befinden sich heute im Besitz der Erben.

Im Januar 1946 wurde Hartel aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Von seinem Entlassungsort Heilbronn aus folgte er einem Kameraden in den Odenwald, da eine Rückkehr nach Ostpreußen mit zu großen Risiken verbunden war. Ein Holzkoffer mit doppeltem Boden, in dem sich Zigaretten und Schokolade amerikanischer Herkunft befanden, sicherte das Überleben in der ersten Zeit.

Hartel begann nun, Kontakt zu einer Bühne zu suchen. Am 1. August 1946 wurde er an das Staatstheater Wiesbaden engagiert, wo er bis 1952 blieb. Von 1952 bis 1955 war Hartel Leiter der Ausstattung an den Städtischen Bühnen in Lübeck. Hier arbeitete er mit der Gastregisseurin Ida Ehre bei der Inszenierung von Garcia Lorcas »Bernarda Albas Haus« zusammen. Mit den Produktionen »Arabella« und »Iphigenie« gastierte die Bühne u.a. in Schweden. Weitere fünf Jahre, von 1955 bis 1960, arbeitete Hartel als Ausstattungsleiter am städtischen Theater in Freiburg/Br., ehe er sich dem frühen Fernsehen zuwandte.

Seinen Entschluss, sich dem neuen Medium zuzuwenden, begründete Hartel in der folgenden Weise: »(...) jeder kleine Dramaturg wurde Intendant, erfand das Theater neu und brachte mehr oder weniger qualifizierte Leute mit. Ich hatte keine Lust mehr und versuchte es beim noch relativ neuen Fernsehen.« 1960 wechselte Hartel daher zum WDR, zunächst als Freier Mitarbeiter, ab dem 1. August 1963 in Festanstellung. Die Ausstattung des Balletts »Finale« begründete eine zwei Jahrzehnte währende fruchtbare Zusammenarbeit mit dem Regisseur Günter Hassert, den Hartel als den »optischsten Regisseur« schätzte, den er je kennengelernt habe.

Hartel stattete in diesen Jahren für den WDR nicht nur Galas aus wie die Silvestergala »Nun geht der Zirkus wieder los« – 1964/65 in der Düsseldorfer Kongresshalle mit den Orchestern Kurt Edelhagen und Adalbert Luczkowski³ –, sondern neben zahlreichen Shows auch frühe Fernsehspiele wie etwa »Kean« nach Alexandre Dumas (10.11.1963), »Verhör am Nachmittag« von Wolfgang Menge mit Alexander Allerson und Vera Tschechowa (25.2.1965) oder »Das Duell« von Anton Tschechow mit Pinkas Braun und Gerlinde Locker (6.12.1964), um nur einige prominente Beispiele zu nennen. Bei den beiden erstgenannten Produktionen arbeitete Hartel mit dem Hörspiel- und Fernsehspielregisseur Wilhelm Semmelroth zusammen, bei der Produktion von »Das Duell« (6.12.1964) mit Hans Schweikart.⁴ An Show-Produktionen für den WDR sind insbesondere die Ausstattungen der Ivan-Rebroff-Show (diverse Folgen 1973-1975),

die Show »Wencke« (d.i. »Wencke-Myrhe-Show«, 11.4.1981) oder diverse Folgen der Rudi-Carrell-Show zu nennen.

Von 1965 bis 1979 war Hartel ARD-Koordinator für die Ausstattung der Berliner Funkausstellungen, im Jahre 1967 übertrug man ihm die Dekorationen zum Deutschen Tag, der anlässlich der Weltausstellung auf dem Platz der Nationen im kanadischen Montreal stattfand.⁵

Als Anerkennung seines Lebenswerks erhielt Hartel bei der »Telestar«-Verleihung im Dezember 1986 den Ehrenpreis der Fernsehunterhaltung. Noch in der zweiten Hälfte der 80er Jahre entwarf der Szenenbildner die Ausstattung für die Rudi-Carrell-Show »Die verflixte Sieben« sowie zur »Telestar«-Verleihung von 1989. Adalbert Hartel starb am 9. Januar 2002 in Baden-Baden.

Eine Sichtung des Nachlasses in Baden-Baden ergab folgendes Bild: Ein Teil des Nachlasses umfasste die Periode vor 1960, d.h. Hartels Tätigkeit an den klassischen Bühnen in Wiesbaden, Lübeck und Freiburg/Br. Er wurde zwischenzeitlich von der in Schloss Wahn befindlichen Theaterwissenschaftlichen Sammlung der Universität Köln übernommen.

Unter Hartels Ausstattungen für Fernsehproduktionen befanden sich vornehmlich ZDF- und SFB-Provenienzen, die entweder an das Historische Archiv des ZDF bzw. an das Deutsche Rundfunkarchiv, Standort Potsdam, weiter geleitet wurden.

Der den WDR betreffende Teil umfasste zahlreiche Fotoabzüge, Dias und Negative zu einzelnen Fernsehproduktionen, die ans WDR-Bildarchiv abgegeben wurden; des Weiteren ca. 0,8 lfm Produktionsakten,⁶ die vornehmlich Grundrisse der Bühnenaufbauten enthielten, Aufrisse der Kulissen, Werkzeichnungen und z.T. auch Dispositionen, Requisitenlisten und einzelne von Hartel selbst angefertigte Szenenfotos. In der Akte zur Produktion »Hafen« (Arbeitstitel: »Winter«, 3.11.1984) befindet sich darüber hinaus eine Probe für »Bühnenschnee«, der aus geschredderter weißer Kunststoffolie hergestellt wurde.⁷ Besonders wertvoll sind insgesamt neun maßstabgetreue Bühnenmodelle aus den 80er Jahren.⁸ Neben dem Modell für die nicht realisierte Produktion »Chapeau« handelt es sich dabei um das Bühnenmodell für die »Telestar«-Verleihung von 1989 sowie sieben Modelle zur Rudi-Carrell-Show »Die verflixte Sieben«.⁹

Die Modelle ergänzen den Bestand »Objektdokumentation« des Historischen Archivs, während die nachgelassenen Produktionsakten helfen, die Bestandslücken im Bereich der frühen

Fernsehausstattung zumindest in Ansätzen zu kompensieren.

Alles in allem stellt der Nachlass von Adalbert Hartel nicht nur eine bedeutende Quelle zur frühen Fernsehästhetik, insbesondere in den Bereichen Fernsehspiel und Unterhaltung, dar, sondern ermöglicht darüber hinaus weitere Untersuchungen zum »Medienwechsel« von klassischen Bühnenbildnern zu Fernsehausstattern zu Beginn der 60er Jahre. Zusammen mit dem Fundus der überlieferten Fotos und Sende-Epis eignet er sich besonders für Ausstellungen zur Fernsehästhetik.

Birgit Bernard, Köln

- 1 Ein besonderer Dank gilt der Auszubildenden Cathérine Six für die Mitarbeit an der Archivierung und Verzeichnung des Nachlasses.
- 2 WDR Köln, Historisches Archiv (HA). Personendossier Adalbert Hartel, D 2132. Darin: Selbstverfasster Lebenslauf Hartels. Hieraus stammen die folgenden Zitate.
- 3 WDR HA, 11634.
- 4 Zu »Kean« sind die Grundrisse Hartels erhalten. Zu den Produktionen »Das Duell« und »Verhör am Nachmittag« bilden von der WDR-Grafik übernommene sogenannte »Sende-Epis« mit Vor- und Abspännen etc. eine willkommene Bestandsergänzung. Vgl. WDR HA, Epis 223, 224, 262.
- 5 WDR HA, D 2132
- 6 WDR HA, 11627-11661.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd., OBB 1 - OBB 9.
- 9 Zu den Themensendungen »Wien« (12.10.1985), »New York« (22.2.1986), »Mexiko« (17.5.1986), »Monte Carlo« (20.9.1986), »Moskau« (1.11.1986), »1001 arabische Nächte« (23.5.1987) und »Skandinavien« (10.10.1987).

Zwischen Pop und Propaganda Workshop zur Geschichte des DDR-Hörfunks in Berlin*

»Zwischen Pop und Propaganda – Radio in der DDR« lautete das Motto eines interdisziplinär angelegten Workshops, der Ende März 2004 in Berlin im ehemaligen RIAS-Funkhaus stattfand. Veranstalter waren die Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt und das Zentrum für Zeit-historische Forschung Potsdam (ZZF) in Verbindung mit dem DeutschlandRadio Berlin und der Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Die Organisatoren hatten sich vorgenommen, neue Forschungsparadigmen aufzunehmen, die Einbindung des DDR-Hörfunks in den zeitgenössischen Kontext des Kalten Krieges zu reflektieren sowie im Unterschied zu »älteren Ansätzen«

nicht nur die Intentionen der SED-Spitze, sondern auch den Charakter des Radios als Unterhaltungsmedium zu thematisieren.

Letzteres brachte Thomas Lindenberger (Potsdam) im Einführungsreferat auf die sicherlich noch diskussionsbedürftige Formel: Kalter Krieg und moderne Mediengesellschaft hätten sich schon in den 1950er Jahren sowohl im Osten als auch im Westen als inkompatibel erwiesen. Der Referent verstand darunter das Scheitern einer »systemüberschreitenden Instrumentalisierung und Ideologisierung« des Hörfunks in beiden deutschen Staaten.

Wolfgang Mühl-Benninghaus (Berlin) berichtete in der ersten Sektion über die institutionellen Anfänge des Rundfunks in der SBZ/DDR sowie über das Unterhaltungsangebot im frühen SBZ-Hörfunk, das von einer eher zurückhaltenden »Erziehung zur Kultur« nach sowjetischem Vorbild durch SMAD-Pressesoffiziere – vergleichbar der Reeducation in den Westzonen – geprägt gewesen sei. Unmittelbar nach Kriegsende habe man im Berliner Rundfunk hauptsächlich im Dritten Reich verbotene klassische Musik jüdischer Komponisten und Jazz gespielt. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, dafür unter Verschluss gehaltene Schallplatten zur Verfügung zu stellen. Mühl-Benninghaus erwähnte, dass die sowjetischen Pressesoffiziere anfangs Volksmusiksendungen präferierten, während die SED-Agitationsbürokratie seit 1947 verstärkt auf das Arbeiterliedgut gesetzt habe.

Petra Galle (Berlin) referierte über die politischen Sendungen des Berliner Rundfunks (BR) in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Sie teilte nicht die Meinung von Mühl-Benninghaus, die SMAD habe in ihrer Rundfunkpolitik eine eher zurückhaltende Rolle gespielt. Für die Sowjets, so Galle, habe der Sender vielmehr von Anfang an einen herausragenden propagandistischen Stellenwert besessen, den sie auch genutzt hätten. Galle kam jedoch wie Mühl-Benninghaus zu dem Ergebnis, seit dem Jahreswechsel 1947/48 sei die politische Agitation im BR verschärft worden, was zur Popularisierung des RIAS als Informationssender im Großraum Berlin beigetragen habe.

Mit dem 17. Juni und dessen Folgen beziehungsweise oder besser Folgenlosigkeit für die Akzeptanz des Hörfunks in der DDR beschäftigte sich Ingrid Pietrzynski (Potsdam-Babelsberg). Sie bezog sich auf ihren informativen Aufsatz, in dem sie unter anderem die damals durchaus obrigkeitkritische Rolle Karl-Eduard von Schnitzlers in parteiinternen Auseinandersetzungen über eine Verbesserung der Programmgestaltung und -inhalte beleuchtet hat.¹

In der Sektion 2 stand der DDR-Rundfunk seit dem Mauerbau zur Debatte. Christian Köhne

(Mannheim) stellte Hörfunksendungen mit Unterhaltungscharakter aus dem Bereich der Wirtschaftspropaganda vor, die in den 1960er Jahren entstanden waren und deren Format partiell noch später Bestand hatte. »Vom Erziehungsinstrument zum Konsumgut? Zur Entwicklung des DDR-Rundfunks in der Honecker-Zeit« lautete das Thema von Rolf Geserick (Sankt Augustin). Er beantwortete seine Fragestellung mit einem eingeschränkten Ja. Der Hörfunk hatte angesichts der Dominanz des Fernsehens seine Bedeutung in der Systemauseinandersetzung weitgehend verloren, setzte mehr auf Unterhaltung und vermittelte den wohl trügerischen Eindruck, es habe dort für die Journalisten mehr Freiräume als in den anderen Medien gegeben.

Für eine lebhafteste, teilweise emotionsgeladene Diskussion sorgte Sylvia Dietl (Düren) mit ihrem Vortrag über das Ende des DDR-Rundfunks. Die erfrischend meinungsfreudige Referentin, die über dieses Thema promoviert, stützte sich bei ihren Wertungen auf ein intensives Quellenstudium in ost- und westdeutschen Archiven sowie auf die Aussagen von Akteuren beider Seiten, die an der Abwicklung des DDR-Rundfunks beteiligt waren. Die von Dietl belegte Feststellung, der Rundfunkbeauftragte Rudolf Mühlfnzl habe ungeachtet der umstrittenen Modalitäten seiner Wahl und seines persönlichen Verhaltens den ihm gestellten Auftrag erfüllt, löste bei den anwesenden ehemaligen DDR-Journalisten Empörung aus – ebenso wie beispielsweise Dietls zutreffende Aussage, den Medienkadern und Journalisten sei es im Herbst 1989 – »egal ob Reforme oder Hardliner« – nicht zuerst darum gegangen, grundlegend andere Verhältnisse zu schaffen, sondern vielmehr darum alles zu versuchen, sich an der Macht zu halten. Der altgediente DDR-Hörfunkjournalist Alfred Fleischhacker fühlte sich in alte Zeiten versetzt, in denen die Partei das Sagen gehabt habe. Andere, ebenfalls aus der DDR stammende Tagungsteilnehmer empfanden aufgrund eigener Erfahrungen Fleischhackers Monita als deplaciert. Eine Podiumsdiskussion mit ehemaligen Mitarbeitern des DDR-Rundfunks zeigte im Übrigen, dass Zeitzeugenaussagen auch davon abhängen können, inwieweit die Betroffenen mental und beruflich in der größer gewordenen Bundesrepublik angekommen sind.

Ernst Elitz, der Intendant des Deutschland-Radios, das in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen feiert, würdigte die erfolgreiche Fusion von RIAS Berlin und DS Kultur, dem ehemaligen Deutschlandsender, zum DeutschlandRadio Berlin. Sie sei durch eine »Kultur des Kennenlernens« ermöglicht worden. Heute würden die beiden Programme seines Hauses, der Kölner Deutschlandfunk und DeutschlandRadio Berlin,

die einzigen überregionalen Leitmedien in Deutschland, gleichermaßen in Ost und West von den Rezipienten geschätzt.

Die Referate der Sektion 3 »Genres und Themen« behandelten unterschiedliche Aspekte: Unterhaltungssendungen und populäre Musik im DDR-Hörfunk (Monika Pater, Hamburg); Literarische Programmangebote des Berliner Rundfunks und des NWDR in der Nachkriegszeit (Hans-Ulrich Wagner, Hamburg); Der Nürnberger Prozess im Berliner Rundfunk (Christine Bartlitz, Potsdam) sowie »Faschismus« und »Antifaschismus« – Die NS-Zeit zwischen Erinnerung und Politik (Christoph Classen, Potsdam).

Ausgewählte Zielgruppenprogramme des Hörfunks wurden in der Sektion 4 vorgestellt. Klaus Arnold (Eichstätt/Ingolstadt), zusammen mit Christoph Classen Organisator des Workshops, beschäftigte sich mit der wechselvollen Geschichte des Deutschlandsenders, dessen nicht erfüllter Auftrag, auf die westdeutsche Bevölkerung ideologisch einzuwirken, sich mit der Abgrenzungspolitik Honeckers erledigt hatte. Mit den Höhen und Tiefen des auf westliche Musik ausgerichteten »Jugendstudios DT 64« befasste sich Heiner Stahl (Potsdam). Die Redaktion, die unter ständiger kritischer Observation der SED- und auch der FDJ-Führung stand, habe das »Kahlschlag-Plenum« 1965 nur deshalb überlebt, weil die Außenwirkung einer Einstellung des Jugendstudios verheerend gewesen wäre.

Nicht für DDR-Bürger bestimmte Zielgruppenprogramme behandelten Claus Röck (Hamburg) und Jürgen Wilke (Mainz). Für die meisten Tagungsteilnehmer völlig Neues bot Röck, als er eine komprimierte Fassung seiner kurz zuvor abgeschlossenen Dissertation über Radio Vltava (Radio Moldau) vortrug. Dabei handelte es sich um einen DDR-Geheimsender, der 1968/69 vor und nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Staaten in die ČSSR über den Äther eine begleitende propagandistische Invasion mit Hetzsendungen gegen die Prager Reformkommunisten betrieb. Wilke präsentierte neue Erkenntnisse aus seinen Forschungen über die Aktivitäten des Deutschen Freiheitssenders 904 (DFS 904) und des Deutschen Soldatensenders 935 (DS 935). DFS 904 erweckte bei seinen Hörern den Eindruck, für die KPD aus dem Untergrund der Bundesrepublik zu senden. DS 935 hatte Bundeswehrangehörige als Zielgruppe, wurde aber wegen seiner westlichen Schlagermusik auch verbotenerweise gern von NVA-Soldaten gehört.

In der fünften und letzten Sektion des Workshops sollten »Vergleichende Perspektiven« behandelt werden. Die Historikerin Adelheid von Saldern (Hannover) entschuldigte sich einleitend

dafür, das Thema »Offene Vergleiche. Rundfunk im Nationalsozialismus und in der DDR« übernommen zu haben. Sie versprach, in ihrem Vortrag mit keinem Wort die Begriffe Totalitarismus, Instrumentalisierung, Manipulierung oder Propaganda zu erwähnen. Ihr Versprechen erfüllte die Referentin, denn ihr Ziel sei es nicht, den Großvergleich zwischen beiden Diktaturen zu ziehen, sondern auf der »Zeit- und der Strukturschiene« den offenen Vergleich zur Erweiterung des Blickfeldes anzubieten. Konrad Dussel (Mannheim) kam in seinem Referat über Aspekte des systematischen Vergleichs des Rundfunks in der Bundesrepublik und in der DDR zu dem Schluss, dass sich daraus mehr Fragen als Antworten ergäben und ein deutsch-deutscher Vergleich kein »Schwarzweiß-Modem« zum Ziel haben sollte.

Der Vortrag von Michael Meyen (München) war unter dem Thema »Deutsch-deutsche Publika und ihre Präferenzen« angekündigt. Er beschränkte sich jedoch auf die Präferenzen ostdeutscher Rundfunkhörer, deren Mediennutzung in den 1980er Jahren Meyen anhand von 100 Leitfadeninterviews erforscht hat. Vor allem aufgrund des Interesses an der Lokalberichterstattung der DDR-Sender, die indes nicht sehr umfangreich war, kam Meyen zu dem überraschenden Ergebnis, dass sich die These von der Dominanz der Westsender in der DDR nicht halten lasse.

Die Veranstalter kündigten noch für dieses Jahr das Erscheinen eines lesbaren Tagungsbandes an, der nicht nur für Kommunikationswissenschaftler bestimmt sei. Dies ist angesichts der offenen Fragen, die aus Zeitgründen unbeantwortet bleiben mussten, wegen der fortwährenden Bedeutung der Thematik nur zu begrüßen.

Gunter Holzweißig, Kleinmachnow

* Nachdruck aus dem Deutschland Archiv Jg. 37 (2004), H. 3, S. 498ff.

¹ Vgl. Ingrid Pietrzynski: »Eine Republikpartei-schule, noch dazu eine schlechte...«. Der 17. Juni 1953, der DDR-Rundfunk und ein Memorandum von Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler. In: RuG Jg. 29 (2003), H. 1/2, S. 20-37.

Kontrovers und konstruktiv Tagung zu Buch, Buchhandel und Rundfunk der 70er Jahre in Marbach/Neckar

Wie verhält sich Literatur zum Buchhandel; verhalten sich Literatur und Buchhandel zum Rundfunk und/oder umgekehrt? Welche kreativen Ansprüche, sachlichen Zwänge und technischen

Möglichkeiten korrelieren dabei miteinander? Allein diese Beziehungen zu untersuchen, stellt in der gesamtdeutschen Medienrepublik eine große Herausforderung dar. Nimmt der Wissenschaftler nun noch den ehemaligen inner- (oder besser inter?)deutschen Austausch von DDR und Bundesrepublik hinzu, ergibt sich ein Spannungsfeld, mit seiner Vielzahl von medialen, kulturpolitischen, kulturellen und nicht zuletzt subjektiven Verflechtungen, wobei dieser Boden auch 15 Jahre nach dem Mauerfall nur unzureichend oder punktuell beackert ist.

Folgerichtig konzentrierte sich die Tagung der Historischen Kommission der ARD und des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels auf eine differenzierende Bestandsaufnahme der Beziehungen zwischen Literatur und Medien. Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach referierten und diskutierten am 4. und 5. März Vertreter verschiedener Medien sowie Wissenschaftler über Verlagsarbeit, Literaturberichterstattung und Herausgabepolitik im schwierigen Ost-West-Verhältnis. »Buch, Buchhandel und Rundfunk: »Perspektiven / Wechsek – Deutsch-deutscher Literaturaustausch in den 70er Jahren« war die zweitägige Veranstaltung betitelt, die den Teilnehmern eindrücklich vor Augen führte: Es gibt mitnichten eine ungeteilte Sicht auf die deutsche Mediengeschichte.

Erste Stichpunkte zum Problemaufriss gaben bereits die Einführungen von Dietrich Schwarzkopf (Starnberg) und Reinhold Viehoff (Halle). Die DDR – so Reinhold Viehoff – habe sich in den 70er Jahren zwischen breiter internationaler Anerkennung (zu nennen sind hier die Stichworte UNO-Aufnahme und Unterzeichnung der KSZE-Akte) und einem zunehmenden Glaubwürdigkeitsverlust im eigenen Staat bewegt. Gerade die 70er Jahre seien deshalb ein geeigneter Zeitraum der Betrachtungen.

Die einzelnen Beiträge zur Tagung wiesen naturgemäß keine homogenen wissenschaftlichen Ansätze auf: Systematisierende Arbeiten aus literaturwissenschaftlichem Blick und bewusst subjektiv gehaltene Darstellungen aus Verlegersicht sowie aus der Perspektive von Hörfunk- und Fernsehredakteuren spiegelten das weite Feld ehemals ostdeutscher und westdeutscher Geschichtsschreibung wider.

Laut Manfred Jäger (Münster) waren die 1971 von der Partei versprochenen erweiterten Handlungsspielräume in der DDR-Kultur a priori mit dem Ziel verbunden, die staatsparteiliche Macht zu stabilisieren und sich der Loyalität seiner Kulturträger zu versichern. Chancen zum freien Meinungs-austausch entstanden durch innerparteiliche Unsicherheiten, wie mit dem »neuen Wind« der Kulturpolitik umzugehen sei, und deren subjektive Interpretationen. Die Hoff-

nung von Literaten, Dramatikern und anderen kulturellen Akteuren auf eine liberalere Politik habe sich zwar zunächst ansatzweise erfüllt, sei jedoch innerhalb kürzester Zeit, weil mit dem staatlichen Machtgefüge nicht vereinbar, in stärkere Überwachung und erneute Repressionen umgeschlagen. Die Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 – so auch die Meinung der meisten Referenten – habe demnach nur einen öffentlichkeitswirksamen Wendepunkt markiert.

Den »Mythos vom Tauwetter« thematisierte auch Dietrich Löffler (Halle) in seinem Vortrag zum Zusammenhang von politischen Rahmenbedingungen und dem Verlag ostdeutscher Autoren in der Bundesrepublik. Zwar sei es nach dem Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker 1971 zu einer stärkeren Selbstständigkeit von Autoren in den Verhandlungen mit westdeutschen Verlagen gekommen. Aber diese partielle Öffnung habe vor allem einer Abfederung westlicher Meinungspolitik gegolten. Als wichtigste Folge stellte Löffler die stärkere Differenzierung innerhalb der DDR-Literatur fest: Diejenigen Autoren, die im Westen veröffentlichten (und dort auch Geld verdienten), seien mit einer gewissen politischen Immunität wie auch einer größeren Autorität versehen gewesen, während vom Westen nicht anerkannte Autoren verstärkt von Repressionen betroffen gewesen seien.

Die kulturpolitische Öffnung als Mittel im Systemkampf nach außen und als verstärkter Druck nach innen wurde im Laufe der Tagung mehrfach unter dem Stichwort vom »Loch in der Mauer« (nach einer 1996 erschienenen Schrift zum selben Thema) thematisiert. Warum der DDR-Staat seiner Literatur zum einen stark misstraute und dennoch partiell deren Veröffentlichung im Westen tolerierte, blieb eine der vielen ungeklärten Fragen während der Tagung.

Die Mehrzahl der übrigen Beiträge erörterte jeweils ein einzelnes Kapitel ost-/westdeutscher Literaturbeziehungen.

Aus westdeutscher Sicht gab der ehemalige Luchterhand-Chef Hans Altenhein (Darmstadt) Einblicke in die in den 70er Jahren erst entstehenden regulären Verlagsbeziehungen zu ostdeutschen Autoren. Während der Literaturtransfer in den 50er und 60er Jahren als chaotisch zu bezeichnen und vor allem verlegerischen Zufallsbekanntschaften zu verdanken gewesen sei, seien direkte Kontakte, reguläre Lizenzverträge ab den 70er Jahren schwer, aber nicht unmöglich gewesen. Insgesamt jedoch konstatierte Altenhein eine systematische Aufarbeitung des innerdeutschen Buchaustausches als wissenschaftliches Desiderat.

Ein erstaunliches Beispiel für das schwierige Ost-West-Verhältnis stellte Werner Liersch (Berlin) mit der vierjährigen Entstehungsgeschichte

von »Erkundungen«, der ersten Anthologie westdeutscher Autoren in der DDR, vor. Siegfried Lokatis (Berlin) präsentierte die multiperspektivisch angelegte Studie zum Verlag »Volk und Welt«. Mit Karl Corino (Tübingen), Konrad Franke (München) und Fritz Pleitgen (Köln) aus westdeutscher Sicht sowie Lutz Volke und Alfred Nehring (beide Berlin) als ehemaligen Mitarbeiter des DDR-Rundfunks wurden verschiedene Episoden der Darstellung ostdeutscher Literatur in den Westmedien und umgekehrt beleuchtet. Abgesehen von Forschungslücken trat in den Vorträgen und Diskussionen die Vielfalt kulturgeschichtlicher Perspektiven zu Tage. Ob qualitative oder eher doch politische Gründe für die Bekanntheit eines ostdeutschen Autors im Westen entscheidend gewesen seien, wann die politische Gratwanderung ostdeutscher Verleger als Opportunismus und wann die Arbeit westdeutscher Rundfunkredakteure als Avantgardismus zu bewerten sei, darüber konnte auch die Veranstaltung nicht abschließend befinden.

Einmal mehr hilfreich waren deshalb die systematisierenden Moderationen von Reinhold Viehoff und Andrea Jäger (beide Halle). Zusammenfassend konnte folgender Stand festgestellt werden: Die Konsolidierung einer gemeinsamen deutschen Literaturgeschichte ist auch gegenwärtig noch nicht gelungen. Diskussionen und Forschungen über den deutsch-deutschen Literaturaustausch können nur unter Bezugnahme auf einen erweiterten gesellschaftlichen Kommunikationskontext gesehen werden.

Mentalitätsunterschiede in der ost- und westdeutschen Literatur sind immer noch ersichtlich und müssen untersucht werden hinsichtlich:

- unterschiedlicher Tabuisierungen,
- unterschiedlicher Rezeptionsmodi,
- unterschiedlicher Rezeptionsmotivationen.

Heutzutage ist ostdeutsche Literatur im Westen marginalisiert. Das evoziert umgekehrt eben auch die Frage nach der politischen Funktionalisierung ostdeutscher Literatur in der früheren Bundesrepublik.

Eine Fortsetzung des auf dieser Tagung begonnenen Meinungs- und Forschungsdialoges ist unbedingt wünschenswert.

Steffi Schültzke, Halle

Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945

Eine Tagung in München

Vielfältig wie die Erscheinungsformen des Rundfunks sind auch die Zugänge zur rundfunkhistorischen Forschung. Darüber diskutierten mehr als 70 WissenschaftlerInnen, Vertreter der Me-

dien und der Rundfunkarchive aus Deutschland, Österreich und der Schweiz vom 15. bis 17. Januar 2004 im Münchner Funkhaus. Veranstalter waren das Historische Archiv des Bayerischen Rundfunks (BR) und die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) in Zusammenarbeit mit dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte und dem Münchner Arbeitskreis öffentlicher Rundfunk.

Ziel der Veranstaltung war es, einen Diskurs zwischen den verschiedenen Disziplinen zu ermöglichen und anzuregen, Methoden zu diskutieren und Ergebnisse zu vergleichen. Die Vielfalt der wissenschaftlichen Ansätze entsprach der interdisziplinären Ausrichtung der Tagung. In sechs Tagungsblöcken wurden Untersuchungen aus der Kommunikations- und Medienwissenschaft, der bayerischen und neueren Geschichte, der Germanistik und Volkskunde vorgestellt. Die unterschiedlichen Zugangsweisen, die den jeweiligen Referaten zu Grunde lagen, und die Ergebnisse der Arbeiten, wurden nach jedem Block von Wissenschaftlern kommentiert und anschließend im Plenum diskutiert.

Öffentliche Podiumsdiskussion

Auftakt der Veranstaltung war eine Podiumsdiskussion über die Auseinandersetzungen um das bayerische Rundfunkgesetz in den Jahren 1972 und 1973 und deren Folgen für die öffentlich-rechtliche und private Medienlandschaft in Bayern. Die Chefredakteurin des Hörfunks, Mercedes Riederer, moderierte eine lebendige Diskussion mit Michael Crone (Hessischer Rundfunk), Hildegard Hamm-Brücher (früher FDP), Albrecht Hesse (Justitiar des BR), Wolfgang R. Langenbacher (Universität Wien), Wolf-Dieter Ring (Präsident der BLM), Dietrich Schwarzkopf (früher Programmleiter Deutsches Fernsehen), Heinz-Werner Stuißer (Universität München) und Christian Ude (Oberbürgermeister der Stadt München). Grundlegende Veränderungen standen zu Beginn der 70er Jahre in Bayern an. Die Staatsregierung beschloss eine Änderung des Rundfunkgesetzes. Ziel war es, den Einfluss der Politik zu stärken. Aus den bis dato 44 Rundfunkräten aus der Politik sollten 59 werden, was die Bedeutung der Rundfunkräte aus den sonstigen Organisationen stark geschmälert hätte. Ebenso vorgesehen war, dem Rundfunkrat ein erhöhtes Mitspracherecht bei Personalentscheidungen zu ermöglichen. Auch begann die politische Diskussion um den Privatfunk konkrete Formen anzunehmen. Sehr schnell bildete sich eine Gegenbewegung. Das »Landesbürgerkomitee Rundfunkfreiheit« wurde gebildet und Tausende Menschen gingen auf die Straße um das neue Rundfunkgesetz zu verhindern. Wie ist

der Erfolg des »Landesbürgerkomitees Rundfunkfreiheit« zu bewerten, das 1972 mit über einer Million Unterschriften ein Volksbegehren gegen die Veränderung des Rundfunkgesetzes einleitete?

Am Ende dieser Auseinandersetzungen stand ein Kompromiss. Die Bayerische Verfassung wurde um den Artikel 111a ergänzt, welcher den Rundfunk in Bayern nur unter öffentlich-rechtlicher Kontrolle erlaubte. Der Münchner Oberbürgermeister Christian Ude, damals Pressesprecher des Landesbürgerkomitees, resümierte einen Teilerfolg: Der befürchtete Staatsfunk wurde seinerzeit verhindert, der Privatfunk hielt mit Verspätung doch noch Einzug. In der zeitlichen Distanz ist jedoch auch für Ude klar, dass Privatfunk schon aufgrund der technischen Möglichkeiten nicht aufzuhalten gewesen wäre. Hildegard Hamm-Brücher, damals FDP-Fraktionsvorsitzende in Bayern und eine der Initiatorinnen des Bürgerbegehrens, sah sich damals von der CSU und ihrem Vorsitzenden Franz-Josef Strauß durch diesen Kompromiss getäuscht. Wolf-Dieter Ring wiederum begrüßte die Entwicklung in Bayern und sah in der Institution des Medienrats, dem Kontrollorgan des Privatfunks, ein wirkungsvolles Instrument, korrigierend einzugreifen.

Ergänzend zur Podiumsdiskussion war eine Ausstellung mit Karikaturen und Fotografien der damaligen Akteure zu sehen, und es wurden O-Töne von Höhepunkten der Auseinandersetzung präsentiert.

Begrüßung und Forschungsüberblick

In ihrer Begrüßung wiesen die Veranstalter Bettina Hasselbring (BR) und Markus Behmer (DGPuK) auf die Bedeutung einer engeren Zusammenarbeit von Archiven und Universitäten hin. So wie hier der Dialog intensiviert werden sollte, scheint auch ein interdisziplinärer Diskurs bei der Auseinandersetzung mit mediengeschichtlichen Themen wünschenswert. Wie wird Rundfunkgeschichte geschrieben? Welche Methoden und welche Quellen werden genutzt, stand damit als Fragestellung am Anfang der Tagung, außerdem die Überlegung, welche Bereiche der 80jährigen Geschichte des Rundfunks noch darauf warten, von der Forschung »wachgeküsst« zu werden. Erste Antworten gaben die beiden Überblicksreferate zum Stand der rundfunkhistorischen und medienwissenschaftlichen Forschung. Den Anfang machte der Vortrag von Ansgar Diller (Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main), der die Vielfalt der Darstellungs- und Herangehensweisen von Rundfunkgeschichte betonte und zahlreiche Publikationen vorstellte.

Aus medienwissenschaftlicher Sicht näherte sich Reinhold Viehhoff (Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaften in Halle) der Thematik. Seine Darlegungen beschäftigten sich mit der Frage nach dem Zusammenhang von Medien- und sozialen Systemen in Zusammenhang einer Programmgeschichte. Wie werden Lebenswelten durch die Medien verändert? Welche Bedürfnisse werden erzeugt, um hinterher bedient zu werden? Inwieweit entstehen Mediengemeinschaften mit einem spezifischen Weltbild, das vom jeweiligen Sendeformat geprägt ist? Ausgangspunkt dieses Forschungsansatzes ist die Untersuchung des Fernsehsystems der ehemaligen DDR. In der folgenden Diskussion, die Walter Hömberg (Universität Eichstätt und Vorsitzender des Münchner Arbeitskreises öffentlicher Rundfunk) moderierte, wurde die definitive Forschungslage im Bereich der privaten Anbieter bedauert. Als ein Grund hierfür sei die schlechte Quellenlage zu konstatieren. Ebenfalls als Manko wurde das geringe Forschungsinteresse der Geschichtswissenschaft festgestellt.

Wahlberichterstattung im Fernsehen und ein Blick in die Schweiz

Es folgten Referate über die Entwicklung der Wahlberichterstattung im Fernsehen von Jürgen Wilke (Universität Mainz) sowie zur Entwicklung von Präsentationsprofilen der Wahlsondersendungen (z.B. Studiodekoration oder Einsatz von Fernsehgrafik) bei ARD, ZDF, RTL und SAT1 im Vergleich von Kristina Wied (Universität Münster). Die schwer zugänglichen Quellen in den Fernseharchiven wurden im ersten Vortrag als problematisch für die Forschung konstatiert. Immerhin konnte die Entwicklung vom Format einer Ratgebersendung in den Anfangsjahren zu Formen der Berichterstattung in den 80er Jahren aufgezeigt werden. Parallel dazu wurde die veränderte Bedeutung des Fernsehens als Mittel des Wahlkampfes erläutert. Beide Referenten stellten die Frage, inwieweit sich das Verhalten von PolitikerInnen den Möglichkeiten der Medien angepasst habe. Frank Brettschneider (Universität Augsburg) hob in seinem zusammenfassenden Kommentar diesen Aspekt noch einmal hervor. Festgestellt wurde eine Abnahme der Sachberichterstattung und gleichzeitig die Perfektionierung von Politikern zu Medienprofis. In der anschließenden Diskussion, moderiert von Dietrich Schwarzkopf, kam die Anregung, Inhalte von Wahlsendungen detaillierter zu untersuchen, beispielsweise mit der Fragestellung, welche Bedeutung die Unterhaltung im Vergleich zur Berichterstattung inzwischen spielt?

Ein Blick in die Schweiz stand am Ende des ersten Blocks. Edzard Schade (Universität Zürich) stellte ein umfangreiches Projekt zur Programmgeschichte der Schweizer Radio- und Fernsehgesellschaft vor. Schwerpunkt dieser Untersuchung ist eine vergleichende Programmgeschichte in den unterschiedlichen Sprachregionen, thematisiert wird aber auch der Einfluss der Politik auf das Programm.

Rundfunkkultur und Kulturrundfunk

Programmgeschichte der 50er Jahre aus geschichtswissenschaftlicher, volkskundlicher und literaturwissenschaftlicher Sicht wurde im nächsten Tagungsblock vorgestellt. Hier galt das Erkenntnisinteresse vor allem der Darstellung der Programminhalte sowie der Entstehung und Entwicklung der jeweiligen Sendeformate und der zuständigen Abteilungen. Monika Boll (Universität Bochum) referierte über das Nachtstudiodrogramm der ARD-Rundfunkanstalten. Was war das Nachstudio in den 50er Jahren: Bildungsprogramm oder Programm für Gebildete? Bei ihrer Untersuchung wurden die Akteure – Redakteure und Autoren – gezielt miteinbezogen. Erkenntnisse ließen sich bei diesem Ansatz auch durch biografische Informationen, verbunden mit Ergebnissen der programmgeschichtlichen Untersuchung gewinnen.

Die Dissertation über den Frauenfunk des BR von Annegret Braun (Universität München) beschäftigte sich mit der Situation der Frau in den 50er Jahren und der Bedeutung der Frauenfunksendungen für das Alltagsleben der HörerInnen. Dabei konnte Annegret Braun konstatieren, dass der Frauenfunk sich für die Gleichberechtigung der Frau zwar engagierte, die Geschlechterrolle in den Nachkriegsjahren jedoch nicht hinterfragt wurde. Emanzipation war somit eine rein rechtliche Frage, das Frauenbild selbst wurde dabei nicht in Frage gestellt. Bei der literaturwissenschaftlichen Arbeit zum Hörspiel der 50er Jahre von Susanne Weichselbaumer (Universität München) lag das Hauptaugenmerk auf Inhalt und Form sowie den Genreunterschieden der Hörspiele. Konzipiert war die Untersuchung als Synthese zwischen Rundfunkgeschichte und Hörspielgeschichte.

Hans-Ulrich Wagner (Universität Hamburg) kommentierte die drei Referate im Anschluss und hob dabei den interdisziplinären Zugang der Wissenschaftlerinnen hervor. Besonders die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Hörfunks nach 1949 wurde in der Diskussion, moderiert von Edgar Lersch (SWR), ausführlich besprochen. Eingeschrieben in das Programm der 50er Jahre war nach Erkenntnis der drei Untersuchungen ein dezidiertes Bildungsauftrag des Rundfunks, der in unterschiedlichen

Formaten in jeweils spezifischen Formen zum Ausdruck kam.

Regionales Programm und Politik im BR

Aus der Kommunikationswissenschaft kamen die Diplomarbeiten zu »50 Jahre Abendschau« von Barbara Schmied sowie »Protest im Radio« von Antje Eichler. Beschrieben wurde zum einen die Entwicklung eines regionalen Programms, zum anderen die Formen und Inhalte der Berichterstattung über die Studentenbewegung 1967/68. Aspekte der Programmstruktur und die Methode der qualitativen Inhaltsanalyse standen zur Diskussion. Heinz-Werner Stuber stellte in seinem Kommentar die objektive Messbarkeit von Ausgewogenheit und Vielfalt bei der Berichterstattung, die eine Grundlage der wissenschaftlichen Forschung sein müsste, in Frage. Deutlich wurde bei dieser Kontroverse, moderiert von Wolfgang R. Langenbacher, die Bedeutung von quantitativer und qualitativer Forschung, da erst im Vergleich unterschiedlicher Sendungen über ein Ereignis dezidierte Erkenntnisse zur jeweiligen Haltung der Redaktionen möglich wären. Ausgewogenheit sei in der Untersuchung von Antje Eichler somit nicht mit einem externen Parameter messbar, sondern im Vergleich der inhaltlichen Unterschiede ablesbar.

Aspekte der Rundfunkrezeption

Birgit van Eimeren (Leiterin der BR-Medienforschung) moderierte den ersten Tagungsblock am Samstag. Vorgestellt wurde die volkskundliche Studie »Der Radio hat g'sagt...« von Karin Falkenberg über die Bedeutung des Mediums Radio im Leben der Nachkriegszeit. Mit ihrer ethnologisch-qualitativen Feldforschung untersuchte sie die »Sinnlichkeit des Mediums Radio in den 50er Jahren« und stellte gleichzeitig die Autorität des Radios als Meinungsbildner dar. Ihr folgte Michaela Maier (Universität Landau). Aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive analysierte sie die amerikanischen Bevölkerungsbefragungen zur Radionutzung in der DDR von 1952 bis 1961, die der Forschung erst seit kurzem zur Verfügung stehen. Diesem Forschungsprojekt liegt die These zugrunde, dass Verhaltensmuster und Erfahrungen aus der ehemaligen DDR bis heute das Rezipientenverhalten in den neuen Bundesländern prägen und beispielsweise die schlechten Einschaltquoten der Dritten Programme im Osten Deutschlands erklären. Im Kommentar von Michael Meyen (Universität München) wurde im Anschluss das Problem von Zeitzeugen als Quelle thematisiert. Dass lebensgeschichtliches Erzählen fiktional gefärbt ist, war bereits im Referat von Karin Falkenberg thematisiert. Unbestritten blieb aber,

dass Zeitzeugen für die Forschung, speziell die ethnologisch orientierte zeitgeschichtliche Forschung, eine unersetzbare Informationsquelle darstellen.

Transkulturelle Aspekte

Die gesellschaftspolitische Bedeutung des Rundfunks zeigt sich am Beispiel des Kulturaustauschprogramms der USA von 1948 bis 1960, das von Ellen Lazin (Universität München) untersucht wurde. »Bayerische Radioexperten entdecken Amerika«, so der Titel der Arbeit. Welche Auswirkungen auf die Rundfunklandschaft in Deutschland hatten die Schulungen von über 1 000 Medienschaffenden – darunter viele BR-Journalisten – in den USA, die, zurück in Deutschland, durch das Medium Radio zur Demokratisierung beitragen sollten? Als Zeitzeuge resümierte Dieter Fuss, der erste Presse- und Nachrichtenchef des BR nach 1945: »Schätze haben wir nicht gefunden, aber das Baumaterial«, so ein Fazit seiner damaligen USA-Studienreise.

Ebenfalls ein transkultureller Aspekt wurde in dem Vortrag »Im Dienste der Völkerverständigung: Der BR und Frankreich« von Ursula E. Koch (früher Universität München) angesprochen. Thematisiert war hier die Kooperation zwischen dem BR und französischen Rundfunkstationen, die vor allem im Austausch zahlreicher Sendungen zum Ausdruck kam. Die Referentin appellierte an das Plenum, mehr über den internationalen Austausch zwischen den Rundfunkanbietern zu forschen. In beiden Referaten, moderiert von Reinhard Wittmann (Leiter der BR-Literaturabteilung), wurde Rundfunk im Hinblick auf seine zeitgeschichtlichen Auswirkungen untersucht. Eine der zentralen Fragen war die Bedeutung der Medien für gesellschaftliche Veränderungen, zum einen als Werkzeug der Demokratisierung im Nachkriegsdeutschland, zum anderen als eine Möglichkeit des Kulturaustausches und damit der Verständigung und Annäherung zweier Völker.

Dass auch die Kunstgeschichte am Rundfunk ein Forschungsinteresse hat, zeigte das Abschlussreferat zur Funkhausarchitektur von Birgit Bernard (Historisches Archiv des WDR). Sie beschrieb die architektonische Entwicklung in Köln seit 1930 und die Bedeutung des Medienstandortes. Das zentral gelegene Funkhaus Wallrafplatz diente dabei als Beispiel eines durch Transparenz im Erdgeschoss für die Öffentlichkeit zugänglichen Ortes. Die hermetische Abgeschlossenheit eines zweiten Baukörpers ermöglichte die störungsfreie Produktion. Dieser architekturgeschichtliche Überblick zum Tagungsausklang leitete zur abschließenden Führung durch das BR-Funkhaus über.

Fazit

Der produktive Austausch zwischen den unterschiedlichen Forschungsrichtungen wurde mit großem Interesse wahrgenommen, ebenso wie der Dialog von Forschung und Archiven. Auffallend war zudem das Interesse gerade der jüngeren WissenschaftlerInnen im rundfunkgeschichtlichen Diskurs, die mit ihren Untersuchungen die Vielfalt von Forschungsinteressen und Forschungsmethoden repräsentierten. Ein wichtiger Ansatz, der bei dieser Tagung noch nicht zur Sprache kam, in folgenden Veranstaltungen aber mit einbezogen werden sollte, sind kommunikationswissenschaftliche Gender Studies, die neue Erkenntnismöglichkeiten eröffnen könnten. Fazit: Eine aussagekräftige Geschichte des Rundfunks ist nur durch Zusammenarbeit und Austausch möglich. Es wird keine »Histoire totale« werden, sondern eine, die regionale Eigenarten berücksichtigt sowie Methoden und Erkenntnisse der unterschiedlichsten Fachgebiete miteinander verbindet.

Der Tagungsband ist für 2004 vorgesehen. Eine weiterführende Veranstaltung, wieder als Zusammenarbeit zwischen dem Institut für Kommunikationswissenschaft der LMU München und dem Historische Archiv des BR, ist geplant. Der Kontakt zum Institut für Bayerische Geschichte wurde für diese Tagung bereits hergestellt, geplant ist ebenfalls die Zusammenarbeit mit der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien, um auch die Studien über den privaten Rundfunk in Bayern miteinzubeziehen.

Sabine Rittner, München

Friedrich Wilhelm Murnau

Eine Ausstellung, ein Buch, eine Retrospektive in Film und Fernsehen.

Stirb jung, unter ungewöhnlichen Umständen und hinterlasse ein fragmentarisches Werk! So lauten die Zutaten zu einer Starlegende in modernen Zeiten. Zu einem Star im eigentlichen Sinne hat es bei Friedrich Wilhelm Murnau nie gereicht; richtig in Vergessenheit ist der 1888 in Westfalen unter dem bürgerlichen Namen Willy Plumpe geborene und 1931 bei einem Autounfall ums Leben gekommene Regisseur aber auch nicht.

Als »German Genius« feierten ihn die Amerikaner bei seiner Ankunft im Jahr 1926, und der Eintrag im Standardwerk »Cinegraph« stellt ihn alphabetisch zufällig, künstlerisch aber angemessen neben Fritz Lang und Ernst Lubitsch. Hier gilt er »als exponiertester Vertreter des deutschen Stummfilms, dem es gelingt, Einflüsse des Expressionismus – der Literatur, der

Malerei, des Theaters – in seine Filme zu integrieren, zugleich aber sich von diesen zu emanzipieren und zu einer künstlerischen Selbständigkeit zu finden.«¹ Dem gilt es nichts hinzuzufügen, nur genauer hinzuschauen.

*

Ohne jubulatorischen Anlass hat sich im Jahr 2003 die Retrospektiven-Abteilung der Berlinale des Regisseurs Friedrich Wilhelm Murnau angenommen. Anlässlich dieses bedeutenden internationalen Kinoereignisses haben sich in bewährter Weise institutionelle – und mit dem Bertz-Verlag neue – Medienpartnerschaften zusammengefunden, um über die wenigen Tage des eigentlichen Festivals hinaus, filmhistorisch wichtige Bestände zu sichern, zu restaurieren und dauerhaft einem großen und nicht nur cineastisch interessierten Publikum nahe zu bringen. Denn neben einigen sicherlich zu Standardwerken avancierenden Publikationen,² zu denen auch der Katalog zur Ausstellung im Filmmuseum Berlin³ gehört, hat sich die Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung zusammen mit dem Sender ARTE der digitalen Restaurierung und der musikalischen Neuunterlegung des cineastischen Meisterwerks »Der letzte Mann« von 1924/25 angenommen, der nicht nur ästhetisch, sondern auch im Bereich des Marketings neue Maßstäbe setzte.⁴

Zwischen dem Glamour der modernen Stadt und der kleinbürgerlich durchdrungenen Enge des Arbeitermilieus, zwischen Schein und Sein, zwischen alten Autoritätsinsignien und den Zeichen der neuen Zeit hat Murnau die Geschichte eines Portiers angesiedelt, der seinen Respekt in den Mietskasernen auf seine Uniform gründet. Durch einen jüngeren Kollegen am Empfang abgelöst, wird er degradiert und muss von nun an Handtücher und Seife auf der Herrentoilette anreichen. Er entwendet die Uniform, um in seinem gewohnten proletarischen Umfeld den Schein zu wahren. Sein zwischen Verzweiflung und falschem Stolz schwankendes Verhalten und die Unmöglichkeit, seine alte Position zu vergessen und der neuen gerecht zu werden, müssen schließlich zur Katastrophe führen. Seine Nachbarn beginnen hinter seinem Rücken zu reden, und er wird, nachdem sich ein Gast beschwert hatte, entlassen. Murnau legt den Finger auf die Frage nach autoritären Mechanismen. Mit Blick auf den Protagonisten gilt es festzuhalten, dass Emil Jannings – dessen Darstellung eine Linie bis zu seiner Rolle des Lehrers Unrat im Film »Der blaue Engel« ziehen lässt – eine entzauberte und gebrochene Autorität spielt. Deutlich wird zudem, dass die Zeit eindeutiger Lesarten vorbei ist: Schwankend zwischen Mitleid mit einem Verlierer der Modernisierung und der zufriedenen Betrachtung eines

Niedergangs aus einer autoritären Zeit, verweist der Film einmal mehr auf die Ambivalenz der Moderne, die Entscheidungen und Bewertungen letztlich an den Zuschauer zurückgibt.

Nach einer Voraufführung bekam der Film einen neuen Schluss. Aus der Tragödie wurde nun eine ironische Tragikomödie: Der alte Mann erbt ein Millionenvermögen eines Gastes und plötzlich sind die Rollen neu verteilt. Verwendet der Film bis zu diesem Zeitpunkt keinen Zwischentitel, markiert der erste kurz vor Ende fast unbemerkt den Teil, der nicht mehr zum Original gehört.

*

Im Begleitband zur Ausstellung macht sich der Filmhistoriker Thomas Koebner auf die Spurensuche des »romantischen Preußen« und dessen Film. Er betont die im restaurierten Film wieder zu sehende Transparenz und Beweglichkeit: »Spiegelblicke, Blicke durch Glasscheiben hindurch – alles deutet auf eine Entmaterialisierung der Wände, auf die Tendenz, die dichte Realität transparent werden zu lassen.« Und, so Koebner weiter: »Murnau schafft mit seinen Architekturen eine kinomorphe Welt, die weitschweifende Sicht gestattet. Er wird diesen visionären modernen Stil der durchsichtigen Raumprojekte noch in »Sunrise« weitertreiben. Ein Mies van der Rohe des Films.«⁵ (Dass man diese Analysen nachvollziehen kann, ist auch und vor allem ein Verdienst der sorgfältigen Restaurierung auf hohem technischen Niveau. Neben der Ausstrahlung im Fernsehen (2.5.2003), die zu einer umfangreicheren Murnau-Retrospektive gehörte, gilt es die Uraufführung in der ausverkauften Volksbühne Berlin (8.2.2003) hervorzuheben. Und dies nicht als Teil einer zweckentfremdeten Eventkultur, sondern als wichtiger Bestandteil der adäquaten Rezeption von Stummfilmen – als Live-Performance.)

Im Begleitband gibt es außerdem zwei biographische Essays.

Daniela Sannwald beginnt ihre Ausführungen zu Murnaus Zeit in Deutschland mit der Feststellung, dass in den biografischen Dokumenten vieles ungesagt und damit auch Raum für Spekulationen bleibt. Die Autorin skizziert den Weg durch das ästhetizistische und kunstbeflissene Kaiserreich bis zu Murnaus Durchbruch als Filmregisseur 1920. Ab 1909 trägt Plumpe den Künstlernamen Murnau, studiert nach dem Ersten Weltkrieg Philosophie, Kunstgeschichte und Literatur in Berlin und Heidelberg. Nachdem er bereits 1913 als Schauspieler am Deutschen Theater in Berlin reüssiert hatte, geht er 1919 direkt zum Film und dreht »Der Knabe in Blau«. Schon bald verfügt Murnau nicht nur über hohe Filmbudgets, sondern arbeitet mit den wichtigsten Künstlern und Produzenten der Zeit zusam-

men (Thea von Harbou, Fritz Arno Wagner, Willy Haas, Carl Mayer, Erich Pommer u.a.) und verkehrt mit den Enfants terribles der Avantgarde (Ruth Landshoff). Neben seinen Filmen fällt er durch schnelle Autos und seine geschmackvoll eingerichtete Wohnung auf, die in Homestories dem interessierten Publikum nahegebracht werden. Auf dem Höhepunkt seines Erfolgs, nach dem großen Wagnis, die Inkunabel der deutschen Literatur zu verfilmen (»Faust«, 1926), profitiert er von seinem mittlerweile auch international gefestigten Ruf und geht Anfang September 1927 endgültig in die USA.

Mit Murnaus Zeit in Amerika (bis 1931) befasst sich Janet Bergstrom. Es ist der Kinogroßmagnat William Fox, der überzeugt ist, Murnau sei ein »Genie«. Jedoch gerät bereits sein erster in den USA gedrehter Film »Sunrise« zum Misserfolg. Während der Erfolgsdruck steigt und Murnau im amerikanischen Studiosystem zunehmend seine künstlerische Autonomie verliert, wird sein Mentor Fox während des Börsencrashes und in Folge der Umstellung vom Stumm- zum Tonfilm Opfer seiner aggressiven Expansionsstrategie. Während Fox um sein Unternehmen kämpft und Murnau die Zuschauer wegläuft, verliert Fox das deutsche Genie aus den Augen: Murnau löst seinen Vertrag auf und verlässt die Fox vorzeitig. Aus dem Traum wird ein Alptraum. Den letzten Traum vom eigenen Film will er in der Südsee realisieren, diesmal (zunächst) mit dem Dokumentarfilmer Robert Flaherty. Obwohl die Tonfilmzeit längst begonnen hatte, wird »Tabu« (1931) noch als Stummfilm gedreht – Murnau, eigenwilliger denn je, nie mit den ästhetischen Strömungen der Zeit schwimmend, hatte dies so gewollt.

Dokumente, zeitgenössische Kritiken, neue Betrachtungen zu allen, auch den nicht überlieferten Filmen – nur neun von 21 Filmen sind erhalten –, Beiträge mit Informationen zur Überlieferungssituation und auf über 30 Seiten eine Dokumentation der gelungenen Ausstellung runden den Band ab. Ergänzt wird er noch um eine umfangreiche Filmografie, Bibliografie, Theatografie (Murnau war auch Schauspieler), die das erfüllte Künstlerleben und dessen Rezeption in aller Kürze chronologisch zusammenfassen.

Michael Grisko, Berlin

- 1 Cinegraph. Lexikon zum deutschsprachigen Film: Friedrich Wilhelm Murnau. Lieferung 36, B. 5.
- 2 Brigitte Salmen: Murnau (Friedrich Wilhelm) in Murnau (Oberbayern). Der Stummfilmregisseur der 1920er Jahre. Murnau 2003; Enno Patalas (Hrsg.): Südseebilder. Berlin 2003.
- 3 Hans Helmut Prinzler (Hrsg.): Friedrich Wilhelm Murnau. Ein Melancholiker des Films. Berlin 2003.

4 Vgl. dazu den instruktiven Aufsatz von Karl Prümm: Die bewegliche Kamera im mobilen Raum. In: Thomas Koebner (Hrsg.): Diesseits der »Dämonischen Leinwand«. Neue Perspektiven auf das späte Weimarer Kino. München 2003, S. 41-57.

5 Vgl. Prinzler (Hrsg.): Friedrich Wilhelm Murnau (wie Anm. 3), S. 36.

Wissenschaftler gegen die Mythen der Mediengesellschaft DGPuK-Jahrestagung 2004 in Erfurt

»Mythen populärer Genres«, »Mythos Medienkindheit«, »Medienmacht als Mythos oder Tabu der Medienforschung«. Die Deutsche Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) machte zu ihrer Jahrestagung die Mediengesellschaft kurzerhand zum Mythos, um sie sogleich wieder zu entmystifizieren und dem Mythos wissenschaftliche Erkenntnisse entgegen zu setzen. Dazu trafen sich etwa 250 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vom 19. bis zum 21. Mai 2004 in Erfurt. Gastgeber waren die Thüringer Staatskanzlei, MDR (Landesfunkhaus Thüringen) und die Universität Erfurt. Die Vorträge bedienten die verschiedensten Schnittstellen zwischen Medien und Gesellschaft. Wissenschaftlerinnen der Universität Erfurt etwa präsentierten ihre Erkenntnisse zum Thema »Ernährungsrisiken im Fernsehen«. Anhand einer quantitativen Inhaltsanalyse und der Befragung von 1 060 Probanden fragten sie nach der Darstellung und Wirkung von Risikodarstellungen im Fernsehen. Die Untersuchungen ergaben, dass das Risikobewusstsein der Probanden sehr unterschiedlich ausgeprägt war und von ihrer individuellen Fernsehnutzung abhing.

Elizabeth Prommer (Potsdam-Babelsberg) sprach über die erfolgreiche Netzkampagne des Präsidentschaftskandidaten Howard Dean im US-amerikanischen Vorwahlkampf und das demokratische Potenzial des Internets. Inhaltsanalytisch sei feststellbar, so Prommer, dass Deans Internetseiten zu einem erheblichen Anteil dazu benutzt wurden, um Meinungen zu artikulieren und sich eine politische Identität, vor allem in Opposition zur Bush-Regierung, neu zu definieren.

Welche Medien sich wie untereinander als Quellen zitieren, untersuchte Stefan Weinacht (Erlangen-Nürnberg). So befragte er zwischen 1998 und 2003 erfasste Zitate nach medienökonomischen Verflechtungen zwischen Verlagshäusern und Rundfunkanstalten. Erkennbar sei eine neue Strategie der »intermediären Medien-Promotion«, so Weinacht. Dass Schlussfolge-

rungen allein auf der Grundlage einer quantitativen Analyse von Zitaten jedoch zumindest fragwürdig sind, zeigte die anschließende Diskussion. So wurde auf Zitatrechte und interpersonelle Kontakte auf verschiedensten Redakteursebenen hingewiesen.

Neben diesen empirischen Daten präsentierten die Referenten auch neue Forschungsansätze zu bekannten Phänomenen. So plädierten Stephan Ruß-Mohl (Lugano) und Susanne Fengler (Berlin) für einen ökonomischen Ansatz als neue Perspektive in der Erforschung des Journalismus. Der Journalist wäge in vielen Fällen nach ökonomischen Gesichtspunkten ab und handle rational. Dieses im Journalismus dominierende Verhalten, so Fengler, sei nur mit Ansätzen aus der modernen Ökonomik erfassbar, nicht mit bestehenden Modellen der Journalismusforschung.

Michael Jäckel und Jan D. Reinhardt (Trier) stellten ihren Ansatz zur Analyse von Erinnerung, Gedächtnis und der Rolle von Massenmedien in diesem Zusammenhang vor. Massenmedien seien, so Reinhardt, eigentümliche, hoch selektive Generatoren individueller, kollektiver und sozialer Gedächtnisse. Allerdings wurde nicht immer ganz deutlich, worin der Erkenntniswert dieser neuen Forschungsansätze besteht. So konnten Jäckel und Reinhardt nicht überzeugend erklären, was sich mit ihrem Modell besser erklären lasse als mit dem bereits bestehenden von Gedächtnis.

Einen der wenigen Vorträge, die das Phänomen bzw. den »Mythos der Mediengesellschaft« zu systematisieren suchten, hielt Kurt Imhof (Zürich). Mediengesellschaft und Mediatisierung seien laut Imhoff eine Folge des gesellschaftlichen Strukturwandels und deshalb differenziert auf Mikro-, Meso- und Makroebene zu betrachten. Dazu explizierte Imhof sechs Forschungsfelder. Dabei sei festzustellen, dass einige Felder bereits sehr gut, andere kaum erforscht seien. Ähnlich argumentierte Patrick Donges (Zürich) in seinem Vortrag »Mediatisierung der Politik – Vorschlag einer Operationalisierung«. Die Analyse von Strukturen, Akteuren und Prozessen sei zu Gunsten von mikroanalytischen Untersuchungen von Darstellungen der Politik weitgehend vernachlässigt worden. Die Ausführungen von Donges zeigten, dass die Frage nach dem »Mythos Mediengesellschaft« ohne eine Systematisierung der Analysen nicht zu beantworten ist.

Die Vorträge der DGPK-Jahrestagung erfassten den »Mythos Mediengesellschaft« nicht. Ihre Leistung bestand darin, mit der Analyse von zahlreichen einzelnen Phänomenen in der Mediengesellschaft die Annahme von einer All-

macht der Medien zu relativieren. Alles andere wäre allerdings auch überraschend gewesen.

Claudia Kusebauch, Halle

60 Jahre BFBS

Hörfunk und Fernsehen für
britische Soldaten weltweit

»Algiers. 1st Jan.: No. 1 (Type >B<) Army Broadcasting Station opened at Bouzarea N[ea]r Algiers North Africa«. ¹ Mit diesem Eintrag ins Kriegstagebuch begann vor 60 Jahren offiziell die Geschichte des britischen Militärrundfunks. Am 1. Januar 1944 ging zum ersten Mal ein Programm eines britischen Armeeradios regulär auf Sendung: das Programm der British Forces Experimental Station. Erste, nicht näher belegte Versuchsübertragungen hatten bereits in den Tagen davor stattgefunden. Ort des Geschehens war ein notdürftig zusammengebasteltes Behelfsstudio in einem ehemaligen Harem im nordafrikanischen Algier, wo zahlreiche alliierte Truppen auf ihren Einsatz in Südeuropa warteten und bereits mit Unterhaltungsprogrammen des 1943 gegründeten American Forces Network (AFN) aus London versorgt wurden. Die britische Heeresführung geriet in Zugzwang, wollte sie die Truppenbetreuung mittels Rundfunk nicht den amerikanischen Verbündeten (und der deutschen Feindpropaganda) überlassen.

Der kleine Sender in Algier war der Anfang eines heute weltumspannenden Sendernetzes, des British Forces Broadcasting Service (BFBS). Den Vormarsch der alliierten Truppen an der Westfront und in Italien 1944/45 begleiteten bereits mehrere mobile Sendeeinheiten: Lastkraftwagen mit Sendemasten, Mikrofonen und einer Plattensammlung. Aus einer dieser Einheiten entstand im Juli 1945 das British Forces Network (BFN) in Hamburg, wo die ankommenden Besatzer eine Konzerthalle requirierten und zum Funkhaus umbauten. 1954 zog das BFN nach Köln, 1990 erfolgte der Umzug ins westfälische Herford. Bereits 1964 waren alle britischen Militärsender weltweit unter dem gemeinsamen Markenzeichen BFBS zusammengefasst worden. Bis heute sind Programme aus den deutschen Stationierungsorten in weiten Teilen der ehemaligen britischen Besatzungszone in Nordwestdeutschland zu empfangen – und werden zum Teil auch von anderen BFBS-Sendern übernommen.

Sein 60jähriges Jubiläum feierte der BFBS am 4. Dezember 2003 mit einem Festakt in London. Der Ehrenpatron des Truppenrundfunks ließ sich hierbei kurzfristig entschuldigen: Prinz Andrew war verhindert und schickte lediglich eine Grußbotschaft. Die Stimmung im barocken

Thronsaal des Whitehall-Palastes war dennoch königlich. Rund 200 Personen, Pioniere aus der Frühzeit wie auch die Stimmen von heute, kamen zusammen, tauschten Anekdoten aus und brachten sich auf den neuesten Stand. Es trafen sich Mitarbeiter der beiden Fernsehkanäle BFBS 1 und 2, von BFBS im Irak und auf dem Balkan, des Truppenrundfunks auf den Falkland-Inseln, in Belize, Kanada und Gibraltar, auf Zypern und Ascension – und natürlich der größten Niederlassung, des BFBS Germany.

Insgesamt 30 Mitarbeiter, darunter zwölf Moderatoren und Diskjockeys, produzieren in Herford und in fünf Außenstudios für die Popwelle BFBS Radio 1 rund zehn Stunden Programm am Tag. Der Rest wird per Satellit aus der Zentrale im englischen Chalfont bei London geliefert. »Live and local« lautet das Motto. Das stärker wortorientierte Programm BFBS Radio 2 stammt komplett aus Chalfont und ist in Deutschland nur über wenige örtlich begrenzte Niedrigleistungs-UKW-Frequenzen zu hören. Veranstalter des Militärrundfunks ist heute – im Auftrag des britischen Verteidigungsministeriums – die gemeinnützige zivile Services Sound and Vision Corporation (SSVC). Zielgruppe der Programme sind die im Ausland stationierten britischen Soldaten und ihre Familien, in Deutschland ca. 56 000 Personen vor allem in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen.

Der BFBS spiegelt die wechselvolle Historie der britischen Stationierungsorte wider: Jemen, Singapur, Malta, Libyen, Berlin, Hongkong sind inzwischen Geschichte. Im Lauf der 60 Jahre seines Bestehens waren insgesamt 92 Sendestationen zu verzeichnen, irgendwo auf der Welt.² Aktuell sind noch 17 Stationen in Betrieb. Seit 2001 ist BFBS in Afghanistan präsent. Letzter Neuzugang ist der Irak. Dort unterhält und informiert BFBS Middle East seit März 2003 die britischen Truppen via Kurzwelle und UKW. Produziert werden die lokalen Sendungen in einem schlichten Container, übrigens ausschließlich von Zivilisten: Kein Mitarbeiter ist dienender Soldat. Am Persischen Golf hatte BFBS bereits zuvor Erfahrungen sammeln können. Schon im zweiten Golfkrieg Anfang der 90er Jahre unterhielt er in Saudi-Arabien eine Sendestation.

Der Auftrag in einem Kriegsgebiet macht die Zielsetzung von Militärrundfunk besonders deutlich: Es geht um den »link with home« – darum, die Verbindung mit den Angehörigen daheim aufrecht zu erhalten. Das bedeutet programmlich, Nachrichten, Lieblingsplatten und Grußsendungen in beide Richtungen zu transportieren. Dahinter steht, die Truppenmoral und damit letztlich die Kampfkraft der Soldaten zu stärken. Diese Funktion hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg im Kern nicht geändert und gilt prinzipiell

auch für die in Deutschland stationierten Truppen. Viele von ihnen werden regelmäßig für mehrere Monate in Krisen- oder Kriegsgebiete entsandt. Ihre Familien bleiben zurück, was für beide Seiten eine große Belastung ist. BFBS ist eine Art Zuckerguss, der es leichter macht, die bittere Pille eines besonders gefährlichen Berufsalltags zu schlucken – und das freiwillig. Es macht sogar Spaß. Um die 90 Prozent der britischen Truppenangehörigen nutzen BFBS Radio 1 täglich – eine Traumreichweite, die wohl nur bei dieser Art von »Betriebsrundfunk« möglich ist.

Auch viele Deutsche hören die flotten und manchmal frechen Klänge des Senders. Schätzungen geben einige Hunderttausend an. Wie viele genau, ist kaum zu ermitteln. Zivile Zaungäste dürfen von den alliierten Militärsendern offiziell nicht versorgt werden. Zu verhindern ist das »Gasthören« dennoch nicht. Der britische Sender war in Deutschland oft populärer Trendsetter in Sachen Swing, Rhythm and Blues, Jazz, Pop und Dancefloor. Die Einführung der ARD-Popwellen Mitte der 70er Jahre war von BFBS vorgemacht worden. Bei den zwei BFBS-Fernsehprogrammen bleiben die Rechteinhaber der Filme und Serien indes hart: Die Angebote sind verschlüsselt und Zivilisten nicht zugänglich.

Ob die nur »geduldeten« zivilen Hörer in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen allerdings auch in Zukunft BFBS über UKW so einfach werden hören können, ist fraglich. Seit Jahren schon laufen auf diplomatischem Weg Verhandlungen zwischen dem britischen Verteidigungsministerium und den Staatskanzleien in Düsseldorf und Hannover. Die nordrhein-westfälische Landesanstalt für Medien etwa würde insbesondere die leistungsstarke Langenberger Frequenz 96,5 MHz gerne anderen Programmveranstaltern anbieten. Sendefrequenzen sind ein nicht nur medienpolitisch wertvolles Gut. Die britische Seite lehnt es naturgemäß ab, die angestammten Wellenlängen abzugeben. Begründung: Auch im Krisenfall müsse die Truppe leicht und mobil per Rundfunk erreichbar sein – dann nicht mehr mit Popmusik, sondern mit militärischen Kommandoinformationen. Das klingt im Zeitalter globaler Terrorbedrohung nicht abwegig. BFBS (wie auch AFN, sein amerikanisches Pendant in Süddeutschland) hat zudem das NATO-Truppenstatut auf seiner Seite, das den Stationierungsstreitkräften das Recht einräumt, eigene Rundfunksender zu betreiben.

Vielleicht entschärft die weitere technische Entwicklung den Zwist. Die Digitalisierung von Kurz-, Mittel- und Langwelle hat bereits begonnen. Digital Radio Mondiale (DRM) könnte auch diese Wellenbänder binnen weniger Jahre wieder attraktiver machen – nahezu in UKW-Quali-

tät. Das gilt auch für BFBS mit seinem die Welt umspannenden Sendernetz. Die Kurzwellenfrequenz für den Mittleren Osten seit Frühjahr 2003 dürfte nur ein Anfang auf dem Weg zur Digitalisierung gewesen sein. Sie wird immerhin betrieben von VT Merlin Communications, einem Gründungsmitglied des DRM-Konsortiums.

Doch während die ersten internationalen Rundfunkanbieter seit 2003 bereits Testsendungen im DRM-Modus ausstrahlen, droht dem BFBS Konkurrenz gewissermaßen aus dem eigenen Stall. »Garrison Radio« gewann im selben Jahr eine Ausschreibung des britischen Verteidigungsministeriums, für die Army die vier Stationierungsstädte Aldershot, Bulford Tidworth, Catterick und Colchester im Mutterland mit speziellen Hörfunkprogrammen zu versorgen. 1999/ 2000 war es der BFBS gewesen, der eine solche zeitlich beschränkte Testlizenz erhalten hatte, um per Mittelwelle eben jene vier Orte mit einem Heeresradio zu versorgen. Besonders pikant: Direktor und in Personalunion Diskjockey beim »Garrison Radio« ist Mark Page, ein preisgekrönter ehemaliger BFBS-Mitarbeiter. Wie sich das Verteidigungsministerium letztlich entscheiden wird, ist ungewiss. Die Lizenz ist erneut ausgeschrieben worden.

Oliver Zöllner, Köln

1 War Diary of Army Welfare Services. Monthly Report. From 1st January to 31st January 1944. Public Record Office, Kew WO 170/87A/1.

2 Vgl. Alan Grace: The Link With Home. Sixty Years of Forces Radio. Chalfont 2003, S. 227-231.

Ist eine konsensfähige Wissenschaftspolitik möglich? Untersuchungen zur intersystemischen Kommunikation Ein Projekt an der Universität Luzern

»Die Gesellschaft kann sich nur mit eigenen Operationen, also nur durch Kommunikation helfen.«

Niklas Luhmann¹

Wissenschaft und Gesellschaft

Als Folge der Ausdifferenzierung funktionaler, semi-autonomer Subsysteme in einer modernen Gesellschaft² – wie die der Schweiz – wird das Problem der Kommunikation zwischen verschiedenen Subsystemen theoretisch und praktisch zunehmend akut. Dieses strukturelle Dilemma zeigt sich insbesondere am Beispiel der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik. Sowohl das wissenschaftliche als auch das politische System operieren mit eigener Dynamik und nach eigenem »Kode«. Kommunikationen werden im Wissenschaftssystem nach dem

Kode »Wahrheit/Unwahrheit«³, im politischen System nach dem Kode »Machtüberlegenheit/Machtunterlegenheit« respektive »Regierung/Opposition«⁴ organisiert und legitimiert.

Die Einführung und Durchsetzung von neuen Technologien, Verfahren oder Produkten (Gen-technologie, Forschung am Menschen, Convergence Technologies etc.) bergen derart hohe Risiken in sich, dass die Gesellschaft als Ganzes über öffentliche Konsensfindung und politische Regulierung in das Wissenschaftssystem eingreifen (können) muss. Falls solche Interventionen nicht zur Lähmung der Eigendynamik von Forschung und Entwicklung in der Wissenschaft und zu voraussehbaren wirtschaftlichen Nachteilen im internationalen Wettbewerb führen sollen, müssen Öffentlichkeit und Politik umfassend über Fragen der Wissenschaft und Technologie unterrichtet sein. Dieser Umstand verlangt eine gleichermaßen wirksame wie verständliche Kommunikation zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit. Das Wissenschaftssystem muss davon ausgehen, dass Forschungsprojekte nicht völlig unabhängig von Fragen der gesellschaftlichen Verantwortung in isolierten Freiräumen und Laboratorien durchgeführt werden können.

Diese Situation forciert die Notwendigkeit der Kommunikation zwischen Gesellschaft und Wissenschaft. Auf beiden Seiten besteht einerseits ein wachsendes Bedürfnis nach Informationsaustausch und gemeinsamer Beteiligung an Entscheidungsprozessen, dem aber andererseits begrenzte Möglichkeiten der Kommunikation über systemische Grenzen hinweg entgegen stehen. Wird die konstruktivistisch-systemtheoretische Basisargumentation antizipiert, besteht das Paradox darin, dass »Kommunikation« lediglich systemintern funktioniert, jedoch nicht zwischen verschiedenen Systemen, obgleich sich ein gesellschaftlicher Konsens ausschließlich auf kommunikativem Wege bewerkstelligen lässt.

Das kommunikationsversierte Konzept der Science & Society-Forschung

Dieses Kommunikationsproblem zwischen Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit thematisiert das derzeit laufende Science & Society-Projekt am Luzerner Institut für Kommunikation und Kultur (IKK). Das IKK ist eine Forschungs- und Lehrinrichtung an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der primär sozialwissenschaftlich ausgerichteten Universität Luzern. Das Institut widmet sich der Erforschung, Vermittlung und Anwendung kommunikativer und sozialer Kompetenzen in aktuellen Problembereichen der Gesellschaft.

Auf der Grundlage seiner kommunikationswissenschaftlichen Schwerpunkte – vor allem Systemtheorie, Actor-Network-Analyse, Neue Medien-Forschung sowie (inter)systemische Modellierung, Kommunikation und Analyse – konnte 2002 das Projekt mit Unterstützung von Drittmittelgebern begonnen werden. Der Projektierung liegt ein problemorientiertes Konzept mit drei selbständigen, komplementären Elementen zugrunde:

- jährliche internationale Konferenzen zu wissenschaftspolitisch hoch priorisierten Themen;⁵
- Internet-basiertes Wissensportal als elektronische Kommunikations- und Informationsplattform für Ziel- respektive Interessengruppen in Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit⁶ sowie
- Forschung im Bereich der Kommunikationsprobleme an der Schnittstelle zwischen Wissenschaftssystem und politischem System.

Die Science & Society-Forschung, die einen kommunikationsorientierten Ansatz verfiert, fungiert als Tertium Comparationis von Konferenz und Wissensportal. Nach Maßgabe der Intention explorativen Forschens⁷ sollen die kommunikationswissenschaftlichen Aktivitäten von Science & Society in erster Linie die Frage klären, auf welche Weise man zu sinnvollen Vorstellungen und Einsichten über beide Sektoren gelangt. Vor dem Hintergrund dieser konzeptuellen Anforderung soll die Science & Society-Forschung gewährleisten, dass eine Vertiefung des Verständnisses und eine Weiterentwicklung sowohl der Konferenzorganisation als auch der Wissensportalsarchitektur möglich sind. Die korrespondierenden Auswertungen können nicht den Anspruch »gesicherten Wissens« – in einem engen sozialwissenschaftlich definierten Verständnis – für sich reklamieren; sie sind viel mehr als formative Evaluationen im Forschungsprozess zu begreifen. Das Forschungsprofil von Science & Society fokussiert insbesondere die interaktive Gruppenkommunikation, d.h. die Formen und die Wirksamkeit der Face-to-Face-Kommunikation zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern sowie Politikerinnen und Politikern und deren Erweiterungen durch neue elektronische Medien.

Voraussetzungen und Annahmen der Intergruppenkommunikation

Gemessen an internationalen Maßstäben – vor allem im angloamerikanischen Sprachraum – stellt sich die Auseinandersetzung mit der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik in der Schweiz weithin als Forschungsdefizit dar. Zwar ist zu Recht auf ein breites Spektrum relevanter Aktivitäten an der Schnittstelle von Wissenschaft und Politik – angefangen bei der Vorlage von Gutachten und Studien und der Veran-

staltung von Tagungen und Konferenzen über die Einrichtung von Kommissionen und der Einberufung von Gremien bis hin zur Beratung durch Expertinnen und Experten – zu verweisen; aber die Formen und die Wirksamkeit interaktiver Gruppenkommunikation, die diesen und ähnlichen Diskursen inkorporiert sind, konnten bislang nicht eigens zum Forschungsgegenstand avancieren.

Sofern man die de facto stattfindenden Kommunikationen zwischen Vertretern der beteiligten Subsysteme Wissenschaft und Politik analysieren will, ist man angehalten, den erkenntnisleitenden Blick von der »Mesoebene« intersystemischer Kommunikation (die »Makroebene« korrespondiert mit dem Gesellschaftssystem) auf die »Mikroebene« der interaktiven Gruppenkommunikation, mithin der Face-to-Face-Kommunikation, zu richten. Unter dieser konkretisierten Perspektive lässt sich »Kommunikation« definieren: In einem Kommunikationsprozess muss eine Information, eine Mitteilung und schließlich eine Erwartung einer Annahme ausgewählt und bestimmt werden.⁸ In der Sprechakttheorie Austins sind dies bekanntlich die Sprechhandlung (Lokution), die Proposition (Illokution) und die beabsichtigte Wirkung (Perlokution).⁹ Für einen »erfolgreichen« Verlauf von Kommunikation ist es unabdingbar, dass der Empfänger die intendierte Botschaft des Senders »versteht« und dass Anschlusskommunikationen daraus entstehen können. Damit geht die Notwendigkeit einher, dass Bedingung und Möglichkeit einer intersubjektiven Interpretationskontrolle, also Metakommunikation (Kommunikation über Kommunikation), gegeben sind.¹⁰

Aus methodologischer Perspektive gründet die Science & Society-Forschung, soweit es die Auswertung der Gruppen- und/oder der Face-to-Face-Kommunikation betrifft, auf Ansätzen der Konversationsanalyse.¹¹ Die kommunikationswissenschaftliche respektive linguistische Konversationsanalyse wird vornehmlich angewandt, um die formalen Prinzipien von Interaktionsprozessen zu bestimmen, mit deren Hilfe die Akteure in einem sozialen, situierten Kontext sowohl ihr eigenes Handeln als auch das Handeln Anderer sinnhaft strukturieren, koordinieren und diskursivieren. Konversationsanalytische Methoden untersuchen die kommunikativen Gestaltungsmerkmale der (Re-)Produktion sozialer Ordnung gleichsam in der situierten sprachlichen wie nichtsprachlichen Interaktion.

Das Beispiel »Stammzellenforschung« 2002

In spezifisch thematischen Kontexten wie der 1. Internationalen Science & Society-Konferenz »Stammzellenforschung« 2002 formieren sich episodische, das heißt nichtdauerhafte, Strukturen der interpersonalen oder der Face-to-Face-Kommunikation zwischen formal heterogenen Gruppen von Wissenschaftlern, Bundesparlamentariern (Mitglieder der Eidgenössischen Räte) sowie Repräsentanten weiterer Provenienz. Über einen begrenzten Zeitraum hinweg bilden sich in den verschiedenen Foren der Konferenz (Plenumsvorträge, Podiumsdiskussionen, Work-shops etc.) emergente Sozial- und Kommunikationsschemata aus.

Zentral ist die Frage nach den strukturellen Problemen bei der Teilung von Informationen sowie beim Aufbau einer gemeinsamen Wissensbasis. Die Interaktionen während der Konferenz wurden auf Video- und Audiotapes mitgeschnitten, im Verlaufsprofil transkribiert und nach drei hierarchischen Ebenen (Gesprächsbeitrag, -sequenz und -typ)¹² hin differenziert. Die theoretische Analyse und Interpretation der Daten und Resultate aus den empirischen Untersuchungen rekurrieren auf Hypothesen konvergenter Kommunikationsphasen (Informationssammlung und -verdichtung) respektive Hypothesen divergenter Kommunikationsphasen (Informationserzeugung und -verteilung)¹³ hinsichtlich sowohl »gelungener«, »erfolgreicher« als auch »mislungener«, »nichterfolgreicher« Gruppenkommunikation. Grundsätzlich wurden Beiträge und Aussagen anonymisiert, da nicht individuelle Statements von Interesse waren, sondern die strukturellen Restriktionen in der Kommunikation.¹⁴

Im Einzelnen lassen sich folgende Problemkomplexe in der Gruppenkommunikation zwischen Wissenschaftlern und Politikern konstatieren:

- Wissenschafts- und Fachsprachen. Bereits auf der Ebene von Gesprächsbeiträgen kommt es zu Verstehensproblemen der jeweils anderen Gruppe. Wissenschaftler beziehungsweise Politiker entnehmen ihr spezifisches Vokabular oder ihre fachlichen Termini extrem heteronomen Lexika und Semantiken. Dabei handelt es sich um ein »klassisches« Problem von Wissenschafts- und Fachsprachen in der Kommunikation.
- Ökonomie des Mediums Sprache. Fasst man größere Untersuchungseinheiten wie Gesprächssequenzen mit einem mehrfachen Wechsel von Sprecherinnen und Sprechern ins Auge, so zeigt sich, dass sich »Sprache« als ein beschränktes Medium erweist. Es dominieren Statements in Gestalt von Monologen und Kurzinterventionen. Die Kommunikationsfähigkeit ist limitiert, da sich

jeweils nur einzelne Personen direkt, begrenzt und nur nacheinander äußern können, gleichwohl der Gesprächsbedarf in der Diskussionsgruppe um ein Vielfaches größer ist und/oder sein könnte.

- Unsicherheit und Mehrdeutigkeit. Im Diskurs finden sich unsichere und mehrdeutige Begriffe und Aufgaben. Unsicherheit lässt sich am besten bearbeiten, wenn alle notwendigen Informationen zur Verfügung stehen; Mehrdeutigkeit lässt sich wiederum auch nicht durch noch so viele Informationen bewältigen. Das Problem ist bei Mehrdeutigkeit darin zu sehen, dass die Beteiligten sich gemeinsam um eine einheitliche Interpretation bemühen müssen. Bei Unsicherheit benötigt man zusätzliche Informationen; es bedarf also einer Initiative aus der Gruppe, die fehlenden Informationen beizubringen.

- Aneignung und Bewertung von Informationen. Wenn Informationssammlung und -verdichtung die Ziele der Gruppenkommunikation sind, so führen Medien mit hoher Synchronizität (schnelles Feedback und niedrige Parallelität), die einen gemeinsamen Fokus der Gruppe unterstützen, zu einer besseren Performance. In divergenten Kommunikationsphasen werden Entscheidungen und Problemlösungen eingehend begründet und somit Unsicherheit verringert. Für gewöhnlich wird Konvergenz von einer niedrigen Parallelität profitieren, da so der Standpunkt eines Gruppenmitglieds am ehesten nachzuvollziehen ist.

- Neu konstituierte Gruppen. Neu formierte Gruppen, Ad-Hoc-Gruppen, Gruppen mit unbekanntem Mitgliedern oder Gruppen ohne anerkannte Normen (Gruppenfunktionen und -modalitäten) haben von Beginn an einen größeren Abstimmungsbedarf, was die Definition der Aufgabe, die Verteilung von Rollen und Verantwortlichkeiten, die Beschließung der Tagungsagenda etc. anbetrifft. Bevor Gruppenmitglieder effektiv interagieren können, müssen sie – analog zur Gründungsphase in Gruppen – ein besseres Verständnis für einander ausbilden.

Gestaltbarkeit situierter Kommunikation

Wie die konversationsanalytische Auswertung der Konferenz über Stammzellenforschung belegt, finden sich eine Reihe von Hinweisen auf strukturelle Probleme der (Inter-)Gruppenkommunikation. Die Science & Society-Forschung zielt darauf ab, konkrete Vorschläge für die Gestaltung einer effektiven interaktiven Gruppenkommunikation zu unterbreiten. Der praktische Nutzen und Mehrwert solcher Empfehlungen kann in geeigneten Kontexten der jährlichen Konferenzen und des Wissensportals direkt mit den relevanten Zielgruppen aus Wissenschaft und Politik konzeptuell getestet und empirisch

überprüft werden. Eine Übertragung auf andere funktional-äquivalente Anwendungsbereiche interaktiver Gruppenkommunikation ist – unter bestimmten Umständen – durchaus vorstellbar.

Ausgehend von den virulenten Kommunikationsrestriktionen könnte ein für die weitere kommunikationswissenschaftliche Diskussion der Science & Society-Forschung interessanter Impuls darin bestehen, dass man über eine Veränderung festgeschriebener Kommunikationsschemata nachdenkt: So könnte man versuchen, konvergente und divergente Kommunikationsphasen klarer zu konturieren, stärker durch Moderation zu strukturieren sowie durch eine adäquate Medienwahl zu operationalisieren. Womöglich bringt die Weiterentwicklung der Konferenz beziehungsweise des Wissensportals im Rahmen des Science & Society-Projektes in den nächsten Jahren hier bereits nähere Aufschlüsse.

Christian Filk, Luzern

- 1 Niklas Luhmann: Beobachtungen der Moderne. Opladen 1992, S. 211.
- 2 Vgl. Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main ²1988 und Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1997.
- 3 Vgl. Rudolf Stichweh: Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890. Frankfurt am Main 1984, S. 20; und Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1992, S. 194-208.
- 4 Vgl. Niklas Luhmann: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt am Main 2000, S. 88-91, 98-102.
- 5 Vgl. Peter G. Kirchschräger u.a. (Hrsg.): Stammzellenforschung. 1. Internationale Science & Society-Konferenz 2002. Zürich 2003; Peter G. Kirchschräger u.a. (Hrsg.): Forschung am Menschen. 2. Internationale Science & Society-Konferenz 2004. Zürich 2004.
- 6 Vgl. Website und Wissensportal des Science & Society-Projektes <www.science-society.ch>.
- 7 Vgl. Klaus Gerdes (Hrsg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus »Natural Sociology« und Feldforschung in den USA. Stuttgart 1979.
- 8 Vgl. Karl Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Ungek. Neudr. der Ausg. Jena, 1934. Stuttgart / New York 1982, S. 24-33; und Luhmann: Die Wissenschaft (wie Anm. 3), S. 196-197.
- 9 Vgl. John L. Austin: Do Things with Words. Oxford 1962, S. 94-96.
- 10 Vgl. Paul Watzlawick / Janet H. Beavin / Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern/Stuttgart/Toronto ⁸1990, S. 41-44.
- 11 Vgl. Gerd Fritz / Franz Hundsnurscher (Hrsg.): Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen 1994; Klaus Brinker / Sven F. Sager: Linguistische Gesprächsanalyse. Eine Einführung. Berlin ²1996; August Flammer: Einführung in die Gesprächspsychologie. Bern u.a. 1997.
- 12 Vgl. Brinker / Sager: Linguistische Gesprächsanalyse (wie Anm. 11), S. 171-185.
- 13 Vgl. Alan R. Dennis / Joseph S. Valacich: Rethinking Media Richness. Towards a Theory of Media Synchronicity. In: Ralph H. Sprague Jr. (Hrsg.): Proceedings of the 32nd Hawaii International Conference of System Sciences (HICSS 32). Los Alamitos, Ca. et al. 2000 (CD-ROM of Full Papers).
- 14 Vgl. eingehender Christian Filk: Wissenschaftskommunikation. Wie stellt sich die moderne Gesellschaft ihren wissenschaftlich-technischen Herausforderungen? Eine kommunikationswissenschaftliche Explorativstudie am Beispiel der Schweiz. Luzern 2004 [in Vorbereitung].

Rezensionen

Hans-Jürgen Krug

Kleine Geschichte des Hörspiels.

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2003, 166 Seiten.

Es stimmt: Seit Stefan Bodo Würffels Studie¹ ist kein vollständiger Überblick mehr über die Geschichte des Hörspiels erschienen, wohl aber sind Abhandlungen über Einzelaspekte und einzelne Epochen publiziert worden.² Richtig mag auch sein, dass das Neue Hörspiel »in Pension gegangen« (S. 9) ist und für die neueren Entwicklungen noch keine Überblicksdarstellung existiert. Grund genug für den Hörspiel-Kritiker Hans-Jürgen Krug, die Geschichte des deutschen Hörspiels noch einmal zu erzählen von den Anfängen bis heute. Er will dabei »Geschichte und Aktualität, Wissenschaft und Kritik, Analyse und Beschreibung« (S. 10) verbinden – ein gewaltiger Anspruch, den er sofort einschränkt mit der Bemerkung, dass er nicht empirisch, d.h. an der Gesamtheit der tatsächlich gesendeten Hörspiele orientiert, vorgehen könne – in der Tat eine nicht leistbare Herkulesaufgabe. Aber wie dann? Krug nimmt sich noch einmal die Sekundärliteratur vor, fasst zusammen und fügt aus neuerer Zeit eigene Eindrücke hinzu.

Gegliedert ist seine Darstellung in vier Kapitel, die vier Epochen markieren sollen. Sie weichen allerdings von den bisher gängigen Einteilungen ab, sind auch nicht an politischen Daten orientiert. Das erste umfasst die Zeit von 1923 bis 1929 und ist »Zwischen Radio und Kultur« überschrieben. Es behandelt Begriffsgeschichte und »einzelne Personen, die das jeweilige regionale Hörspielprofil« bestimmten: Alfred Braun, Hans Flesch, Ernst Hardt, Julius Witte, Hans Bodenstedt, Fritz Walther Bischoff. Er hebt besonders die regionalen Eigenheiten hervor und verlässt sich ansonsten auf die Erzählungen Heinz Schwitzkes von 1963.³ Für Schwitzke, den Verfechter des literarischen Original-Hörspiels, der seit 1932 selbst als Literaturredakteur im Rundfunk arbeitete, war diese Zeit nur eine Vorgeschichte, bis Literaten sich für das Medium zu interessieren begannen. So auch für Krug; deshalb ist für ihn die »Blütezeit« des Hörspiels ebenfalls eine literarische gewesen. Er behandelt sie in seinem zweiten Kapitel, das die Zeit 1929 bis 1968 umfasst, und damit leicht die Zäsuren 1933 und 1945 überspielt. Gleichwohl greift er sie in den Unterkapiteln auf, die »Schriftsteller entdecken das Hörspiel«, »Zwischen Literatur und Propaganda« und »Literatur prägt das Hörspiel« überschrieben sind. Im dritten Kapitel »Literatur und Akustik (1968-1985)« behandelt er die Geschichte des Neuen Hörspiels (die zweifellos früher begann), »die Emanzipation des Hörspiels vom öffentlich-rechtlichen Radio« (S. 81) mittels Kassette und CD, den Rückgang literaturwissenschaftlichen Interesses und die Öffnung des Formenkanons. Kapitel vier ist schließlich »Kultur und Unterhaltung (1985-2003)« überschrieben, wobei die Zäsur durch die Einführung des dualen Rundfunks markiert wird, die »die Hörspielszene von außen radikal« (S. 91) verändert habe. Zur Begründung zitiert er Befürchtungen von Hörspielmitarbeitern, dem Einschaltquotenfe-

tischismus zum Opfer zu fallen, die aber so nicht eingetreten sind, was aus der von Krug ebenfalls zitierten Verdopplung des Hörspielangebots zwischen 1970 und 1995 hervorgeht. Er geht aber weiter auf runfunkpolitische Entwicklungen nicht ein, sondern unterteilt das Kapitel in die Abschnitte »Offene Dramaturgien« und »Events und neue Bühnen«. Der erste behandelt die Präsenz von Hörspielen im Programm als Kurz-, Mundart-, Comic-, Ars Acustica- oder Serien-Hörspiel, der zweite neue Produktionsformen außerhalb der Rundfunkstudios. Dafür stehen Aufführungen von Andreas Ammers, John Bergers oder Heiner Goebels auf Bühnen und Podien, Internet- und Festival-Projekte (intermedium) sowie Hörspiel-Präsentationen innerhalb von Programmschwerpunkten in Hörfunk, Fernsehen und Internet. Das fünfte Kapitel schließlich enthält als »Anlagen« eine Hörspielkritik Krugs sowie seine persönliche »Hörspiel-Hitparade«, wie sie der BR in seiner Programmbroschüre 1995 abdruckte. Ein Literaturverzeichnis und ein Personen- und Hörspielregister runden den Band ab.

Dem interessierten Hörer mag dieser Überblick genügen und einen ersten Einblick in die Geschichte des Hörspiels gewähren, dem genaueren, gar dem wissenschaftlichen Blick wird er aber nicht standhalten. Der wird sich nicht nur über das Fehlen jeglicher Quellenkritik wundern, sondern auch über manche Unstimmigkeit. Etwa wenn er dem Intendant der WERAG, Ernst Hardt, unterstellt, er »glaubte wohl nicht an eine eigenständige Radiokunst« (S. 20), ihn dann aber als Regisseur des Hörspiels preist, das für seine »erste Blütezeit« paradigmatisch sei: Eduard Reinachers »Der Narr mit der Hacke« (1930). Oder wenn er behauptet, »die Anhänger des Neuen Hörspiels entdeckten Ende der 1960er Jahre« (S. 38) Walter Ruttmanns Geräusch-Collage »Weekend« (1930) als Pionierleistung akustischer Radiokunst, während sie erst 1978 wieder auftauchte – sie war bis dato nicht bekannt und konnte somit auch nicht Gegenstand der Diskussion sein. Auch in Schwitzkes Standardwerk kommt sie nicht vor, was aber nicht bedeutet, dass sie bei ihrer Entstehung keine Aufmerksamkeit erregt hätte,⁴ sie geriet einfach nicht in seinen Blickwinkel. Es gab beispielsweise nicht nur Ruttmann, es gab auch Kurt Weill, Komponist und Rundfunkkritiker in den 20er Jahren, der bereits 1925 über die »Möglichkeiten absoluter Radiokunst«⁵ nachdachte und damit nicht nur für Ruttmanns »Weekend« den theoretischen Background lieferte. Friedrich Knilli hat diesem Strang der Hörspielgeschichte bereits 1961 nachgespürt,⁶ Krug erwähnt seine Arbeit nicht einmal im Literaturverzeichnis. Das ist umso erstaunlicher, als Knilli seit den Zeiten des Neuen Hörspiels die Hörspieldiskussion weit mehr bestimmte als Reflexionen über Hörspiel als Literaturform.

Für die Zeit vor 1978 bleibt also nach wie vor Stefan Bodo Würffels Überblick der Verlässlichere, für die Zeit danach liefert Krug allerdings Einiges an interessantem Material, das zu ordnen und zu gewichten aber noch eine Aufgabe bleibt, mit chronologischen

Auflistungen allein scheint es mir nicht getan. Aber Hans-Jürgen Krug wollte ja auch nur eine »kleine« Geschichte des Hörspiels schreiben. Auf eine »große« müssen wir wohl noch warten.

Wolfram Wessels, Mannheim

- 1 Bodo Würffel: Das deutsche Hörspiel. Stuttgart 1978.
- 2 Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. München 1997; Wolfram Wessels: Hörspiele im Dritten Reich. Bonn 1985; Reinhard Döhl: Das Hörspiel zur NS-Zeit. Darmstadt 1992; Sibylle Bolik: Das Hörspiel in der DDR. Frankfurt am Main 1994; Reinhard Döhl: Das Neue Hörspiel. Darmstadt 1988.
- 3 Heinz Schwitzke: Das Hörspiel. Dramaturgie und Geschichte. Köln/Berlin 1963.
- 4 Vgl. Jeanpaul Goergen (Hrsg.): Walter Ruttmann. Eine Dokumentation. Berlin 1989.
- 5 Der Deutsche Rundfunk Jg. 3 (1925), H. 26, S. 1625-1628
- 6 Friedrich Knilli: Das Hörspiel. Mittel und Möglichkeiten eines totalen Schallspiels. Stuttgart 1961.

Ralf Ketterer

Funken – Wellen – Radio.

Zur Einführung eines technischen Konsumartikels durch die deutsche Rundfunkindustrie 1923 - 1939. Berlin: Vistas 2003, 266 Seiten.

Das grüne Bändchen faszinierte mich schon als Kind. Es sprang auf und ab, glotzte mich einmal groß an, dann beobachtete es mich wieder mit zusammengekniffenen Lidern: Das »magische Auge« unseres »Wega«-Radioempfängers beugte und verfolgte mich während der 1960er Jahre stets beim Wellenreiten in den unendlichen Weiten des Äthers.

»Beim magischen Auge«, so kann ich jetzt aus der hier vorzustellenden und als Buch erschienenen Dissertation von Ralf Ketterer erfahren, »weiteten sich grünlich schimmernde Segmente innerhalb der Leuchtfläche [einer] Röhre, wenn die größte einfallende Feldstärke eingestellt war«. (S. 85) Die Einführung dieses Radioauges fiel in die 30er Jahre, als das kulturelle Muster des »Radiogerätes« einen bedeutenden Umbruch erfuhr. Das Radio sollte nicht mehr nur als ein technischer Apparat mit großen Skalen wirken, schon gar nicht mehr an die erste Generation von Geräten erinnern, die in den frühen 20er Jahren noch als Experimentierkästen für Bastler dahergekommen waren. In den 30er Jahren sollte das Radio vielmehr im Wohnzimmer der Vielen ankommen. Dazu trug nicht nur die nationalsozialistische Forcierung des Volksempfängers bei, sondern auch eine Verbürgerlichung dieses Apparates: Alle Markengeräte zeigten sich seit 1934 im Gewand eines Möbelstückes – eine Entwicklung, die der Autor sogar als gestalterische Gegenbewegung der Radioindustrie zum vergleichsweise spartanischen Erscheinungsbild des Volksempfängers interpretieren kann.

Gleichwohl gingen die Radioproduzenten mit den nationalsozialistischen Machthabern und dem Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda Hand in Hand. Die Analyse der werblichen Produktkommunikationen spiegelt die Maximen der NS-Rundfunkpolitik wider:

- Das Radio sollte zum Medium und Mediator der Volksgemeinschaft avancieren: »Stadt und Land, Volk und Regierung, Handarbeiter und Kopfarbeiter, alt und jung verschmelzen miteinander durch den Rundfunk«, war im Werbeprospekt für den Volksempfänger VE 301 zu lesen, dessen Typenbezeichnung dem »Tag der nationalen Erhebung« und Machtübernahme am 30. Januar 1933 ein Produktdenkmal setzte. So werde der Volksempfänger »zum Mittler der großen deutschen Volksgemeinschaft, die Deutschland wieder stark und glücklich machen soll.«

- Diese Volksgemeinschaft sollte durch »Volkserzeugnisse«¹ mitgeschaffen werden: Hochwertige Konsumartikel vom »deutschen Schaumwein« bis zum Kraftfahrzeug sollten nicht mehr nur höheren Ständen vorbehalten sein, sondern zu Jedermann-Produkten werden. Das galt auch für den Rundfunkempfänger, obschon die Vokabel »Volksempfänger« nicht etwa eine Erfindung der Partei war, sondern schon in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre von einzelnen Herstellern als Produktbezeichnung (»Volksempfangsgerät« oder »Volksfreund«) in Umlauf kam (S. 191).

- »Im Gleichschritt mit unserer Zeit«, lautet eine Anzeige für ein AEG-Gerät aus dem Jahr 1933: War die Produktkommunikation der 20er Jahre von dem Paradigma der Internationalität geprägt (»Sender Deutschlands, Sender Europas, Sender der Welt«, AEG), so schrumpfte der Raumhorizont der Radiowerbung nunmehr auf »Deutschland« (Produktbezeichnung eines Gerätes von Telefunken 1934/35). »Den optischen Blickfang (...) bildeten nicht mehr, wie vor 1933, ferne Hauptstädte oder Weltkugeln, sondern die Wappen deutscher Sendestädte. Die Geisteshaltung, die hinter der Werbung für Markenempfänger als Kommunikationsmittel stand, kündete damit nach 1933 nicht mehr von völkerverbindenden Idealen, sondern in erster Linie von nationalsozialistischer Nabelschau und propagandistischen Inhalten«. (S. 197)

Dieser Band erzählt die Geschichte des Marketings, die nicht minder aufschlussreiche Frühgeschichte der deutschen Funkindustrie, die technische Geschichte und die Designgeschichte der Radioapparate mit Fachkenntnis und Könnerschaft. Die Studie besticht überdies durch die nahezu einhundert Abbildungen, welche die Thesen des Textes nicht nur illustrieren, sondern visuell belegen. Freilich, die kulturgeschichtlichen Implikationen einer solchen Radiogeschichte der 20er und 30er Jahre hätten zuweilen noch etwas prononcierter dargestellt und diskutiert werden können.

Rainer Gries, Wien/Jena

- 1 Vgl. Wolfgang König: Das Scheitern einer nationalsozialistischen Konsumgesellschaft. »Volkserzeugnisse« in Politik, Propaganda und Gesellschaft des »Dritten Reiches«. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte Bd. 48 (2003), H. 2, S. 131-163; Rainer Gries: Kapitel »Deutscher Sekt: Jedermann-Getränk für die »Volksgemeinschaft««. In:

Ders.: Produkte als Medien. Kulturgeschichte der Produktkommunikation in der Bundesrepublik und der DDR. Leipzig 2003, S. 328-333.

Michael P. Hensle
Rundfunkverbrechen.

Das Hören von »Feindsendern« im Nationalsozialismus (= Dokumente – Texte – Materialien, Bd. 49).
Berlin: Metropol Verlag 2003, 383 Seiten.

Der Haupttitel »Rundfunkverbrechen« gehörte eigentlich in Anführungszeichen gesetzt, aber auch – wie geschehen – der Begriff »Feindsender«, der im Untertitel das Dargestellte nicht ganz korrekt präzisiert. Denn es geht – abgesehen von den ersten knapp zehn Seiten – nicht um »Das Hören (...) im Nationalsozialismus«, sondern um das Abhörverbot, das zum 1. September 1939, dem Tag, an dem der Zweite Weltkrieg von den nationalsozialistischen Machthabern entfesselt wurde, in Kraft trat und das bis zum Ende des Regimes in den Frühjahrsmonaten 1945 bestand. Anhand der Akten vor allem zweier Sondergerichte, dem in Berlin und demjenigen in Freiburg im Breisgau, zeichnet der Autor minutiös die Verfolgungsmodalitäten nach. In diesem Zusammenhang wird der Begriff »Rundfunkverbrecher« (S. 176) auch korrekt in Anführungszeichen präsentiert, wie auch im ersten Satz der Einleitung. (S. 9)

Hensles Buch befasst sich in zwei jeweils nahezu gleich umfangreichen Abschnitten mit dem »Hören ausländischer Sender als »Rundfunkverbrechen« sowie der »sondergerichtlichen Urteilspraxis«. Es geht zunächst darum, die Voraussetzungen zu klären, also die Entstehungsgeschichte der »Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1. September 1939« erneut nachzuzeichnen, den Ausnahmeregelungen nachzugehen und die Verfahrensweisen zu schildern, um des Abhörens Verdächtige in den Verfolgungskreislauf zu bringen. Dabei kann Hensle mit beachtenswerten Details aufwarten: Die Gestapo, der die alleinige Anklageerhebung oblag, um einer möglichen Flut von Denunziationen vorzubeugen, wollte sich durchaus als »großzügig« erweisen. Entgegen dem in den Kinos ab Anfang September 1939 vorgeführten Dialog von Tran und Helle, den Pseudonymen von Jupp Hussels und Ludwig Schmitz, in dem vor dem Abhören ausländischer Sender gewarnt wurde, auch wenn sie Unterhaltungsmusik abspielten, denn »auch deutsche Sender bringen Tanzmusik« – von Hensle leider nur nebenbei als »Filmsketch«, ohne inhaltlich darauf einzugehen, erwähnt (S. 146) – sahen die Richtlinien der Gestapo u.a. vor: Abhören von Musik ausländischer Sender sei kein Anlass für Strafverfolgung, denn nur wirkliche »Volksschädlinge« sollten vor Gericht gestellt werden. Wie unterschiedlich die Richtlinien ausgelegt wurden, zeigen ein Urteil des Leipziger Reichsgerichts, aber auch anderer Gerichte, die gerade auch das Abhören von Musiksendungen als verfolgungsrelevant einstufen.

Je nach Kriegslage kam es bei zwischen 30 und 50 Prozent der Anklagen auch zu entsprechenden

Gerichtsverfahren und Urteilen. Eine Mischung aus Terror und Schrecken einerseits, aus »Nachsicht« und »gewisser Großzügigkeit« andererseits war an der Tagesordnung. Auch kann man der flankierenden Propaganda von Goebbels und den von ihm intern immer wieder geforderten und auch zu publizierenden drastischen Gerichtsurteilen, die bis zur Todesstrafe reichten, und einer Aktion, die 1941/42 zum Anbringen von Warnzetteln an den Radiogeräten führte, eine gewisse Wirkung unterstellen. In den Lesern der Zeitschrift »Rundfunkarchiv«, eine der wenigen nach Mitte 1941 noch erscheinenden Rundfunkzeitschriften, die jährlich einige Dutzend Verurteilungen abdruckte, habe man, so Hensle, »professionelle oder passionierte Rundfunkhörer für potenzielle »Rundfunkverbrecher« angesehen. (S. 127). Hier irrt der Autor aber gewaltig: Das »Rundfunkarchiv« war ein Fachorgan mit geringer Auflage, herausgegeben seit Dezember 1940 von der Deutschen Rundfunkarbeitsgemeinschaft »als Träger der Gemeinschaftspropaganda für den Rundfunk und die Rundfunkwirtschaft«.¹

Nach seinen generellen Ausführungen mit allerdings auch schon vielen Details zum Tatbestand »Rundfunkverbrechen« im ersten Teil seines Buches präsentiert Hensle im zweiten vor allem die Ergebnisse der datenbankgestützten Auswertung von mehr als 300 Verfahren, in die mehr als 500 Personen verwickelt waren. Die völlig unterschiedlich strukturierten Gerichtsbezirke der Reichshauptstadt und der südbadischen Provinz, was beispielsweise die konfessionelle und berufliche Zusammensetzung der Bevölkerung angeht, machen den Reiz der vergleichenden Untersuchung aus. Den Autor interessieren der Gang der Ermittlungsverfahren, wie »Rundfunkverbrecher« aufgespürt wurden – beispielsweise durch Postkontrolle, Spitzel und Denunzianten –, die Vernehmungspraktiken der Gestapo und die Aktivitäten der Staatsanwaltschaften, aber auch die Verfahren vor den Sondergerichten, das Ausmaß der verhängten Strafen, die Strafvollstreckung und die »staatspolizeilichen Maßnahmen« nach der Strafverbüßung, die oftmals nicht Freilassung, sondern weitere Drangsalierung in »Schutzhaft«, aber auch im Konzentrationslager bedeuteten. Zum Schluss geht der Autor noch auf das durch die Strafverfahren ermittelte Hörverhalten ein, das natürlich keine Rückschlüsse auf das tatsächliche zulässt, wie er durch die Formulierung »abgehörte ausländische Rundfunkstationen« (S. 319) suggeriert: Die BBC dominierte in der Auswertung der Prozessunterlagen mit mehr als 60 Prozent in Berlin, gefolgt von Schwarzsendern und Sendungen aus der Sowjetunion, in Freiburg führte mit gut 60 Prozent der Schweizer Rundfunk die Beliebtheitskala an, abgeschlossen auf Rang fünf lagen die Sendungen aus Moskau.

Hensle blättert ein Kapitel deutscher (Rundfunk-)Geschichte auf, das auch zum bisher etwas unterbelichteten Teil der Geschichte des Zweiten Weltkriegs gehört. Umsichtig stützt er sich auf ungedruckte und gedruckte Quellen und kann so viele Aspekte, wenn auch teilweise nur exemplarisch beleuchten. So ist seiner Schlussfolgerung uneingeschränkt zuzustimmen: »Die Annahme (...) einer

grundsätzlich gegnerischen Einstellung der Abhörer zum Regime bestätigte sich nicht. Das Hauptmotiv zum Abhören dürfte in dem weit verbreiteten »Nachrichtenhunger« zu sehen sein, wie das vorhandene Informationsdefizit schon früh von der Gestapo bezeichnet wurde«. (S. 346)

Ansgar Diller, Wiesbaden

¹ Vgl. Rundfunkarchiv Jg. (1940), H. 12, Impressum; Vom Aufgabengebiet der Deutschen Rundfunkarbeitsgemeinschaft. In: Rundfunkarchiv Jg. (1940), H. 1, S. 56f., hier S. 56.

Ingrid Pietrzynski

»Der Rundfunk ist die Stimme der Republik...«

Bertolt Brecht und der Rundfunk der DDR 1949 - 1956.

Berlin: trafo verlag 2003, 339 Seiten.

Wann immer der Rundfunk historisch in seiner Programmentwicklung, in seinen Gestaltungsmöglichkeiten oder seiner medialen Wirkung Thema ist, wird Bertolt Brecht mit seiner sogenannten »Radiotheorie« in den Diskurs einbezogen. Nicht ohne Grund, denn in seinen frühen Texten zum Medium hatte er ihm viel abverlangt und in eigenen Hörexperimenten versucht, den Nachweis zu erbringen, dass seine Forderung nach einer Kommunikation durch das Medium und mit ihm nicht nur möglich, sondern auch notwendig sei. Politisch sollte das Medium eingesetzt werden und mit pädagogischen Mitteln darauf zielen, ein Bewusstsein für eine neue Gesellschaftsform zu entwickeln, in der Partizipation Leitthema war. Jede ästhetische Reflexion medialer Bedingungen hatte sich der Prämisse dieser Vision unterzuordnen. Die bald darauf folgende Erfahrung, die der Stückeschreiber und überzeugte Radiohörer Brecht im Exil machen musste, dass nämlich das Medium zum Propagandainstrument verkam oder ausschließlich der Unterhaltungsindustrie diene, ließ nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1948 die Hoffnung aufkommen, es könne eine Kontinuität zu früheren Bemühungen geben. Die Fachliteratur jedoch in beiden deutschen Staaten hat eher enttäuscht registriert, dass Brecht dem Medium Rundfunk nach 1945 offenbar nichts mehr abgewinnen konnte oder wollte.

Jetzt hat Ingrid Pietrzynski einen Quellenband vorgelegt, in dem sie die Beziehung Brechts zum Rundfunk in der DDR rekonstruiert und nachweist, dass sehr wohl alte Theorien und ein praktisches Interesse virulent geblieben waren. Bertolt Brecht erscheint in den frühen 50er Jahren als Programmbeobachter mit kritischen Anmerkungen und Empfehlungen für ein politisches Kulturprogramm, die unverändert dem Medium und seiner öffentlichen Wirkung über die Grenzen der sich formenden DDR hinaus trauen. Dass Brecht nicht der kalte Krieger war, als der er in der Bundesrepublik zunächst gemieden wurde, ist inzwischen bekannt, dass er sich jedoch äußerst kritisch mit der Qualität eines politisch orientierten Rundfunks als »Stimme der Republik« auseinandersetzte, wie er taktisch seine Reputation nutzte, um

Behinderungen durch den Staatsrundfunk zu unterlaufen, sich aber gleichzeitig mit einer öffentlichen Exponierung seiner kritischen Haltung zurückhielt, dafür sind in diesem Band viele Belege zusammengetragen worden.

Pietrzynski hat Quellen aus der Zeit von 1948 bis 1956 erschlossen: Texte, Korrespondenzen, Protokolle, Abschriften von Tondokumenten. Ihre programmsystematische Einteilung in vier Bereiche, in denen Brecht seinen Einfluss geltend machte, erleichtert den Überblick: literarische und musikalische Sendungen, Hör- und Fernsehspiele, das politische Programm und die Initiierung verschiedener Sendereihen. Schon beim ersten Durchblättern wird der Leser durch die besondere Form einer titelgebenden Zitation hineingezogen in das Themenfeld. Diese programmatischen Zitate erklären sich nicht unmittelbar aus ihrem Kontext, sondern müssen im Zusammenhang ihrer Entstehungsgeschichte erschlossen werden. Die Autorin, die der Bestandsaufnahme dienen möchte, gewährleistet auf diese Weise, dass die Aussagen Brechts zum Rundfunk der DDR und seinem Programm nicht beliebig und verkürzt zum Material voreiliger Interpretationen werden. »Ein unaufhörliches, endloses Gedudel schlecht ausgewählter und schlecht wiedergegebener Musik...« könnte zu schnell als weitsichtige Prognose heutiger Gegebenheiten ausgelegt werden. Dagegen zielt diese Anmerkung auf eine von Brecht so beurteilte Unprofessionalität der Rundfunkmitarbeiter, geknüpft an klare Vorstellungen, wie die Gestaltung eines Musikprogramms umgesetzt werden müsste. Unübersahbar tauchen in diesem Zusammenhang erste Anzeichen und Argumente der Formalismus-Debatte auf, mit denen sich Brecht und seine Mitarbeiter ebenso konfrontiert sahen wie viele Künstler, deren innerste Sache der Sozialismus und seine Kulturpolitik war. Erinnert sei hier, dass Pietrzynski sich bereits um die Edition der stenographischen Niederschrift einer Sitzung der Akademie der Künste mit Vertretern des Staatlichen Rundfunkkomitees 1953 verdient gemacht hat.¹ So fügt sich langsam das Bild zusammen, wie BB – bei aller Konzentration auf sein Ensemble und seine Theaterarbeit – den Rundfunk als einen wesentlichen Faktor für die politische Arbeit im Interesse der Kultur ansah. Ein ausführlicher Anmerkungsenteil erhellt mit ergänzenden Informationen Zusammenhänge und Kontexte der agierenden Personen. Der Anhang mit einem umfangreichen Dokumentations- und Registerteil stärkt den Band in seinem Quellencharakter.

Besondere Beachtung werden die entschiedenen Versuche Brechts finden, sich in das politische Programm einzumischen. Der 17. Juni 1953 ist dabei ein Schlüsseldatum. Das Programm des DDR-Rundfunks an diesem Tag, das den Volksaufstand ignorierte, war für Brecht Anlass zu harscher Kritik. Er hatte an diesem Tag die Absicht, den Rundfunk in seiner Funktion als politisches Instrument der öffentlichen Meinungsbildung wahrzunehmen, und erfuhr Zurückweisung, Ignoranz und sogar Hohn. Über eine tatsächliche Wirkung und Schlagkraft eines aktuellen politischen Kulturprogramms, mit dem sich Brecht an diesem Tag zu Gehör bringen wollte, mag spekuliert werden, seine

konkreten Vorschläge, Ideen und Aktivitäten jedoch stehen für eine klare medienpolitische Überzeugung.

Dafür, dass Kooperationen zwischen Rundfunk und Akademie der Künste seit jeher nicht einfach zu realisieren sind, gibt es nicht nur aktuelle Beispiele, auch 1953 fand die Idee Brechts, sich mit einer regelmäßigen Sendung »Stunde der Akademie« den deutschen Hörern in der DDR, in Westdeutschland und im Ausland zu präsentieren, nicht uneingeschränkte Zustimmung. Hinter bürokratischen Schwierigkeiten, die hier ausführlich dokumentiert sind, stehen Abgrenzungen und Kompetenzstreitigkeiten um Sendeautonomie, vor allem aber immer wieder die Sicherung einer Einflussnahme der SED auf Personalentscheidungen und inhaltliche Gestaltung. Wie sehr Brecht insistierte und eine Realisierung in seinem Sinn voranzutreiben versuchte, wird hier erstmals belegt. Diese Sendung, die gänzlich in Vergessenheit geraten war, kann als Modell einer Kooperation von Kultureinrichtungen programmgeschichtlich noch von Interesse sein. Dass Brecht ebenfalls Einfluss nahm auf die Einrichtung einer Sendeform, die dem populären Friedrich Luft als »Stimme der Kritik« von RIAS Berlin mit Herbert Jhering einen namhaften Kritiker gegenüberstellte, wird in diesem Band ebenfalls so weit wie möglich anhand der Quellen nachvollzogen.

Den Rundfunk für das Theater nutzbar zu machen war ein altes Anliegen Brechts; er machte zu Beginn der 50er Jahre noch einmal einen Anlauf, mit einer Sendung des Berliner Ensembles dieser Idee eine Form zu geben. Frühere Vorstellungen von Elementen der Reportage bis zur Montage kamen in der Gestaltung zum Tragen. Zwischentexte von einem Sprecher gesprochen, nahmen die Idee der Unterbrechung wieder auf. Hier scheint am besten erkennbar, dass das theoretische Verständnis des Mediums sich in der Arbeit Brechts erhalten hatte.

Insgesamt wird erkennbar, wie die Einbindung in das entstehende System mühsam und kompliziert war, wie Loyalitäten aufgegeben wurden in kleinkarierter Bürokratie, ängstlichem Parteigehorsam und auch Repressionen, dass sich dennoch die großen Perspektiven erhalten haben.

Wer immer sich mit dem Medium als einem politischen Instrument, speziell einem der Kulturpolitik, befasst, kann in diesem Band reichlich Beispiele dafür finden, wie Bertolt Brecht sich einer einseitigen Funktionalisierung zu entziehen verstand und seiner Theorie vom Kommunikationsapparat, der den Rezipienten mit einbezieht, treu blieb.

Sabine Schiller-Lerg, Münster

Hörspiel 1950 - 1951.

Eine Dokumentation.

Zusammengestellt und bearbeitet von Ulrike Schlieper unter Mitwirkung von Rolf Geserick, Susanne Höschel, Bernd Löw, Carmen Vosgröne und Annette Woschée und einer Einführung von Hermann Naber (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs, Bd. 35). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2003, 611 Seiten.

Die Hörspielfreunde können sich freuen. Mit dem voluminösen Band der Schriftenreihe des Deutschen Rundfunkarchivs (DRA) liegt eine weitere Dokumentation zum Hörspielschaffen der Nachkriegszeit vor. Sechs Jahre sind inzwischen vergangen, nachdem die Erfassung der noch immer renommiertesten Programmform im deutschen Hörfunk mit dem Zeitraum von 1945 bis 1949 gestartet war.¹ Nun legt Ulrike Schlieper, Dokumentarin des Deutschen Rundfunkarchivs, mit ihren Kolleginnen und Kollegen sowie der tatkräftigen Unterstützung durch die Wissenschaftler Rolf Geserick und Carmen Vosgröne einen neuen »hellblauen« Band vor – die dokumentarische Erfassung und Darstellung des »Hörspiels« für die Jahre 1950 und 1951. Sofort stellen sich die Schlagworte von der »Geburtsstunde« und von der »Blütezeit des Hörspiels« ein. Obwohl nur als PR-Slogans von umtriebigen Dramaturgen damals in Umlauf gebracht, halten sich die Losungen bis heute hartnäckig. Kann man ihren Wahrheitsgehalt an der vorliegenden Publikation nun überprüfen?

Als Erstes beeindruckt das produktive Ausmaß des Hörspielschaffens. Anhand von acht Rundfunkanstalten im damaligen Westdeutschland – Radio Saarbrücken wurde ebenfalls berücksichtigt – sowie von drei Rundfunkeinrichtungen in der DDR werden für einen Zeitraum von nur zwei Jahren sage und schreibe 1 386 Hörspielproduktionen aufgelistet. Zum Vergleich: In den viereinhalb Jahren von Mai 1945 bis Dezember 1949 waren insgesamt 1 634 Titel verzeichnet worden und in den Hörspiel-Jahrbüchern, die das DRA im Auftrag der ARD seit 1981 herausgibt, werden pro Jahr zirka 600 bis 700 Produktionen aufgeführt. Rein quantitativ also ist die Rede von der »Blütezeit« bereits für 1950/51 mehr als berechtigt. Kein Wunder daher, dass Hermann Naber, langjähriger Leiter der Hörspielabteilung des Südwestfunks in Baden-Baden und intensiver Kenner der Hörspielgeschichte, in seiner »Einführung« (S. 9-16) dieses Programmvolume aufgreift und auf das produktive Verhältnis zwischen Rundfunk und Autoren hinweist. Speziell im Westen – die soziale Situation der Schriftsteller im Osten war anders begründet – suchten Autoren auf dem neu entstandenen literarischen Markt nach Verdienstmöglichkeiten, und umgekehrt wetteiferten die ARD-Hörspieldramaturgien untereinander bereits um die besten Autoren sowie um Stücke, die entweder publikumsorientiert oder prestigeträchtig waren. Krimis und Familienserien wurden zu sogenannten »Straßenfegern« mit heute traumhaft anmutenden Einschaltquoten, während Sperriges wie Günter Eichs »Träume« des langen Atems der Verantwortlichen sicher sein konnte, denn erst Jahre nach den immensen Publikumsprotesten sollte den verstörenden Sze-

¹ Der DDR-Rundfunk und die Künstler. Protokoll einer Diskussionsrunde im September 1953. In: RuG Jg. 26 (2000), H. 3/4, S.139-157.

nen der Rang eines kanonischen Werkes zuteil werden.

Wie aber steht es um die Öffnung des Hörspiels, um das Neue in dieser radiophonen Gattung? Hermann Naber wagt die These: »Die Orientierung des Hörspiels war offener und weiträumiger geworden.« (S. 16) Hier wird man freilich das eine oder andere Fragezeichen setzen. Etwa wenn das Feature als innovative Form genannt wird, das beigegebene Register jedoch unter der Rubrik »Typen/Genre« gerade einmal fünf Einträge zu »Feature« aufweist: ein Europa-Feature von Axel Eggebrecht und vier ambitionierte Reiseprojekte des ehemaligen Kapitäns Ernst Schnabel, allesamt beim NWDR-Hamburg in der Hörspielabteilung produziert, bevor Heinz Schwitzke im November 1951 die Geschicke dieser Abteilung zu lenken begann. Umso mehr fallen die Verweise auf Kriminal- und auf Mundarthörspiele in der Rubrik »Typen/Genre« auf. Mit knapp 100 bzw. fast 200 Einträgen führen sie zu einem Korpus, das die Spielpläne der frühen 50er Jahre nachhaltig bestimmte. Die witzig-unterhaltsamen Alltagsserien prägten das Programm, ob nun die »Familie Hesselbach«, die »Familie Schmitz« oder die »Familie Staudenmaier« ihre kleinen oder großen Nöte im soap-opera-Format beredete. Da fieberte ein Radiopublikum mit »Paul Temple«, das Blicke in verbrecherische Abgründe warf, die »aus den Geheimakten von Scotland Yard« gehoben wurden und sich zahlreichen Detektiven und Kriminologen anschloss. Dabei fallen einige wenige, ebenso versiert wie produktiv auftretende Literaten auf, die immer wieder in Erscheinung treten. Viele Bekannte der jungen Autorengeneration der »Gruppe 47« aber – wie etwa Siegfried Lenz, Ingeborg Bachmann und Martin Walser – sind noch nicht vertreten.

Die Dokumentation lädt – sieht man einmal vom praktischen Wert für Hörspieldramaturgen bei ihrer Spielplangestaltung ab – zum »Durchblättern« ein, zum Auffinden und Einordnen von so manchen widersprüchlichen Aspekten des Hörspielschaffens in dieser Zeit. Hierbei helfen die Register bzw. hier machen sie neugierig, wenn man beispielsweise zu erschließen versucht, was das einzige »Amateurchörspiel« auszeichnet oder wodurch sich ein »Originalhörspiel« von einer »Originalentwicklung« unterscheidet. Für die programmgeschichtliche Erforschung, die sich noch durch eine Palette von feuilletonistischen Etiketten und wissenschaftlichen Versatzstücken zur Programmrealität zu kämpfen hat, ist dieser Band ein weiteres unverzichtbares Hilfsmittel.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

¹ Hörspiel 1945 - 1949. Eine Dokumentation. Zusammengestellt und bearbeitet von Bernd Löw. Potsdam 1997. Rezension in RuG Jg. 24 (1998), H. 2/3, S. 176.

Ingrid Brück u.a.:

Der Deutsche Fernsehkrimi.

Eine Programm- und Produktionsgeschichte von den Anfängen bis heute.

Stuttgart - Weimar: Verlag J. B. Metzler 2003, 370 Seiten.

Ein flüchtiger Blick in das wöchentliche Fernsehprogramm zeigt: Das Vorhaben dieser Studie ist, wie der Titel anzeigt, überaus umfangreich, denn mittlerweile können Zuschauer im Fernsehen täglich keineswegs nur einen, sondern mehrere Krimis sehen. Das ruft als erstes die Frage auf: Wie wird diese Materialfülle bewältigt? Wie wird sondiert, sortiert, selektiert? Das Gliederungsprinzip verläuft nach eingefahrenem, bewährtem Muster: die Grundorientierung an der Chronologie wird feingegliedert nach institutionsgeschichtlichen Aspekten. Es gibt ein Kapitel zum »Krimi im Staatsfernsehen der DDR«, das – hier weichen die Verfasser leicht von der strikten Chronologie ab – an erster Stelle steht. Es folgt ein Kapitel zum Fernsehkrimi im öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem bis 1984, dem sich eines zum Dualen Rundfunksystem anschließt. Den Abschluss bildet ein Anhang mit Serio-graphie, der Liste der Interviewpartner, einem Register der Serien, Reihen, Mehrteiler sowie einem Namensregister. Ins Kapitel zum Fernsehkrimi im Dualen Rundfunksystem integriert sind die Ausführungen zur ‚Wendezeit‘ und zur Umorganisation des ostdeutschen Rundfunksystems. Was geschah, so wird gefragt, mit den DDR-Krimi-Reihen vom Herbst 1989 bis zu Gründung der neuen ostdeutschen ARD-Anstalten, des ORB und MDR? Wie entwickelte und veränderte sich der »Polizeiruf 110«, als er »gesamtdeutsch« wurde und gemeinsam mit dem lange bewährten »Tatort« den Sonntagabend als Krimiabend ausbaute? Diese Ausführungen erfüllen nicht restlos die an sie gestellten Erwartungen: Die Darstellungen zur Wende im Krimi fallen vergleichsweise knapp aus; die »Verwestlichung« der »Polizeiruf«-Reihe zeigt sich für die Autoren vor allem an Banalitäten, am hohen Alkoholkonsum und daran, »dass westliche Speisen und Getränke viel häufiger verzehrt wurden als früher« (S. 234f.); auch daran, dass die Umgangsformen verfallen: »(...) andauernd wurde geflucht«. (S. 235) Das Fazit dieses Abschnitts, dass nämlich die »Ermittler« sich in dieser Phase »als Seismographen der gesellschaftlichen Veränderungen« erwiesen, ist aufgrund der knappen Analysen so nicht nachvollziehbar.

Insgesamt geben alle Kapitel einen Überblick über die jeweils wichtigen Trends in Serien, Reihen und Mehrteilern. Hier werden viele Titel und Namen angeführt, exemplarische Folgen werden genauer beschrieben und einzelne Szenen zitiert. Für alle Phasen werden jene Krimi-Reihen, -Serien oder -Mehrteiler herausgestellt, die unter dem Gesichtspunkt der Einschaltquote besonders erfolgreich waren, die von ihrem Produktionsmodus her auffällig bzw. aufwändig waren, die innovativ oder stilbildend waren, oder die aus der Sicht der Kritik oder aus historischer Distanz sich für das Genre als von grundlegender Bedeutung erwiesen, da sie eine neue Entwicklung eingeleitet haben. Die Autoren informieren

über die Typen der Ermittler und Verbrecher, über die Art der Verbrechen und ihre Orte, über das Kommunikationsverhalten und das soziale Ambiente. Hier werden in einem insgesamt erzählenden Duktus Ergebnisse ‚klassischer‘ Inhaltsanalysen dargestellt. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, bleibt der Leser von ermüdenden und zumeist redundanten Tabellen, in denen exakte Zahlen geliefert werden, verschont. Insgesamt stützen sich die Analysen – ebenso wie die Gesamtgliederung der Studie – auf erprobte Analyse-Methoden und ihre Kategorien. Auf diesem Wege zeigen die Autoren, wie sich ein grundlegender Wandel vom Motto „crime doesn't pay“ zu jenen Ermittlergeschichten der 90er Jahre vollzieht, in denen die gesellschaftliche Ordnung nicht länger wiederhergestellt wird, sondern nur noch „provisorisch“ repariert werden kann (S. 324). Aufgezeigt wird, wie das Genre sich zunehmend mit anderen Genres vermischt, wie sich Hybridformen bilden, die ja nicht nur für Fernsehkrimis, sondern ebenso für andere Fernseh-Genres wie auch Kino-Genres signifikant sind. (Ob diese Entwicklung hinreichend erläutert ist mit dem Verweis auf postmoderne Tendenzen, sei hier dahingestellt.) Plausibel dargestellt wird schließlich, dass es im letzten Jahrzehnt zu einer zunehmenden Beschleunigung von Trends, Stilen, Moden kommt. Insgesamt liegt mit dieser Studie eine gründlich recherchierte und solide konzipierte Untersuchung, eine sorgfältige Bestandsaufnahme zum deutschen Fernsehkrimi der letzten 50 Jahre vor.

Diese verdienstvolle Leistung soll nicht geschmärlert werden, wenn ich abschließend einige Fragen formuliere, zu der diese Studie Anlässe bietet.

Das umfangreiche Themenfeld des Fernsehkrimis verlangt Selektionskriterien; allerdings wäre es m.E. angemessen, im Laufe der Studie die Implikationen solcher Selektionen zumindest zu erwähnen, besser noch: sie zu reflektieren. Eine entscheidende Selektion zeigt der Titel bereits an: es geht um deutsche Fernsehkrimis. Mit dieser ‚Nationalisierung‘ des deutschen Fernsehprogramms ist eine ganz entscheidende und in vieler Hinsicht prägende Dimension ausgeblendet: die Tatsache nämlich, dass das Serienprogramm insgesamt, der Fernsehkrimi aber im besonderen, im deutschen Fernsehprogramm über Jahrzehnte hin maßgeblich durch amerikanische Krimiserien gekennzeichnet war. Dieser Sachverhalt wird zwar hin und wieder erwähnt, aber in seinen möglichen Implikationen für die Entwicklung des deutschen Fernsehkrimis nicht weiter reflektiert. Ließen sich die als urdeutsch angesehenen ZDF-Serien wie „Der Alte“, „Derrick“ oder „Der Kommissar“ nicht auch als Gegenbilder begreifen, für die die amerikanischen Serien eine Negativfolie bildeten? Inwiefern – so ließe sich mit Blick auf andere Titel fragen – bildet der deutsche Fernsehkrimi unterschiedliche Varianten eines transkulturellen Genres aus? Läßt sich an diesen Genres exemplarisch oder vielleicht auch nur ansatzweise studieren, was global content in kultureller Hinsicht heißen kann?

Die Frage, warum Zuschauer Fernsehkrimis anschauen, wird nahezu durchgehend mit dem Hinweis auf Identifikationsangebote und die Vorbildfunktion einzelner Protagonisten beantwortet. Hier wünschte

man sich, dass über solche Motive und ihre Ausdifferenzierung auch einmal außerhalb eingefahrener Wege nachgedacht würde, dass darüber spekuliert würde, wie sich solche Motivlagen verschoben haben könnten. Braucht der von Norbert Bolz und anderen diagnostizierte „Konsumismus“ wirklich noch Identifikationsangebote und Vorbilder? Anlaß zu solchen Überlegungen hätte z.B. das vergleichsweise lange Zitat von Dieter Wedel (S. 309f.) sein können, der seine Weisheit in dem schlichten Satz bündelt: „Für mich ist alles, was dem Film schadet, illegal – und alles, was ihm nützt, legal.“ (S. 310) Derartige Simplifikationen machen allen relevanten Problemen und Fragen den Garaus.

Eine weitere Frage, die unreflektiert bleibt, ist die nach dem Interesse am Verbrechen, an Gewalt, an Tod. Wie hat sich die Lust des Zuschauers an der Katastrophe im Laufe der Zeiten verändert? Welche Routinen des Zuschauens an Gewalt, an Tod formieren sich im Laufe des 20. Jahrhunderts und wo sind Störungen solcher Routinen? Gibt es sie überhaupt noch oder werden sie übertönt vom Triumphgeschrei der Mediocritas, das Umberto Eco im internationalen Erfolg von „Derrick“ vernimmt?

Eine letzte Frage zielt grundlegend auf Wege der Mediengeschichtsschreibung. Die Studie greift in ihrem Aufbau und Duktus auf bewährte Muster zurück. Die Geschichte des deutschen Fernsehkrimis wird auf diese Weise in weiten Teilen eine Geschichte vieler Titel und Namen, von Erfolgen und Mißerfolgen, sie wird zu einer Geschichte, in der von allem etwas vorkommt und doch nicht so recht in den Blick gerät, welche Funktion eigentlich das Medium auf sozialer wie kultureller Ebene einnimmt, zu dessen konstitutiven Faktoren auf irgendeine Weise alle diese Fernsehkrimis gehören. Die Antwort auf solche Fragen kann und darf nicht von solchen Studien erwartet werden. Sie sollten aber in nächster Zeit in wissenschaftlichen, in öffentlichen Diskursen hörbarer als bislang werden – mit Bezug auf solche Studien.

Irmela Schneider, Köln

Wolf-Dieter Roth

Piratensender – Geschichte und Praxis.

Die Story der Seesender, Alpensender und der illegalen Rundfunkpiraten. Mit Ratschlägen für heutige Radio-DJs.

Baden-Baden: Verlag für Technik und Handwerk (Siebel Verlag) 2004, 288 Seiten.

Am besten, man fängt dieses Buch von hinten zu lesen an: bei den Danksagungen. »Selbstverständlich nicht danken möchte« der Autor »den Juristen und dem Intendanten der Sendeanstalt in Köln«, die ihm »auf so unschöne Art wieder in Erinnerung gerufen haben (...), dass nicht jeder, der funkt und Musik macht, deshalb auch ein Menschenfreund ist« (S. 282). Gemeint ist die Kölner Anstalt, mit der sich Wolf-Dieter Roth die Initialen teilt und die ihm vor einigen Jahren eine Internetdomain streitig gemacht hat. Vielleicht gilt die zitierte Nicht-Danksagung aber (ungewollt) auch für viele der in dem Buch beschriebenen »Piratensender«, von denen ja längst nicht alle nur

mit altruistischen Zielen gegründet wurden. Die bekanntesten unter ihnen, Radio Caroline und Radio Veronica, waren gewinnorientierte Unternehmungen. Die Sympathien des Autors, der beim deutschen Ableger von Radio Caroline unter dem Namen Wolf D. Rock auch Sendungen produziert, sind allerdings von Anfang an klar verteilt.

Das Buch bietet eine Achterbahnfahrt – man ist verführt zu schreiben: eine wellenreiche Sturmfahrt – durch die Geschichte des illegalen Rundfunks in Westeuropa. Der Duktus der Darstellung ist anekdotisch. Der Schwerpunkt liegt bei den Piratensendern der 1960er bis 80er Jahre, deren legendärsten Vertreter meist von der Nordsee sendeten (und zum Teil in anderer Form an Land noch heute existieren). Ihnen kommt das historische Verdienst zu, die Rezeption der Rock- und Popmusik in ihrer »goldenen Ära« sowie die Entwicklung des DJ-Radios zumindest in Großbritannien und den Niederlanden ganz maßgeblich beeinflusst zu haben – und mit einiger Verzögerung auch in Deutschland.¹

Andere Abschnitte der Publikation behandeln politische Kleinsender, die oft nur sehr punktuell aktiv waren (darunter Radio Freies Wendland in Gorleben, Piratensender Unfreies Westberlin). Aus einigen dieser Aktivistensender entwickelten sich grenzüberschreitende legale Sender, wie etwa das heutige Radio Dreyeckland in Freiburg/Breisgau aus dem elsässischen Anti-Atomkraft-Sender Radio Verte Fessenheim. Hier leistet das Buch wertvolle Radioarchäologie.

Für Österreich und Bayern zeigt Roth die heute oftmals übersehene Bedeutung der aus Südtirol teils legal, teils illegal einstrahlenden Popsender auf (Radio Bavaria International, M1 und andere), die den monopolistischen öffentlich-rechtlichen Rundfunk ihrer Zeit Konkurrenz gemacht haben – manche später auch den neuen kommerziellen Anbietern und ihren Dudelpogrammen. Schön wäre es gewesen zu erfahren, wie genau »anders« und worin genau »besser« all die Piraten waren, etwa durch eine Dokumentation von Playlists oder Programmen, aber Dokumentaristen ihres eigenen Tuns waren die Piraten aus guten Gründen selten. Es sind nur wenige Spuren vorhanden. So bleibt nur der etwas oberflächliche Eindruck, die Illegalen seien besser gewesen, da menschlich sympathischer – eben die schwächeren »Underdogs« und Bastler.

Dabei zeigt Roth selbst auf, dass die Musikpiratensender handfeste ökonomische Profitinteressen hatten, was im Konkurrenzkampf in Südtirol wie auf der Nordsee bis zu Sabotage und vereinzelt Anschlägen führte. Da könnte man auch formulieren: Der öffentlich-rechtliche Rundfunk blieb Menschenfreund und beschränkte sich auf die juristische Bekämpfung der ungeliebten Konkurrenz (auch wenn das nicht immer maßvoll, fair und sportlich war). Insofern irritiert Roths ständiges Attackieren seines Lieblingsfeindes, was insbesondere die deutschlandbezogene historische Übersicht (S. 8-48) durchzieht. Vieles klingt nach Aktivistendeutsch, wie man es von Flugblättern kennt – mit leider sehr vielen flachen Witzen nach dem Muster: »Warum sendet man nun überhaupt? Ja klar, weil es verboten ist und andere es sich nicht trauen.

Was verboten ist, macht besonders Spaß – deshalb haben ja auch die katholischen Länder den stärksten Bevölkerungszuwachs« (S. 218). Was übrigens schlicht falsch ist. Wie auch immer: Eine redaktionelle Überarbeitung hätte dem Buch gut getan, zumal der Erzählfaden nach dem Muster »dann... dann... dann...« dramaturgisch nicht besonders fesselnd ist. Aber die Publikation bietet eine Fülle von Informationen, ist liebevoll und detailreich bebildert (wenn auch meistens ohne Fundstellenbeleg) und dürfte besonders Funkamateuren Vergnügen bereiten.

Ein wahres Schmankerl ist das letzte Kapitel: »Selbst senden: Technik und Recht« (S. 218-279). Wahrscheinlich ist es von Vorteil, lizenziierter Funkamateur und/oder diplomierter Nachrichtentechnik-Ingenieur zu sein wie der Autor, um wirklich ganz zu verstehen, was es mit den richtigen NF-Pegeln und Hubwerten auf sich hat, aber Roth schreibt sehr praxis- und alltagsnah, worauf man achten muss, damit nicht sofort der Funkpeilwagen kommt. Und das ist ganz legal.

Oliver Zöllner, Essen

¹ Vgl. Keith Skues: Pop Went the Pirates. Sheffield 1994. Rezension in RuG Jg. 21 (1995), H. 2/3, S. 195.

Udo Göttlich u.a. (Hrsg.) Populäre Kultur als repräsentative Kultur.

Die Herausforderung der Cultural Studies.
Köln: Herbert von Halem Verlag 2002, 308 Seiten.

Ein Methoden- oder Glaubensstreit (oder ist es ein Verteilungskampf um die Fleischtopfe?), wie er in der Medien- und Kommunikationswissenschaft zur Verwunderung Außenstehender noch immer nachhallt, wird auch in benachbarten kulturwissenschaftlichen Disziplinen ausgefochten. Vertreter der traditionellen Kultursoziologie Weberscher und Simmelscher Abkunft beargwöhnen Befürworter der Cultural Studies angelsächsischer Prägung, ihre Themen, Modelle, Methoden – und umgekehrt. Die Zeit sei nun aber reif geworden, meinen die Herausgeber des Sammelbandes, die »sterilen Aufgeregtheiten theoretischer Monopolansprüche« hinter sich zu lassen und das Gespräch zu suchen. Solche Bücher wünscht man sich.

Die Einleitung der Herausgeber sowie die beiden Beiträge von Albrecht und Göttlich am Anfang des Bandes bilden die argumentative und konzeptionelle Klammer zum Verständnis der akademischen Auseinandersetzung, die das Buch insgesamt nachzeichnet. Berührungspunkte zu suchen und Anschlussmöglichkeiten aufzuzeigen ohne per Harmoniestreben die jeweiligen Traditionen zu verwässern – so ließe sich das Ansinnen des Bandes zusammenfassen. Und das gelingt den Beiträgen auch. Die größte Divergenz der beiden Denkschulen liegt, so scheint es, im interventionistischen und politischen Charakter, der den Cultural Studies qua Herkunft z.B. in der labournahen britischen Volksbildungsbewegung der 50er Jahre zu Grunde liegt, den die deutsche Kultursoziologie mit ihrem Postulat der Werturteilsfreiheit aber traditionell

ablehnt. Bei anderen Positionen sind sich beide Wissenschaftsströmungen dagegen recht nah, wenn auch zum Teil mit unterschiedlichen Begrifflichkeiten: Kontextualismus, Inter- bzw. Transdisziplinarität, Theoriegebundenheit und Selbstreflexivität.

Der Sammelband geht diesen Merkmalen am Beispiel des scheinbaren Gegensatzes von »repräsentativer Kultur« (früher einmal »bürgerliche Hochkultur« genannt) und »populärer Kultur« (einstmals als »Unterschichten-« oder »Trivialkultur« verstanden) nach – erstere als Hauptthema der Kultursoziologie, letztere als Topos der Cultural Studies. Die Beiträge machen schnell deutlich, dass sich die Grenzen beider Bereiche längst verwischt haben: Dass auch die Hochkultur eine nachweisbare Neigung zur Unterhaltung hat und im gleichen Zuge die Populärkultur im gesellschaftlichen Diskurs eine dominante Position einnehmen kann. Nicht zuletzt durch die Massenmedien, die die Populärkultur mit neuen Bedeutungsmustern aufladen, die der althergebrachten Repräsentativkultur ähneln. Es findet, so lässt sich argumentieren, eine Enthierarchisierung kultureller Bereiche statt. Clemens Albrecht weist dabei auch auf die Wissenschaft selbst hin, die als Vermittlungsinstanz – er bezeichnet dies als »Propagandaapparat« – für den repräsentativen Geltungsanspruch der populären Kultur diene.

Die Autoren finden für die neuen, ambivalenten und pluralen Einflüsse und Machtverhältnisse (Stichworte: Erlebnis-, Spaßgesellschaft, Eventisierung, Verszenung etc.) vielfältige Belege. Sie bewerten solche Hegemonial- und Gegenhegemonialprozesse aber durchaus unterschiedlich. Am stärksten überzeugen diejenigen Beiträge, die als Fallstudien angelegt sind, mit Untersuchungen etwa der Heavy-Metal- und Techno-Szenen, von McDonald's und der »McDonaldisierung« (von Douglas Kellner – nicht ganz neu) oder eines religiösen TV-Epos und seiner Rezeption durch indischstämmige Migranten-Communities. Im Verlauf der Debatte werden die vielfältigsten Zugangsweisen zu Kulturfeldern und ihrer Interpretation dargestellt: von Diskursanalyse, globalisiertem Warenauspektakel und Bricolage bis hin zu Siegfried J. Schmidts These, es gäbe keine Kultur, wir bräuchten sie aber trotzdem und zwar als Programm des Differenzmanagements im semantischen Raum des Wirklichkeitsmodells einer Gesellschaft.

Was bleibt von der Lektüre dieses Bandes? Gute Einblicke in zentrale Theorien und wissenschaftstheoretische Positionen, viele Erkenntnisse (vor allem, dass Kultursoziologie und Cultural Studies sich durchaus gut vertragen können), indes wenige empirisch abgesicherte Ergebnisse. Die bisweilen hermetisch wirkende Terminologie und abstrakte Argumentation der Kulturwissenschaften fordern den Einspruch von Empirikern geradezu heraus, und diese Repräsentation nach außen dürfte derzeit insgesamt prekärer sein als interne Feinjustierungen.

Oliver Zöllner, Essen

Corinna Müller

Vom Stummfilm zum Tonfilm.

München: Wilhelm Fink Verlag 2003, 418 Seiten.

Der gegenwärtige Medienumbruch vom Analogen zum Digitalen schärft offensichtlich auch die Fragen nach vergangenen Medienumbrüchen, zu denen der Übergang vom Stummfilm zum Tonfilm zählt. So lässt sich erklären, dass nach vielen Jahren der Abstinenz in den vergangenen fünf Jahren allein in Deutschland bereits die dritte voluminöse Publikation zu diesem Thema erschienen ist.¹

Corinna Müller wählte für ihre Analyse einen rein medienwissenschaftlichen Zugang. Ausgangspunkt ihrer Darstellung ist eine kurz gehaltene Beschreibung der sich um das Jahr 1930 vollzogenen Veränderungen in der Filmproduktion und im Kino. Hierbei weist sie sehr berechtigt noch einmal ausdrücklicher als frühere Studien darauf hin, dass der Stummfilm auch nach dem Aufkommen des Tonfilms durchaus populär war. Er konnte sich aber bereits Mitte 1930 nicht mehr behaupten, weil vor allem die Berliner Uraufführungstheater, denen für die Pressekritik und damit auch für die Werbung eine entscheidende Bedeutung für den kommerziellen Erfolg zugemessen wurde, ihn fast nicht mehr vorführten.

Die Autorin klammert nach dieser Feststellung alle ökonomischen Fragen aus, wie etwa die der Kosten nach der Amortisation der Apparaturen oder die der Löhne von Kinomusikern, stattdessen versucht sie auf einer sehr umfangreichen Literaturbasis aufbauend, den Tonfilm in die Kontinuität des frühen Films zu stellen. Ihre stringent nachgewiesene These lautet: Der Tonfilm ist eine Wiederbelebung einer schon in der Frühzeit des Kinos erfolgreichen Filmform. Sie ging damals unter, weil sie die Integration des Kinos in die »Kultur des Fiktionalen« behinderte. Infolge des niedrigen technischen Niveaus bildete der Stummfilm, wie wir ihn heute noch kennen, demnach eine kulturhistorische Notwendigkeit, innerhalb der Filmgeschichte stellt er jedoch lediglich einen Zwischenschritt dar.

In den weiteren Abschnitten werden die theoretischen und filmhistorischen Analysen durch technische sowie analytische Ansätze ergänzt. Nach einer kurzen Darstellung der beiden wichtigsten Tonfilmtechniken werden umfangreiche und sehr informative Ausführungen über die ästhetischen Auswirkungen des Störspiegels gemacht und am Beispiel des Spielfilms »Westfront« 1918 verifiziert. In der Logik dieser Beschreibung folgen dann Darstellungen zur Aufnahmetechnik, zum Kopieren von Lichttonfilmen und zur Wiedergabetechnik im Kino. Hier wie auch in den folgenden Kapiteln zur »Suche einer Tonfilmästhetik« und zur Problematik ausländischer Tonfilme in deutschen Kinos bestechen die genannten Ausführungen durch die Dichte der verwendeten Materialbasis, die es der Autorin ermöglicht, Zusammenhänge tiefer als bisher bekannt darzustellen.

Ausführlich beschäftigt sich die Autorin gegen Ende des Buches mit der Technikästhetik im frühen Tonfilm. Hierfür hat sie drei weitere signifikante frühe Tonspielfilme ausgewählt: »Zwei Herzen im ¾ Takt«, »Die Drei von der Tankstelle« und »Der Sohn der

weißen Berge«. Diese Analysen bilden gleichsam die Quintessenz ihrer Untersuchungen. Akribisch genau gelingt es der Autorin nachzuweisen, an welchen Stellen in den jeweiligen Filmen eine Nachvertonung erfolgte und an welchen mit der schweren Tonfilmkamera am Set gearbeitet wurde. Auf diese Weise entsteht ein sehr genaues Bild der frühen deutschen Tonfilmproduktion.

Im Ergebnis ihrer Ausführungen unterstreicht die Autorin noch einmal jene These, die sich auch aus den bisherigen Darstellungen ergab. Der Tonfilm bildete einen mehr oder weniger problematischen Einschnitt in der Filmgeschichte und in der Medienwahrnehmung. Zugleich, das verdeutlichen die Schlussbemerkungen, in die sie auch den digitalen Film einbezieht, wird die Frage, was denn eigentlich ein Film ist, immer schwieriger zu beantworten sein.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

- ¹ Wolfgang Mühl-Benninghaus: Das Ringen um den Tonfilm. Strategien der Elektro- und der Filmindustrie in den 20er und 30er Jahren. Düsseldorf 1999; Rezension in RuG Jg. 25 (1999), H. 4, S. 288f; Joachim Polzer: Aufstieg und Untergang des Tonfilms. Potsdam 2002.

**Heinrich Breloer / Horst Königstein
Die Manns.**

Ein Jahrhundertroman.
Frankfurt am Main: S. Fischer 2001, 478 Seiten.

**Manfred Eickhölder / Britta Dittmann
Allen zu gefallen – ist unmöglich.**

Thomas Mann und Lübeck, 1875 bis 2000.
Eine Chronik.
Lübeck: Verlag Schmidt-Römhild 2001, 168 Seiten.

**Thomas Goll
Die Deutschen und Thomas Mann.**

Die Rezeption des Dichters in Abhängigkeit von der Politischen Kultur Deutschlands 1898-1955
(= Würzburger Universitätsschriften zu Geschichte und Politik, Band 1).
Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2000, 476 Seiten.

**Martina Hoffschulte
»Deutsche Hörer!«**

Thomas Manns Rundfunkreden (1940 bis 1945) im Werkkontext. Mit einem Anhang: Quellen und Materialien.
Münster: Telos Verlag Dr. Roland Seim M.A. 2003, 469 Seiten.

**Stephan Stachorski (Hrsg.)
Fragile Republik.**

Thomas Mann und Nachkriegsdeutschland.
Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 1999, 240 Seiten.

**Hans Sarkowicz (Hrsg.)
Die Stimmen der Familie Mann in Originaltönen.**
Hamburg: Hörbuch Verlag 2001, 2 CDs, 54 und 47 Minuten.

**Kurt Sontheimer
Thomas Mann und die Deutschen.**

Überarb. Neuauflage.
München: Langen Müller 2002, 224 Seiten.

**Heike Weidenhaupt
Gegenpropaganda aus dem Exil.**

Thomas Manns Radioansprachen für deutsche Hörer 1940-1945 (= Journalismus und Geschichte, Bd. 5).
Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2001, 173 Seiten.

»Thomas Mann und die Deutschen« – die Beziehungen des Nobelpreisträgers zu seiner Vaterstadt, seiner Muttersprache und seinem Heimatland, das Verhältnis des »Praeceptor Germaniae« zur deutschen Nation – dieses Thema hat Hochkonjunktur. So musste sich die Tagung der Thomas-Mann-Gesellschaft im Jahr 2002 intensiv mit den »Juden im Werk von Thomas Mann« beschäftigen und sah sich kritischen Untersuchungen gegenüber, die antisemitische Tendenzen im Werk des Romanciers ausmachten.¹ Die Feuilletons der großen Tageszeitungen druckten 2002/3 mehrere neu entdeckte Briefe ab, aus denen wie in Momentaufnahmen die Differenziertheit und Nuancierung eines spannungsgeladenen Verhältnisses hervorgehen.² Schließlich versuchten in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen dieses wechselvolle Aufeinanderbezogensein neu auszuloten. Der mediale Bezug ist dabei offenkundig – sei es als TV-Event und ARD-Markenzeichen mit der Ausstrahlung des »Mann«-Films von Heinrich Breloer und Horst Königstein, der die Person von Thomas Mann in einem bisher beispiellosen Ausmaß in die Öffentlichkeit rückte, seien es von wissenschaftlicher Seite aus durch die von Thomas Mann aus dem Exil heraus entstandenen Rundfunkansprachen an die »Deutschen Hörer!«. Sie bilden einen der wichtigsten Ausgangspunkte für die Auseinandersetzung mit dem Verhältnis »Thomas Mann und die Deutschen« – auch und gerade für Medienhistoriker also ein interessantes Feld.

»Deutsche Hörer!«

Von 1940 bis 1945 hielt Thomas Mann mehr als 50 Ansprachen über den deutschsprachigen Dienst der BBC. »Deutsche Hörer!« lautete die Aufmerksamkeit fordernde Anrede und sie bildete den Serientitel dieser bis heute rundfunkpropagandistisch bekanntesten Auseinandersetzung mit Hitler-Deutschland. Es brauchte lange Zeit, bis die germanistische Thomas-Mann-Forschung sich dieser Gelegenheitsarbeiten annahm und die im Auftrag der BBC geschriebenen Texte als integralen Bestandteil der publizistischen Äußerungen in politisch anerkannte. Das Verdienst des Mainzer Thomas-Mann-Forschers Hermann Kurzke ist hervorzuheben, der diese Texte in die von ihm herausgegebenen Ausgaben der »Essays« aufnahm und erstmalig kommentierte.³ In den 90er Jahren konnte eine Reihe von Wissenschaftlern darauf aufbauen und sich

mit den Entstehungsbedingungen, dem Rundfunkhistorischen Kontext und der inhaltlichen Dimension dieser Ansprachen auseinandersetzen. An drei Aufsätze ist in diesem Zusammenhang speziell zu erinnern. J. F. Slattery's Studie stellte zum ersten Mal auf britischen Quellen basierend die genauen Rahmenbedingungen und die organisationsgeschichtlichen Voraussetzungen der Rundfunkreden Thomas Manns dar und schuf so die Basis für eine programmgeschichtliche Analyse.⁴ Darüber hinaus stellte Ulrich Karthaus diese Ansprachen in den Kontext der publizistischen Äußerungen von Thomas Mann, die er zwischen dem Essay »Bruder Hitler« (1939) und »Deutschland und die Deutschen« (1945) unternommen hatte – allesamt Reden, womit das ansonsten geltende Bild vom unpolitischen Dichter weiter revidiert werden konnte.⁵ Die politischen Texte als Literatur interpretierte schließlich Bernd Hamacher, der die »Deutschen Hörer«-Reden in die Tradition von Thomas Manns Kriegspublizistik stellte und die BBC-Ansprachen gerade in ihrer Bindung an das akustische Medium als Ausdruck einer »Offenbarung« deutete, als theologisch überhöhtes Mittel um einen apokalyptischen Kampf zwischen Christ und Antichrist. Thomas Mann erscheint als ein operierender Schriftsteller, der sich souverän des Mediums bedient, seine Ansprachen sind poetische Texte im Kontext der Gewaltproblematik.⁶

Vor diesem Hintergrund ist der schmale Band zu sehen, den Heike Weidenhaupt 2001 vorlegte. Ihre Zielsetzung umschreibt die Diplomjournalistin als »eingehende Analyse« der Sendereihe, »bei der journalistisch-publizistische Aspekte im Mittelpunkt stehen« (S. 10). Für sie stehen Fragen im Vordergrund, wie Thomas Mann »journalistisch auf den Zweiten Weltkrieg und auf die Vorgänge in seinem Heimatland reagierte (...), welche politischen Meinungen er in seinen Rundfunkkommentaren vertrat und mit welchen Argumenten er sie stützte« (S. 10). Nach den einleitenden Kapiteln über Thomas Manns politischen Werdegang (S. 13-41) und den medialen Rahmenbedingungen des »britischen Ätherkriegs gegen Nazideutschland« (S. 43-65) steht die Textanalyse im Mittelpunkt (S. 67-149). Sie führt dem Leser die verschiedenen Rollenmuster vor, die Mann übernimmt (Der Agitator und Polemiker; Der Analytiker und Aufklärer; Der Ankläger und Warner; Der Tröster und Visionär) und verweist detailliert auf die unterschiedlichen Argumentationsebenen, die jeweilige Themenauswahl und die differenzierten sprachlich-rhetorischen Merkmale der Reden. Dabei deutet sich mit der Rede vom »Agitator Mann« (S. 83) und dessen »Streitlust« (S. 86) schon an, worauf das Urteil der Autorin am Ende abzielt: Im Hinblick auf die »einschlägigen journalistischen Qualitätsanforderungen« (S. 151) wirft sie dem Schriftsteller Versagen vor, bescheinigt ihm aber gewisse Aktualität und Relevanz. Konkret benennt sie u.a. den Mangel an Einfühlungsvermögen in die Situation der Deutschen, die unter der Bombardierung der Städte leiden; Manns überzogene Forderungen zum Widerstand in einem Land, dessen Unterdrückungsapparat funktionierte; und schließlich das »gewöhnungsbedürftige Pathos« (S.

154) der Ansprachen. So erklärt sich für Heike Weidenhaupt das »Scheitern der Radiomission« (S. 151).

Die 2002 in Münster eingereichte und ein Jahr später überarbeitet im Druck erschienene Dissertation von Martina Hoffschulte greift die Fragestellung der Rezeption als eine unter vielen auf, ohne sie weiterführend zu beantworten. Denn sehr ambitioniert wählt sich die Verfasserin ein recht weit gestecktes Thema: »Mit meiner Arbeit soll eine grundsätzliche Darstellung der Korrelation von Thomas Manns öffentlichen politischen Äußerungen mit seinen kulturellen Einstellungen, privaten Stellungnahmen und seinen literarischen Texten geleistet werden« (S. 1) – bei einem so produktiven Tagebuch- und Briefeschreiber und bei einem werkgeschichtlich so ungemein intensiv diskutierten Schriftsteller wie Thomas Mann ein alles andere als bescheidenes Vorhaben. Auf den gut 350 Seiten der Darstellung versucht Hoffschulte ihr Thema denn auch mühsam zu bändigen. Doch das will ihr in vielerlei Hinsicht nicht gelingen. Von Anfang an unterlaufen ihr sachliche Fehler, wie beispielsweise der Hinweis auf eine »kämpferische Rundfunkrede« von Klaus Mann am 19. Mai 1933 an die »literarischen Emigranten« (S. 46) – gemeint ist Gottfried Benns Rundfunkansprache »Antwort an die literarischen Emigranten« vom 24. Mai 1933, die Reaktion auf einen »Offenen Brief« Klaus Manns vom 9. des Monats. Viele sprachliche Eigentümlichkeiten provozieren Nachfragen beim Leser, etwa wenn eingangs behauptet wird: »Das Medium Rundfunk hat seine eigene ganz besondere Präsentationsweise. Es kann als autoritäres Medium bezeichnet werden« (S. 43) und dieses Medienverständnis die Grundlage der weiteren Analyse bildet. Schließlich irritieren Widersprüche, die ohne Erklärungen nebeneinanderstehen, etwa wenn Hoffschulte gleichzeitig feststellt, dass Thomas Mann sich »grundsätzlich mit dem Medium Rundfunk« auseinandergesetzt (S. 44), aber »kaum zu rundfunktheoretischen Fragen« geäußert habe (S. 46). Da das Thema der »inneren Emigration« für die Rezeption und für die Frage nach der Wirkung der »Deutschen Hörer!« so zentral ist, verärgert schließlich ein einleitender Satz wie dieser: »Die in Deutschland Zurückgebliebenen (...) mußten schweigen oder sie liefern mit« (S. 27), wischt er doch mit einem Strich eine intensive Forschungsdiskussion über das differenzierte Verhalten von Bürgern und Intellektuellen im Nationalsozialismus vom Tisch. Bleibt der Blick auf den umfangreichen Anhang mit Quellen und Materialien (S. 368-436). Neben der Wiedergabe von zum Teil durch die Autorin sehr persönlich kommentierten Texten und Pressematerialien aus dem Thomas-Mann-Archiv in Zürich finden die im Deutschen Rundfunkarchiv in Wiesbaden in Kopie vorliegenden Sendefahrpläne Aufmerksamkeit. Aus ihnen gehen die unterschiedlichen Sendezeiten der »Messages from Thomas Mann« hervor (vormittags um 9.00 und 10.00 Uhr, nachmittags um 14.00 Uhr, abends um 20.00 und 22.00 Uhr sowie nachts um 0.00 bzw. 3.40 Uhr) sowie gelegentliche Wiederholungssendungen und der Einsatz von Trailern. Die Chance, selbst beim gelegentlichen »Feindsender«-Hören auf die Botschaften des Nobelpreisträgers oder auf Hinweise zu

ihnen zu stoßen, erhöht sich so. Tatsache jedenfalls ist, dass ein – freilich oft mehr diffuses als präzises – Wissen um den Wortlaut und die Argumentation dieser Rundfunkreden in Deutschland beim und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vorhanden war.

Thomas Mann und die Deutschen /
Die Deutschen und Thomas Mann

Gerade die Radioansprachen Manns im speziellen und sein politisches Engagement im allgemeinen wurden nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zum Ausgangspunkt einer leidenschaftlich geführten Debatte. Bis heute hält sich das Schlagwort von der sogenannten »Großen Kontroverse«. Diese war keineswegs nur eine Auseinandersetzung mit der Person von Thomas Mann, sondern sie wurde gleichzeitig zu einer Streitfrage um die Legitimität von Exil, zu einer Debatte um das politische Selbstverständnis von Bürger und Staat sowie zu einem Ringen um die Frage der nationalen Identität.

1963 veröffentlichte Johannes Franz Gottlieb Grosser, Luftfahrtmanager, Raumfahrt-Experte, Kosmologe und Collane des Ritterordens St. Georg, einen 160 Seiten schmalen Kleinoktav-Band.⁷ Der 1915 in Chemnitz geborene ehemalige Offizier im Generalstab, Literat, Publizist und Verleger traf unter dem Titel »Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland« eine recht persönliche Auswahl von Dokumenten des Streits um Thomas Mann in der Nachkriegszeit und positionierte seine Edition in eine politische Deutschlanddebatte. Im Vorwort entwickelte Grosser sein hochgradig aufgeladenes Ideologem, mit Hilfe dessen eine Integration der »Emigration« postuliert wird und so die durch die nationalsozialistische Propaganda nachhaltig vorgenommene Stigmatisierung der Flüchtlinge trotz merkwürdiger Einschränkungen durch nicht näher aufgezeigte psychologische Vorgänge überwunden werden soll: »Die deutsche Emigration hat durch die große Kontroverse unbewußt und von den Wortführern ungewollt den Stachel des Abseitigen, des Abgekehrten, des Nicht-zurückfindens verloren, gerade weil Thomas Mann nicht im landläufigen Sinne zurückfand. Die politische Untugend der Deutschen, Emigranten als Verlorene, als halbwegs Ausgeschlossene, als heimatlos Gewordene und dem Volk Entfremdete zu empfinden und innerlich abzuwehren, wurde fast unbemerkt bewältigt« (S. 7). Bis heute wird diese Edition der Dokumente des Thomas-Mann-Streits in wissenschaftlichen Abhandlungen unkritisch benutzt, eine Gesamtdarstellung der tatsächlichen oder vermeintlichen »großen Kontroverse« steht aus.

Diese Lücke kann und will auch der schmale Taschenbuchband von Stephan Stachorski nicht schließen. Er versammelt »zum ersten Mal die wichtigsten Texte Thomas Manns aus verschiedenen Gattungen zur deutschen Nachkriegsgeschichte« (S. 15). Stachorski, als Mitherausgeber der »Essays« ein versierter Kenner der Materie, spannt einen Lektüre-Bogen vom 10. Mai 1945 bis zur Schiller-Rede im Todesjahr von Thomas Mann 1955. Er versammelt Reden, Aufsätze, Tagebucheinträge und Briefe, beschränkt sich jedoch auf Thomas Mann und hält sich

mit den Annotationen auffallend zurück: »Es ist die Absicht dieses Bandes, Thomas Mann in erster Linie selbst zu Wort kommen zu lassen. Seine Texte sollen, sich ergänzend und bisweilen auch widersprechend, wo dies immer möglich ist für sich stehen. Der Herausgeber meldet sich mit seinen kursiv gesetzten Anmerkungen nur dort zu Wort, wo er dies für das Verständnis des Lesers für notwendig hält« (S. 15).

Gleichsam von der anderen Seite nähert sich eine voluminöse Arbeit diesem Thema. »Die Deutschen und Thomas Mann« lautet die Perspektive, die Thomas Goll für seine Dissertation an der Universität Würzburg gewählt hat. Die kommunikationswissenschaftliche Arbeit widmet sich der »politischen Rezeption von Absichten und Werk Thomas Manns in Rezensionen der deutschen Presse« (S. 12). Goll spannt das zeitliche Spektrum bewusst sehr weit, von Manns ersten literarischen Veröffentlichungen 1898 bis zu seinem Tod 1955. Im Zentrum seiner Arbeit im Kapitel 3 »Die Rezeption Thomas Manns in Deutschland« (S. 83-386), bietet er eine wahre Fundgrube an Texten aus überregionalen deutschen Tageszeitungen und kulturell-literarischen Zeitschriften. Zur Bewältigung des immensen Textkorpus benutzt er inhaltsanalytische Methoden als »Instrumentarium der politischen Kulturforschung« (S. 19). Dabei gelingt ihm eine Vielzahl von Beobachtungen, wie die Presse auf Manns Entwicklungen und Brüche in seinen politischen Absichten bzw. auf seine vermeintliche politische Abstinenz oder unerlaubte Einstimmung reagierte. Eines der wichtigsten Ergebnisse, die Goll überzeugend belegen kann, ist das immer tiefere Auseinanderklaffen von literarischer Wertschätzung auf der einen und politischer Ablehnung auf der anderen Seite, das charakteristisch für das Verhältnis der Deutschen zu Thomas Mann wird.

Aus der Literatur, die sich in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit dem politischen Thomas Mann zuwandte, ragt eine Veröffentlichung heraus, die 2002 noch einmal erschienen ist: Kurt Sontheimers »Thomas Mann und die Deutschen«. 1961 hatte der 1928 geborene Politikwissenschaftler gleichsam ein als Nebenprodukt seiner Habilitationsschrift über »Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik« entstandenen schmalen, ungemein geschliffenen Essay über den politischen Schriftsteller Thomas Mann erstmals veröffentlicht. Was Anfang der 60er Jahre für Aufsehen sorgte, weil es auf den Hintergrund der Debatte in der jungen Bundesrepublik rekurrierte und eine wichtige historische Streitschrift darstellte, ist heute eine von vielen Stimmen in der Auseinandersetzung. Sontheimers Essay erscheint »von stilistischen Kleinigkeiten und Verkürzungen abgesehen unverändert«, kann also als historisches Dokument gelesen werden. Speziell die beiden Kapitel über »Bewährung (1933-1945)« (S. 123-157) und »Entmutigung (1945-1955)« (S. 159-189) entfalten aber auch über 40 Jahre nach ihrem erstmaligen Erscheinen noch immer einige Brisanz, etwa wenn Sontheimer die Argumente der deutschen Kritiker sezziert und die Radioansprachen »Deutsche Hörer!« als »das entschiedenste und kompromißloseste« bezeichnet, »was Thomas Mann zu Fragen des Zeitgeschehens geschrieben hat« (S. 151). Thomas Manns

1945 geschriebener Essay »Deutschland und die Deutschen« erscheint Sontheimer als »feinsinnige Analyse« einer »verspäteten Nation«, die nur allzu gern zwischen Gemüt und Politik unterscheidet: »Wer freilich dafür hält, daß vorwiegend die Weltwirtschaftskrise und die unversöhnliche Politik der Versailler Vertragsmächte Hitler an die Macht gebracht hätten und nicht auch sehen will, daß bei einem so großen innenpolitischen Erfolg, wie er den Nationalsozialisten beschieden war, auch geistige Prädispositionen im Spiele sind, der wird mit Thomas Manns feinsinniger Analyse nicht allzuviel anfangen können« (S. 166).

Wie eine Probe aufs Exempel schließlich liest sich die reich illustrierte und ansprechend gestaltete »Chronik« von Manfred Eichhöler und Britta Dittmann. Ihr Thema: Thomas Mann und seine Heimatstadt Lübeck. Die beiden Verfasser, im Stadtarchiv bzw. im Buddenbrookhaus in Lübeck tätig, versammeln eine Fülle von aufschlussreichen Text- und Bild-dokumenten. Die wechselvolle Geschichte der Missverständnisse und Anfeindungen erfährt anhand dieser Lokalgeschichte eine eindrucksvolle Bestätigung. So war beispielsweise in den »Lübecker Nachrichten« am 11. März 1955 zu lesen: »Manche sagen ihm nach, daß er ein miserabler Politiker sei. Aber schließlich wächst die Verehrung, die wir für ihn empfinden, ja nicht auf dem Boden der Politik: Senat und Bürgerschaft haben auch nicht den Politiker, sondern den Dichter Thomas Mann zum Ehrenbürger der Stadt Lübeck berufen.« In dieser und vielen anderen im Band dokumentierten Aussagen wird noch einmal die grundsätzliche Zwiespältigkeit deutlich: Der Dichter und der Politiker Thomas Mann werden voneinander getrennt. Denn auf der einen Seite will sich die Stadt mit ihrem prominenten Vertreter schmücken, auf der anderen Seite stehen vehemente Kritik und tiefes Ressentiment. Diese werden im Band nicht verschwiegen, ganz im Gegenteil. Etwa wenn darauf hingewiesen wird, dass 1955, als man Thomas Mann die Ehrenbürgerwürde der Hansestadt verlieh, Schmähbriefe an den Geehrten zugestellt wurden und die Entscheidung für Thomas Mann nur dadurch zustande kam, dass die Hälfte der Mitglieder von Senat und Bürgerschaft demonstrativ der Abstimmung ferngeblieben war. Das Urteil der beiden »Chronik«-Dokumentare lautet daher bereits einleitend: »Die Lübecker lassen, wenn sie sagen, was sie denken, deutlich spüren, daß sie mit Thomas Mann so ihre Schwierigkeiten haben« (S. 6). Auch gerade seiner Heimatstadt blieb Thomas Mann ein Fremder.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

- 1 Vgl. Wolfgang Schneider: Man spürt nichts als Kultur. Blütenzweig und Co.: Die Juden im Werk Thomas Manns – Eine Bestandsaufnahme vor der Tagung der Thomas-Mann-Gesellschaft. In: FAZ, 27.8.2002.
- 2 Malte Herwig: Dass Hitler scheitern wird, davon bin ich in tiefster Seele überzeugt. Dokumente zur Freundschaft zweier Exilanten: In Amerika ist der Briefwechsel zwischen Thomas Mann und dem Chirurgen Franz Colmers aufgetaucht. In: SZ, 23.2.2003; Klaus Goebel: Bin doch hoffnungslos deutsch und bleibe es. Zwei bislang unbekannte

Briefe von Thomas Mann an Rudolf Alexander Schröder. In: FAZ, 25.1.2003; Ulrich Real: Wir vom Bundesarchiv. In: FAZ, 22.2.2003 (Thomas Mann an Erich Koch-Weser, 30.3.1944).

- 3 Vgl. Thomas Mann: Essays. Bd. 2. Politische Reden und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Hermann Kurzke. Frankfurt am Main 1977 sowie: Thomas Mann: Essays 5. Deutschland und die Deutschen 1938-1945. Hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt am Main 1996.
- 4 J.F. Slattery: Thomas Mann und die B.B.C. Die Bedingungen ihrer Zusammenarbeit 1940-1945. In: Thomas-Mann-Jahrbuch Bd. 5 (1992), S. 142-170. Vgl. hierzu Stefan Niessen: Thomas Mann und die BBC im Zweiten Weltkrieg. Neue Einsichten in die Rundfunkarbeit des Schriftstellers. In: RuG Jg. 20 (1994), H. 2/3, S. 132f.
- 5 Ulrich Karthaus: Thomas Manns Reden im Londoner Rundfunk. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. NF 78 (1993), S. 160-177.
- 6 Bernd Hamacher: Die Poesie im Krieg. Thomas Manns Radiosendungen Deutsche Hörer! als »Ernstfall« der Literatur. In: Thomas-Mann-Jahrbuch Bd. 13 (2000), S. 57-74.
- 7 Johannes Frank Gottlieb Grosser (Hrsg.): Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Hamburg u.a. 1963.

Hubertus Gersdorf

Grundzüge des Rundfunkrechts.

Nationaler und europäischer Regulierungsrahmen. München: C.H. Beck Verlag 2003, 282 Seiten.

»Der Rundfunk ist und bleibt ein unverzichtbarer Bestandteil der Informationsgesellschaft«. Mit dieser Aussage leitet Hubertus Gersdorf, Juraprofessor in Rostock, seine »Grundzüge des Rundfunkrechts« ein. Er stellt sich damit gegen die Voraussage, der Rundfunk werde gegenüber neuen Kommunikationsmitteln, vor allem dem Internet, massiv an Bedeutung verlieren, auch durch Verschmelzung mit ihnen.

Art und Umfang der Regulierung sind das zentrale Problem des Rundfunkrechts. Gersdorf stellt den nationalen und den europäischen Regulierungsrahmen dar. Obwohl die weit über Europa hinausgreifende Globalisierung auch den Rundfunk betrifft, gibt es praktisch keinen weltweiten Regulierungsrahmen. Die Regulierung folgt der technischen Entwicklung und wird nicht selten von ihr überholt.

Entwicklung und Ausgestaltung des Rundfunkrechts in der Bundesrepublik Deutschland sind maßgeblich geprägt durch die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts. Dieser Vorrang des Richterrechts vor dem Gesetzesrecht hat nahezu angelsächsischen Charakter. Entscheidend ist dabei, dass das Gericht die im Grundgesetz verbürgte Rundfunkfreiheit als »dienende Freiheit« versteht. Der Rundfunk dient dem Prozess individueller und öffentlicher Meinungsbildung, nicht der Persönlichkeitsentfaltung oder der (ökonomischen) Interessenverfolgung von Grund-

rechtsträgern. Der Gesetzgeber hat eine positive Ordnung zu schaffen, die sicherstellt, dass sich im Rundfunk die gebotene Vielfalt der Meinungen und Themen wiederfindet.

Das Rundfunkrecht will damit den spezifischen Gefahren vorbeugen, die sich für den Versorgungsauftrag des Rundfunks aus dem freien Spiel der Kräfte des Marktes ergäben. »Gerade aus diesen Gegensteuerungsfunktionen bezieht das Rundfunkrecht seinen spezifischen Sinngehalt, um derentwillen erfährt es seine Existenzberechtigung«. Unausgesprochen, aber in der Sache eindeutig, gehe das Gericht im Bereich des Rundfunks von einem »partiellen Marktversagen« aus. Nach Gersdorfs Einschätzung wird das Bundesverfassungsgericht auch künftig nicht von seinem Verständnis der Rundfunkfreiheit als »dienender Freiheit« abrücken.

Für den Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks hat das Bundesverfassungsgericht den Begriff der Grundversorgung entwickelt, der weder im Grundgesetz noch im einfachen Recht definiert ist. Gersdorf hält die »mangelnde Konturenschärfe« des Begriffs für in hohem Maße problematisch. »Die Kategorie der Grundversorgung gleicht einem Chamäleon, das seine Farbe mit den sich wechselnden Umweltbedingungen stetig zu verändern vermag«. Gleichwohl sei der Begriff durch die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts näher konkretisiert worden, ohne dass das Gericht bisher Anlass gefunden hätte, darüber zu entscheiden, welche konkreten Programme zu der unerlässlichen Grundversorgung gehören.

Den Streit darüber, ob das Bundesverfassungsgericht den Begriff der Grundversorgung immer mehr durch den des Funktionsauftrages ersetzt (was private Veranstalter für erforderlich halten, weil sie hoffen, ein Funktionsauftrag lasse sich in ihrem Interesse einschränkender definieren), möchte Gersdorf mit dem Hinweis beenden, dass das Gericht den Funktionsauftrag als weitergehende Kategorie versteht: Funktionsauftrag gleich Grundversorgung plus Zusatz- oder Ergänzungsversorgung, beides Gegenstand der Finanzgewährleistungspflicht des Staates.

Zur Zusatzversorgung sollen insbesondere solche Programme gehören, die sich nicht umfassend an die Bevölkerung, sondern an bestimmte Zielgruppen wenden (Spartenprogramme, Regionalprogramme, Online-Aktivitäten). Bedeutung hat der Unterschied insofern, als die Grundversorgungsprogramme bei knappen Übertragungswegen ein Einspeisungsprivileg haben. Dieses den Regionalprogrammen vorzuenthalten, wäre indessen wohl kaum vertretbar; sie gehören zum Grundversorgungsauftrag der Landesrundfunkanstalten.

Als »fragwürdige Rechtsprechung« kritisiert Gersdorf, dass die Beteiligung des Staates an den Kontrollgremien des öffentlich-rechtlichen Rundfunks bislang noch nicht auf den Widerstand des Bundesverfassungsgerichts gestoßen ist, »ohne dass das Gericht einen (dogmatisch tragfähigen) Rechtfertigungsgrund genannt hat«. Im Hinblick auf das Gebot der Staatsfreiheit des Rundfunks hält er »jede auch nur so geringe Beteiligung« für verfassungsrechtlich nicht zu rechtfertigen und damit für unzulässig.

Gerade im Rundfunkrecht sind rechtsdogmatische Fragen oft von erheblicher praktischer Bedeutung. Gersdorf bezieht in einer Reihe dieser Fragen ausdrücklich (und manchmal auch streng) Position. Von großem Wert für die Praxis sind die Kapitel, die sich mit den rechtlichen Aspekten neuerer technischer Entwicklungen befassen (Einspeisung von Rundfunkprogrammen in Kabelanlagen, Dienstleistungen im Bereich des digitalen Fernsehens) sowie die Darstellung der Neukonzeption des Jugendmedienschutzes.

Technisch bedingt ist die grenzüberschreitende Funktion des Rundfunks, die regulatorische Aktivitäten im europäischen Rahmen erforderlich macht. Hier erinnert Gersdorf daran, dass der Rundfunk sowohl Wirtschafts- als auch Kulturgut ist, dass sich die Regelungskompetenz der Europäischen Gemeinschaft aber nur auf die wirtschaftliche Seite, nicht auf die kulturelle erstreckt. Dass die deutsche Rundfunkgebühr den Charakter einer staatlichen Beihilfe habe, die eine fortlaufende Kontrolle durch die Brüsseler Kommission erforderlich machte, verneint er.

Dietrich Schwarzkopf, Starnberg

Heinz Odermann

Wellen mit tausend Klängen.

Geschichten rund um den Erdball in Sendungen des Auslandsrundfunks der DDR, Radio Berlin International.

Berlin: Vistas Verlag 2003, 268 Seiten.

Bei der Lektüre dieses Buches schaute ich mehrfach ins Verlagsimpressum. Ist es wirklich erst 2003 erschienen und nicht schon 1978 oder 1988 – in der DDR? Hat die »Ostalgiewelle« jetzt auch den Fachbuchmarkt erreicht – mit delikaten i-Tüpfelchen wie der Verwendung von »v.d.Z.« statt »v.Chr.«? Heinz Odermann, 1971 mit einer einschlägigen Dissertation¹ promoviert und selbst in leitender Position bei Radio Berlin International (RBI) tätig gewesen, legt ein Geschichtsbuch vor, das vom DDR-Auslandsrundfunk erzählt, von Sendungen, Begebenheiten, prominenten Besuchern, Hörermeinungen und von seiner persönlichen Einschätzung des DDR-Rundfunks für das Ausland. Auf Sendung war RBI von 1959 bis Oktober 1990, als die technischen Einrichtungen und Frequenzen von der Deutschen Welle übernommen wurden.

RBI hatte den Auftrag, die DDR und ihre Errungenschaften widerzuspiegeln und ein Bild dieses Staates in die Ätherwellen zu tragen. Heide Riedel formuliert es 1977 aus Westperspektive so: »Radio Berlin International« produziert Propagandaprogramme für das Ausland.«² Riedel zitiert Odermann zeitgenössisch mit der Zielsetzung der Staatsführung, mittels RBI »das gute Verhältnis breiter Kreise des Auslands zum ersten deutschen Arbeiter- und Bauern-Staat« zu aktivieren und damit gleichzeitig ihre Verbundenheit mit der sozialistischen Staatengemeinschaft zu festigen und die antiimperialistischen Positionen der nationalrevolutionären Kräfte zu stärken.«³

Fast alle diese Stichworte realsozialistischer Rhetorik finden sich bei Odermann auch 2003, was bei

Lesern, je nach Tagesverfassung und Sozialisation, gelegentlich zu Amüsement oder Weiterblättern beitragen kann. Er schreibt viel von der humanistischen, toleranten, internationalistischen, antifaschistischen, antirassistischen, kurz: gerechteren Alternative, als die sich die DDR international zu positionieren versuchte. In seiner Agitation für diese Ideale war RBI zwar formal ebenso in die Lenkung durch das Zentralkomitee (ZK) der SED eingebunden, hatte in der Praxis – dank Nichtzuständigkeit der Zentralen Hauptabteilung Nachrichten beim Staatlichen Komitee für Rundfunk – allerdings größere Freiheiten als die Inlandsmedien, wie Odermann mehrfach beschreibt (und was von Zeitzeugen auch bestätigt wird). Die »zentralen Richtlinien für das Programm« seien »bei aller Disziplin gegenüber der SED und der Verbundenheit mit der Politik der DDR« (S. 48) senderintern auch kritisch diskutiert worden. Nicht zuletzt dürften die größeren Freiräume auch mit den fremdsprachigen RBI-Sendungen zusammenhängen, da wohl nur wenige ZK-Mitglieder zum Beispiel Arabisch oder Hindi verstanden haben dürften. Das Gängelband der Zensoren war beim Auslandsrundfunk lockerer und beschränkte sich dem Autor zufolge ab den 70er Jahren auf »eine Art stichprobenartige Nachzensur ausgewählter zentraler deutschsprachiger Sendungen« (S. 49) in der Abteilung Auslandsinformation des ZK. Laut Odermann hat RBI innerhalb dieser Möglichkeiten »negative Erscheinungen in der DDR abgeschwächt, aber niemals ein falsches Gesamtbild des Landes und seiner Menschen gegeben« (S. 81). Eine Erklärung des Redakteursrates und der Geschäftsleitung von RBI zur Auflösung des Senders sah dies im September 1990 durchaus anders.⁴

Das Buch zeichnet ein alles in allem schmeichelhaftes, kuscheliges Bild von RBI wie auch von der DDR (jener Ansammlung des Besten des deutschen Volkes und seiner fortschrittlichen, toleranten, solidarischen Humanisten, Internationalisten, Antifaschisten, Antirassisten usw.). Leicht fiel es, den bisweilen formelhaften Sprachduktus des Buches aus einer anderen Epoche, aus einem anderen Staat, zu parodieren, aber das wäre unangemessen. »Hier hatte jedes Kind täglich eine warme Mahlzeit, jeder Schulabgänger eine Lehrstelle und danach einen Arbeitsplatz in seinem Beruf, hier war die Frau gesellschaftlich gleichberechtigt. Hier gab es ein Wohnungsbauprogramm und keine Massenarbeitslosigkeit, keine Rassendiskriminierung« (S. 80).

Die Publikation bietet ein munteres Kaleidoskop von Anekdoten, Berichten und (allerdings unzureichend dokumentierten) Sendungen. Viele der Schilderungen sind von Interesse, etwa dass RBI dem (zu Unrecht oft vergessenen) amerikanischen Bürgerrechtler, Bluesmusiker und Sozialisten Paul Robeson eine Bühne bot. Bei anderen Helden des sozialistischen Olymps wie etwa Amílcar Cabral, Theoretiker des Antikolonialismus und Anführer der Befreiungsbewegung von Guinea-Bissau und den Kapverden (auch er stattete RBI einst einen Besuch ab), fällt die Darstellung beinahe schwärmerisch aus – dabei war Cabral auch für den gewaltsamen Tod zahlloser Unschuldiger verantwortlich. Welche Rolle der DDR-

Sender bei der Rückführung deutscher Fremdenlegionäre aus Algerien während des Unabhängigkeitskrieges spielte, ist ein wissenswertes rundfunkhistorisches Detail.

Von besonderem Charme sind die Ausführungen zu den Hörerclubs in aller Welt, aus deren Existenz (und Zuschriften) RBI einen guten Teil seiner politischen Legitimation bezog. Kein Wunder also, dass Odermann mit ihnen sein Buch sogar eröffnet. Weniger charmant, vielmehr abenteuerlich ist im weiteren Verlauf die Darstellung der Hörerforschung des Senders. Die zugesandten Hörerbriefe nach inhaltsanalytischen Merkmalen zu systematisieren ist legitim und gerade beim Auslandsrundfunk durchaus üblich. Auf dieser Grundlage allerdings eine Hochrechnung der Hörerschaft in quantitativer Hinsicht zu erstellen, hat eher etwas mit Imagination zu tun als mit Forschung: »...bei einem Jahresdurchschnitt in den 80er Jahren bis 1990 von 180 000 Briefen auf 72 Programmstunden täglicher Sendungen konnte sich Radio Berlin International auf 54 Millionen Hörer weltweit stützen« (S. 146). Immerhin gesteht Odermann im Folgesatz ein, seine »Feststellung, dass im Rundfunk für das Ausland auf 300 Hörer ein schreibender Hörer kommt«, sei nicht direkt bewiesen. Übrigens auch indirekt nicht, möchte man als Medienforscher hinzufügen.

An mehreren Stellen des Buches konzidiert der Autor Probleme und Unzulänglichkeiten, ja sogar Fehler der real existierenden drei Buchstaben auf deutschem Boden – anlässlich einiger besonders absurder Pirouetten des Sozialismus taucht hie und da sogar so etwas wie Systemkritik auf (S. 79f.), die allerdings sogleich wieder verbal abgefedert wird. Der »letzte Kommentar«, das kurze Abschlusskapitel, bringt das noch einmal deutlich zum Ausdruck. Die Lektüre hinterlässt somit ein schales Gefühl: Vieles durchaus Interessantes ist bei Odermann über RBI zu lesen, aber oft klingt es wie die trotzig nachträgliche Rechtfertigung für einen untergegangenen Staat. Eine umfassend kritische und ideologisch neutrale Geschichte des Senders, seiner Funktionen und seiner Leistungen bleibt noch zu schreiben.

Oliver Zöllner, Essen

- 1 Heinz Odermann: Zur Spezifik der Funktion und Wirkungsweise der sozialistischen Auslandsinformation des Rundfunks. Univ. Leipzig, Diss. (A), 1971 (ersch. 1972).
- 2 Heide Riedel: Hörfunk und Fernsehen in der DDR. Funktion, Struktur und Programm des Rundfunks in der DDR. Köln 1977, S. 76.
- 3 Heinz Odermann: Radio Berlin International. Zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft von Auslandsrundsendungen. In: Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 6 (1972), H. 3, S. 80, zitiert nach Riedel (wie Anm. 2), S. 79.
- 4 Vgl. Erklärung des Redakteursrates und der Geschäftsleitung von RBI zur Auflösung des Senders vom 27.9.1990. In: Funkhaus Berlin (Hrsg.): Radio im Umbruch. Oktober 1989 bis Oktober 1990 im Rundfunk der DDR. Darstellungen, Chronik, Dokumentation, Presseresonanz. Berlin 1990, S. 572.

Dieter Prokop**Der Kampf um die Medien.**

Das Geschichtsbuch der neuen kritischen Medienforschung.

Hamburg: VSA-Verlag 2001, 494 Seiten.

Im Vorwort charakterisiert der Autor sein Buch in einer knappen, vielversprechenden Zusammenfassung wie folgt:

»Dies ist ein Geschichtsbuch über die Medieninszenierung von Macht und menschlichen Interessen, Leiden und Lachen, Sensationen und Spaß. Es ist ein Buch über populäres Theater, Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen, öffentliche Propagandabilder, kommerzielle Kirchenbilder, Neue Zeytungen, Flugblätter, populäre Bücher, Zirkus, Penny-Presse, Music Hall, investigative Massenpresse, Film, Radio, Fernsehen, Internet. Es ist das Buch eines Soziologen, der die Grenzen der Fachwissenschaft überschreitet.« (S. 7).

Nach Lektüre seines Werkes drängt es den Rezenten jedoch, mit einer Abwandlung des letzten Satzes des Zitats einen Gesamteindruck zu formulieren: Hätte sich der Autor doch beschränkt und die Grenzen nicht so weit und in der Weise überschritten, wie er es getan hat. Dann wäre aller Voraussicht nach ein Buch aus seiner umfassenden Materialsammlung geworden, an dem man sich hätte »reiben« können, das vielfältigen Diskussionsstoff geboten hätte, wie die viel beachteten Reader des Verfassers aus den 70er und 80er Jahren mit der Sammlung medienkritischer Beiträge aus dem Umfeld der Frankfurter Schule, ihren mediensoziologischen und medienökonomischen Perspektivierungen. Sie fokussierten bereits vor 1984 den Zusammenhang von wirtschaftlicher Macht und Medien, dessen Tragweite sich in Deutschland erst mit dem Aufkommen und der Entfaltung der privatkommerziellen Veranstalter offenbaren sollte.

Das größte Manko der Prokopschen Versuchs einer kritischen Medienforschung besteht darin, dass er angesichts des schier nicht eingrenzbaaren Vorkommens auch von öffentlicher Kommunikation sich keinen begrifflichen Definitionszwängen und Auswahlkriterien aussetzt. Hatte doch bereits Harry Pross vor mehr als zwei Jahrzehnten angemerkt, dass – wenn man einen umfassenden Kommunikationsbegriff zugrunde lege – Kommunikationsgeschichte nicht sinnvoll darstellbar wäre. Andere Autoren von mediengeschichtlichen Gesamtdarstellungen der letzten Jahre (Werner Faulstich, Jochen Hörisch, Helmut Schanze, Jürgen Wilke u.a.) haben sich diesen Grundsatz zu eigen gemacht. Bei aller Einseitigkeit der eine Darstellung leitenden Interpretationsmuster reduzieren definitorische Bemühungen den Stoff, strukturieren ihn und stellen Begründungszusammenhänge her. Bei Prokop taucht die Fülle der Gegenstände, von dem in dem obigen Zitat eine Auswahl vorgestellt wird, dagegen in Form von Stichwortnotaten aus dem Zettelkasten auf, denen der synthetisierende Zusammenhang fehlt.

Der Mangel an Definitionen und begrifflichen Setzungen beginnt bereits damit, dass Prokop es ungeachtet des Titels unterlässt (das Buch handelt von Medienforschung), sich damit auseinander zu setzen,

was er unter »Medium / Medien / Massenmedien« versteht. Normalerweise wird darunter die unilineare öffentliche Kommunikation verstanden, die sich technischer Hilfsmittel bedient, um kommunikative Inhalte zu speichern und / oder an ein disperses Publikum zu verteilen. Nun kann man etwa das Theater und auch die bildenden Künste, die die Anwesenheit des Publikums erfordern, als »Medien« verstehen, und zweifellos überschneiden sich zahlreiche produktionsästhetische und wirkungspsychologische Problemstellungen mit denen der, im oben definierten Sinn, (Massen-)Medien. Evident ist der Zusammenhang zwischen einer Theaterinszenierung und der Inszenierung von Wirklichkeit zu »Medienereignissen«, die sich auch für eine propagandistische Instrumentalisierung eignen. Es ist auch richtig, bei Film, Hörfunk und Fernsehen das Herauswachsen aus den performativen Künsten zu beachten. Doch dann ist es nötig, die Differenzen zu markieren und die unter den jeweiligen spezifischen technischen, gesellschaftlichen Bedingungen auftretenden Besonderheiten aufzuzeigen. Weitere, in den Kommunikations- bzw. Medienwissenschaften entwickelte Begriffe wie Masse(n), Öffentlichkeit, Inszenierung, Kollektivbewusstsein usw. bleiben bei Prokop leider nicht mehr als Schlagworte. Der Leser muss sich assoziativ – d.h. anhand des ihm mehr oder weniger vertrauten Begriffsarsenals – einen Reim darauf machen, was der Autor nun mit ihnen genauer meint.

Schließlich werden von den Griechen (warum setzt Prokop mit seinem weiten »Medien«-Begriff erst im 6./5. Jahrhundert v. Chr. ein, demnach hätte er auch unschwer viel früher beginnen müssen?) bis in die Gegenwart mehr oder weniger ähnliche Verhältnisse unterstellt: Zahlreiche mediale Problemstellungen haben sich seit zweieinhalbtausend Jahren nicht verändert. Beim Schnelldurchgang durch die Jahrhunderte ergänzen neue medientechnologische Erfindungen und Produkte das vorhandene Arsenal. Der jeweilige gesellschaftliche und häufig damit in Wechselbeziehung stehende technologische Wandel wird jeweils nur unzureichend dargestellt.

Wenn Prokop auf die ihm wichtigen so genannten »Problemkonflikte« näher eingeht, behandelt er sie auf unhistorische Weise. Mehr oder weniger unterschiedslos unterstellt er gleiche Vorstellung von »Zensur« sowohl im medialen Konzept des Höhlengleichnisses Platons, in der Zeit Luthers, in der Aufklärungsepoche wie schließlich in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. Darüber hinaus ist es zweifellos erwägenswert, das zu allen Zeiten vorhandene Bedürfnis des Publikums von Theater und Spielen sowie der modernen Massenmedien nach Unterhaltung und Ablenkung als so genannte anthropologische Konstante – der Begriff wird so nicht verwandt – einzuführen. Das in dem Zusammenhang begrüßenswerte Anliegen von Prokop, gegen die verbreitete intellektuelle Denunziation des »Leichten«, die vermeintliche Dumpfheit der »Massen«, anzuschreiben und vielmehr die dahinter sich verbergende Vernunft der Massen herauszukehren, bleibt leider als allzu plakatives Bekenntnis stehen. Das Unterhaltungsbedürfnis wird gleichfalls nicht in seinen historischen Facettierungen und jeweils zeitbedingten

Ausprägungen beschrieben: Vielmehr findet der Verfasser auch hier eine vom Altertum bis in die Gegenwart reichende Kontinuität.

Die Lektüre hinterlässt einen einigermaßen ratlosen Leser, der es angesichts des Aufwands des Autors für seine Materialsammlung bedauert, dass es ihm nicht gelungen ist, ein die Fachdiskussion belebendes Konzept der Mediengeschichte vorzulegen.

Edgar Lersch, Stuttgart

Stephan Buchloh

»Pervers, jugendgefährdend, staatsfeindlich«.

Zensur in der Ära Adenauer als Spiegel des gesellschaftlichen Klimas (= Campus Forschung, Bd. 838).

Frankfurt am Main / New York 2002, 488 Seiten.

»Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht statt«, heißt es im Grundrechtskatalog des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland von 1949. Aber auch einschränkend heißt es in diesem Artikel 5 weiter: »Diese Rechte finden ihre Schranken in den Vorschriften der allgemeinen Gesetze, den gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Jugend und in dem Recht der persönlichen Ehre.«

Der Autor möchte, wie es bereits in seiner Einleitung anklingt, an Hand »verschiedener Zensurmaßnahmen und Zensurprojekte der Frage nach wichtigen Elementen der Gedankenwelten herrschender politischer Akteure nachgehen und dabei zentrale Aspekte des gesellschaftlich-politischen Klimas in der Ära Adenauer beleuchten.« (S. 19) Er befasst sich mit dem gescheiterten Entwurf eines Bundespresseggesetzes von 1951/52, dem »Gesetz über die Verbreitung jugendgefährdender Schriften« (»Schmutz- und Schundgesetz«), mit dem Theater, wobei exemplarisch die staatlichen Maßnahmen gegen die Aufführung von Stücken Bertolt Brechts stehen, dem Film, der sich der »Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft« unterwarf, um staatlichen Eingriffen vorzubeugen, denen aber dann doch nicht durch den »Interministeriellen Ausschuss für Ost/West-Filmfragen« zu entkommen war. Etwas aus dem Rahmen fallen die weiteren Kapitel »Zensur als Spiegel des gesellschaftlichen Klimas in der Ära Adenauer« sowie »Allgemeine Merkmale von Zensur / Ansatz einer Theorie von Zensur«.

Es werden die Jahre des Kalten Krieges beschrieben, in denen auch eine Demokratie vor Zensureingriffen nicht gefeit war – geschuldet der Abwehrhaltung gegenüber dem im Kommunismus gesehenen äußeren Feind. Hinzu kam die Vorstellung, auch aufweicherlichen Tendenzen im Inneren entgegenzutreten zu müssen. Dass beide Zangenangriffe Rechtsstaat und Demokratie halbwegs schadlos überstanden haben, lässt sich dem Buch entnehmen, auch wenn es nicht eigens darauf aufmerksam macht. Natürlich hat nicht persönlich »Konrad Adenauer die Bundesrepu-

blik Deutschland« regiert (S. 17), sondern als Bundeskanzler, was der Autoar offenbar stillschweigend voraussetzt.

Ansgar Diller, Wiesbaden

Barbara Pfetsch

Politische Kommunikationskultur.

Politische Sprecher und Journalisten in der Bundesrepublik und den USA im Vergleich.

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003, 273 Seiten.

Vor dem Hintergrund einer veränderten, mediatisierten Vermittlung von Politik in Deutschland entstand in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen, die politische Kommunikation und politische Öffentlichkeitsarbeit anhand medialer Darstellungsformen von Politik betrachteten. Barbara Pfetsch legt einen der wenigen Bände vor, der die systematischen und strukturellen Zusammenhänge von politischer Kommunikation zum Gegenstand hat. In den Mittelpunkt ihrer Analyse stellt Pfetsch die politische Kommunikationskultur, d.h. die Interaktionen und Wertorientierungen der Akteure, die am Prozess des politischen Medien-Agenda-Settings beteiligt sind: politische Sprecher und Journalisten. Zentraler Bestandteil der Analyse ist dabei der Vergleich der politischen Kommunikationskultur in der Bundesrepublik Deutschland und in den USA.

Theoretischer Ausgangspunkt ist die Konzeption von politischer Kommunikationskultur von Blumler/Gurevitch,¹ die politische Kommunikation als fest strukturiertes Interaktions- und Handlungssystem begreifen, das von den strukturellen Bedingungen des politischen Systems und Mediensystems abhängig ist und zugleich deren Kommunikation mit den Bürgern respektive Publikum organisiert. Die zentralen Akteure dieses Kommunikationssystems sind die Pressesprecher von Politikern, Parteien und gesellschaftlichen Organisationen sowie Journalisten, die zum gegenseitigen Nutzen Information gegen Publizität tauschen, dabei jedoch durch spezifische Rollen, Normen und Handlungsorientierungen gesteuert werden. Im Rekurs auf Überlegungen aus der politischen Kulturforschung formuliert Pfetsch die Dimensionen des Kommunikationssystems zwischen politischem System und Mediensystem sowie die sich daraus ergebenden empirischen Desiderate bzw. Indikatoren, die den empirischen Teil der Analyse strukturieren.

Die empirische Basis der Analyse bilden die in 112 Leitfadengesprächen erfassten Einstellungen und Wertorientierungen von politischen Sprechern der Regierung und ausgewählten, auf die Berichterstattung über Regierungskommunikation spezialisierten Journalisten in Deutschland und den USA. Die Auswertung der Leitfadengespräche berücksichtigt Aussagen zu dem von den politischen Sprechern und Journalisten formulierten Selbstbild, d.h. zu Zielen, Rollen, Normen und Wertorientierungen der Akteure in der politischen Kommunikation. Des Weiteren wurden in den Leitfadengesprächen Aussagen zu wahrgenommenen Strukturbedingungen auf der Seite des Mediensystems sowie zur Rolle und Bedeutung von Meinungsumfragen für die politische Kommunikation

gemacht. Abschließend beschreibt die Analyse die von politischen Sprechern und Journalisten eingeschätzten Ziele, Mittel, Handlungsrepertoires und Möglichkeiten von strategischer Kommunikation.

Pfetsch leistet mit ihrer Analyse nicht nur einen Beitrag zum bisher in der Forschung vernachlässigten Gebiet der international vergleichenden Studien. Der Band thematisiert die bisher sowohl in der Politik- als auch Publizistik- und Kommunikationswissenschaft völlig vernachlässigten makrostrukturellen Zusammenhänge und Abhängigkeiten von politischer Kommunikation. Die forschungsleitende Hypothese zur Analyse der politischen Kommunikationskultur entwickelt Pfetsch aus den Rahmenbedingungen der politischen Kommunikation in den beiden staatlichen Systemen. Aufgrund des Präsidentsystems, der für die Handlungsfähigkeit der Regierung notwendigen Strategie des »going public« und der Kommerzialisierung des Mediensystems erwartet Pfetsch für die USA eine medienorientierte Kommunikationskultur. Die parlamentarische Parteiendemokratie der Bundesrepublik, die von der Regierungskommunikation eher die symbolische Legitimation von bereits getroffenen bzw. noch zu treffenden Entscheidungen in einem dualen Mediensystem verlangt, lässt Pfetsch dagegen eine elitenorientierte (partei)politische Kommunikationskultur erwarten.

Die Ergebnisse der Analyse im empirischen Teil bestätigen diese Hypothese und Pfetsch kann durch den Vergleich der beiden Kommunikationssysteme zeigen, dass die Akteure des politischen Kommunikationssystems von den Strukturbedingungen des politischen Systems abhängig sind und dass das politische System den Rahmen für die Interaktionsmöglichkeiten der Akteure vorgibt. Diesen makrostrukturellen Zusammenhang blenden viele Analysen von politischer Kommunikation in der Bundesrepublik aus und konstatieren auf der Basis einzelner medialer Darstellungen von Politik eine »Übermacht« der Medien über die Politik. Pauschal und bereits paradigmatisch wird die Entwicklung der politischen Kommunikation in vielen Publikationen mit dem Schlagwort »Amerikanisierung« beschrieben. Pfetsch weist in ihrer vergleichenden Analyse dagegen eher Unterschiede als Gemeinsamkeiten nach. Die Aussagen der politischen Sprecher und Journalisten verweisen darauf, dass in der Bundesrepublik zwischen Journalisten und politischen Sprechern durch den Bezug auf gemeinsame soziale Normen eine weitaus größere soziale Nähe besteht als in den USA: Journalisten in den USA geben sich gegenüber politischen Sprechern betont distanziert und geben in der Interaktion mit den politischen Sprechern die Regeln vor. Mit ihrer analytischen Perspektive und dem Konzept der politischen Kommunikationskultur überwindet Pfetsch die unproduktive Diskussion um ein vermeintliches Dominanz-Dependenz-Verhältnis von Politik und Medien, die in zahlreichen Publikationen unter verschiedensten Schlagwörtern und Neologismen geführt wird.

Leider ist der Band nicht aktuell, da die Leitfadengespräche in Washington bereits 1992/93 und in Bonn 1994/95 geführt wurden. Gerade unter dem Eindruck der Bundestagswahl 1998 hat sich seitdem die politische Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland verändert,

d.h. vor allem strategisch noch stärker auf elektronische Medien ausgerichtet und professionalisiert. Zudem wurden die Leitfadengespräche nur mit ausgewählten Personen geführt und sind nicht repräsentativ. Angesichts kaum vorhandener Daten und weniger Erkenntnisse schafft Pfetsch mit ihrer Analyse dennoch eine empirische Grundlage für die systematische Beschreibung der politischen Kommunikationskultur, zumal sie den explorativen Charakter ihrer Studie ausreichend reflektiert. Der Band bildet mit seinen zahlreichen Tabellen und Schaubildern einen vielfältigen und gut strukturierten Fundus von Daten, auf den in Zukunft in Fragen der politischen Kommunikation und politischen Öffentlichkeitsarbeit immer wieder zurückgegriffen werden muss.

Claudia Kusebauch, Halle/Saale

- ¹ Jay G. Blumler / Michael Gurevitch: The crisis of public communication. London u.a. 1995.

Matthias Steinle Vom Feindbild zum Fremdbild.

Die gegenseitige Darstellung von BRD und DDR im Dokumentarfilm (= CLOSE UP. Schriften aus dem Haus des Dokumentarfilms, Bd. 18). Konstanz: UVK 2003, 513 Seiten.

In seiner 2002 in Marburg und Paris als Dissertationschrift angenommenen Untersuchung hat Matthias Steinle Feind- und Fremdbilder aus ost- und westdeutschen Kinodokumentarfilmen, Auftragsfilmen unterschiedlicher Provenienz und aus nichtfiktionalen Fernsehproduktionen zu erfassen versucht und die Muster ihrer rhetorischen wie ästhetischen Gestaltungsmittel zueinander in Beziehung gesetzt. Folie dieses ambitionierten Vergleichs sind jene Produktionen, die sich mit dem Blick auf den jeweils anderen Staat, das andere, feindliche oder fremde System befassten. Dabei erinnert Steinle ausdrücklich an den »Gebrauchswert« solcher Produktionen, die als »visuelle Argumentationen« im Kalten Krieg bzw. im »deutsch-deutschen Verhältnis« realisiert wurden.

Eine solche stringent durchgehaltene vergleichende Studie zur (Re-)Konstruktion des jeweils anderen deutschen Staats im visuellen Überlieferungsbestand bis 1990 war überfällig. Es wurden neben ambitionierten Eigenrecherchen Erkenntnisse aus einer Fülle von Überblicksdarstellungen, genrebezogenen Forschungsarbeiten und Untersuchungen zu einzelnen Filmen und -gruppen gebündelt und ausgewertet. Die Arbeit daran stellte trotzdem ein Wagnis dar, wie Marc Ferro in seinem Vorwort anerkennend feststellt, da es kaum Vorbilder für solche vergleichenden Studien einer filmischen Gattung gibt, die von ihrer disparaten Quellenproblematik her wissenschaftlich schwer zu fassen ist und einen enormen Rechercheaufwand beansprucht.

Steinle unternahm das Wagnis, die von der zeitgeschichtlichen Forschung immer wieder geforderte beziehungs-geschichtliche Dimension auf dem Feld medialer Konkurrenz und Wahrnehmung im Verhältnis der beiden deutschen Staaten bis 1989 auszuloten. Neben einer kenntnisreichen Bestandsaufnahme der

Forschungslage und einem Überblick über die umfangreiche und in weiten Teilen unbekanntere Dokumentarfilm-Produktion deutsch-deutscher Thematik gelang es dem Autor, an charakteristischen Einzelbeispielen »mediale Rhetorik und wahrnehmungsstrukturierende Muster« herauszuarbeiten und ihre Entwicklung zu verfolgen.

Der Autor gliederte die Kapitel der Untersuchung nach Fixpunkten und Parametern der politischen Standortbestimmung des deutsch-deutschen Verhältnisses (z.B. »Doppelte Staatsgründung und Einheits-Rhetorik«, 1949 - 1955; »Definitive Blockintegration«, 1955 - 1961; »Vom Kalten Krieg zur internationalen Entspannung«, 1965 - 1970 usw.). Dabei verweist der Buchtitel bereits auf die dynamische Komponente in den deutsch-deutschen Beziehungen seit der doppelten Staatsgründung bis zur Wiederherstellung der Einheit. Diese asymmetrische Beziehungsgeschichte besitzt für den Autor nicht nur eine äußere Seite: »Im synchronen Vergleich zeigen sich zahlreiche strukturelle und diskursive Parallelen, die von der konstitutiven Rolle der Bilder der Gegenseite und dem Bezug auf diese im gesamtdeutschen Kommunikationsraum zeugen.« (S. 433)

Mit feinem Gespür und langem Atem erschloss sich Steinle den Zugang zu bisher unbeachtet gebliebenen Quellenbeständen und dokumentarischem Filmmaterial, das es ihm ermöglichte, über die bisher doch ungleichgewichtige resp. unzureichende Forschung zum dokumentarischen Film im geteilten Deutschland hinauszugehen. Dies betrifft vor allem die Filmproduktion im Auftrag staatlicher Stellen der Bundesrepublik, wie des Bundespresseamtes, der Bundeswehr, des Innenministeriums, der Bundeszentrale für Politische Bildung bzw. deren Vorläufereinrichtungen und des 1991 aufgelösten Gesamtdeutschen Instituts, einer nachgeordneten Behörde des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen/innerdeutsche Beziehungen. Während seit 1990 vor allem Aspekte des dokumentarischen Films aus der DDR, seine Produktionsbedingungen im Filmmopol DEFA und dem Fernsehen der DDR, das Ausmaß politischer Beaufsichtigung und Instrumentalisierung als lohnende Objekte der Forschung entdeckt worden waren, hinkte die Forschung zum westdeutschen Dokumentarfilm, abgesehen von einigen wichtigen Darstellungen, Veranstaltungs- und Buchprojekten deutlich hinterher.

Dem Autor bot sich der Überlieferungsfundus aus dem Bereich des aufgelösten Bundesministeriums und des Gesamtdeutschen Instituts als bisher ignoriertes Pendant an, um nach Mechanismen von Aktion und Reaktion auf westlicher Seite zu fragen und Wahrnehmungsmuster im Prozess der Teilungsgeschichte Deutschlands ausfindig zu machen. Mit der Studie wird dem Leser deutlich, wie sehr auch die Beobachtung auf westdeutscher Seite in hohem Maße von Kontinuitätslinien geprägt war, wie etwa die langjährige Zusammenarbeit weniger Produzenten mit dem ministeriellen Auftraggeber in Bonn bzw. den ländereigenen Landesbildstellen. In den Blick genommen wurden die analytischen Filme der 60er Jahre von Chronos-Film oder Streifen für die politische Aufklärung unmittelbar nach dem Schock des Mauer-

baus von Franz-Joseph Schreiber, »Zonengrenzfilme« oder Filme über das geteilte Berlin, die die Erinnerung an das »Grenz-Ungetüm« und an das geteilte Berlin wach hielten.

Seit den späten 60er Jahren sorgten ARD und ZDF für eine stabile Auftragslage, etwa mit der ARD-Reihe »Ost und West« und dem Beginn einer kontinuierlichen Berichterstattung im ZDF mit der Magazinsendung »Drüben« ab 1966 aus dem Berliner Studio. Vor dem Start des bekannten und umstrittenen »ZDF-Magazins« von Gerhard Löwenthal und »Kennzeichen D« 1973 markierte die Reihe »den institutionalisierten Ausdruck eines sich wandelnden DDR-Bildes in den westdeutschen Medien«. (S. 269) Auch Adlershof fand in seiner »Feindbeobachtung« zu ästhetisch differenzierten »Formaten«, mit allerdings deutlich kürzeren Halbwertszeiten als westliche Formate. Im Gegensatz zur Pluralisierung des Blicks auf die zunehmend fremde Gesellschaft östlich der Grenze in den westdeutschen Fernsehprogrammen schrieben Dokumentaristen der DEFA und Journalisten aus Adlershof im Wesentlichen das visuelle und argumentative Tableau fort, gingen aber auch differenziert vor. Damit erweiterten sich auch die Themen: weg von den »Enthüllungsfilmen« in der Tradition der DEFA-Produktionen Andrew Thorndikes hin zu einer Kapitalismuskritik aus der Sicht des DDR-Systems.

Kurzreihen wie »Die chloroformierte Gesellschaft« Mitte der 60er Jahre bezogen sich polemisch auf die Bestandsaufnahme Ludwig Erhards von einer stabilen westdeutschen Gesellschaft, das »Studio H&S« und dessen Leiter Walter Heynowski und Gerhard Scheumann suchten auf ihre spezifisch investigative und in ihren gestalterischen Mitteln oft auch demagogische Weise auf dem Terrain des »Klassenfeindes« Revanchisten und Reaktionäre, Neofaschisten und Söldner zu entlarven (wie in »Der lachende Mann«, 1965; »Wink vom Nachbarn – Bemerkungen zum Festival Oberhausen«, 1966; »Der Präsident im Exil«, 1969).¹ Die Produkte der Gruppe des DDR-Fernsehens um Sabine Katins (z.B. »Was denkt der Bundesbürger über die DDR?«, 1974) lassen sich hingegen als ausgezeichnete Beispiele einer gegen die Bundesrepublik gerichteten delegitimierenden visuellen Strategie anführen, die gleichzeitig Reaktionen auf das wachsende Interesse von DDR-Bürgern an gesellschaftlichen Vorgängen in der Bundesrepublik seit dem Besuch Bundeskanzlers Willy Brandt in den politischen Planungsgremien der SED waren.

Besonders lesenswert ist das Kapitel »Von der ›Aggression auf Filzlätschen‹ zur friedlichen Koexistenz 1970-1975«, über die »Umbruchsphase der deutsch-deutschen Beziehungsgeschichte« in dokumentarischen Bildern. Geprägt ist diese vom Beginn der neuen Ostpolitik, dem offeneren Agieren von Journalisten und Filmemachern im anderen deutschen Staat und medienpolitisch von der Einführung des Farbfernsehens seit Ende der 60er Jahre. (S. 317-384) »Als Metapher für den Wandel vom Schwarzweiß-Bild des Kalten Krieges zu den differenzierten Farben der ›friedlichen Koexistenz‹ bringt diese zumindest a posteriori die politische und technische Entwicklung auf einen Nenner.« (S. 320) Diesen

Zusammenhang herauszustellen ist besonders erhellend, da die Politikgestaltung und -vermittlung in der Bundesrepublik wie auch der ideologisch-propagandistische Blick in dem die Medien allgegenwärtig steuernden ostdeutschen Staat entscheidend mit der Television und ihren technologisch/ästhetischen Standards verweben war.

Dabei spielten unterschiedliche rezeptive Voraussetzungen eine wesentliche Rolle. In der DDR wie in der Bundesrepublik konnte die westdeutsche Berichterstattung über die DDR seit den 70er Jahren zunehmend flächendeckend wahrgenommen, jedoch auf Grund der verschiedenen genutzten Farbstandards PAL und SECAM zunächst in der DDR nur in Schwarzweiß empfangen werden, während nach Abschluss des Grundlagenvertrags Bundesbürger einerseits in wachsendem Maße Farbaufzeichnungen von Westkorrespondenten und Kameraleuten von ARD und ZDF aus dem fremd gewordenen ostdeutschen Staat konsumieren konnten, gleichzeitig, soweit sie im Empfangsbereich wohnten, die Produktionen des DDR-Fernsehens nur in Schwarzweiß empfangen. In dem Kapitel geht der Autor der bisher vernachlässigten Frage nach, welches DDR-Bild die westdeutschen Fernsehanstalten außerhalb der aktuellen Berichterstattung zeichneten.

Westdeutsche »Zonengrenzfilme« der 50er und 60er Jahre wichen zunehmend Bemühungen, Leistungen in der DDR, vor allem auf dem Gebiet der Sozialpolitik, zu würdigen. So entstand gar die erste westdeutsche Auftragsproduktion, die der West-Berliner Produzent Manfred Durniok 1971 bei der DEFA in Auftrag gegeben hatte, »365 Meter über Berlin. Rund um den Berliner Fernsehturm«, ausgestrahlt vom Sender Freies Berlin, oder »Aus dem Alltag der DDR. Versuch einer Rekonstruktion« von Carlheinz Caspari, ausgestrahlt im Norddeutschen Rundfunk 1969, 1970 und 1971. Das waren vergleichsweise unverfängliche Themen. Aber sie gaben auch Einblick in den DDR-Alltag bzw. die Innenausstattung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR.

Nach der Akkreditierung der ARD- und ZDF-Korrespondenten in Ost-Berlin prägten Journalisten der öffentlich-rechtlichen Sender den Stil der DDR-Repräsentation bis zum Fall der Mauer. Daneben wurde eine fast unüberschaubare Menge an dokumentarischen Sendungen unterschiedlicher Qualität und Ausstattung zum Thema DDR produziert. Jedoch liegt darin auch eine kleine Schwäche der Untersuchung. Denn Steinle interessiert in der Gesamtschau nicht durchgängig die unterschiedlichen medialen Reichweiten und Öffentlichkeitsdimensionen der angesprochenen Filme (Filme für die politische Bildungsarbeit bzw. Agitation, aufwändige Kinoproduktionen und Fernsehbeiträge), was zumindest im pluralen Mediensystem auf der westdeutschen Seite hätte stärker thematisiert werden sollen. Was in den ersten Kapiteln des Buches stimmig ist, entzieht sich deshalb in den Kapiteln über die 70er und 80er Jahre durch die mediale Verschiebung auf das Fernsehen als Austragungsort des visuellen Teilungsdiskurses und dem Beginn des dualen Systems einer stringenteren Beweisführung bzw. hier konnte Steinle nur exempla-

risch arbeiten. Auch dies ist entschuldbar, weil es in der historischen Medienforschung diesbezüglich ein Ungleichgewicht gibt. Während die Fernseh- und Dokumentarfilmarbeit von Heynowski & Scheunemann (H & S), den Thorndikes oder Sabine Katins erforscht werden, ist das Interesse an Produktionen westdeutscher Fernsehkorrespondenten von ARD und ZDF und das seit Beginn der 70er Jahre in der DDR agierenden Team von »stern-tv« bisher mehr als mager geblieben.

Immerhin ist deutlich geworden, dass in den 80er Jahren die Westbeobachtung im dokumentarischen Film der DDR gegenüber einer unüberschaubaren Materialmenge in der Bundesrepublik hoffnungslos zurückfiel. Letztlich ist dieser Befund gegenüber den frühen 70er Jahren auch sehr aufschlussreich. In einem System, das in einen zunehmend sklerotischen Zustand verfiel, während in der Bundesrepublik der späten Ära unter Helmut Kohl der soziale Problemdruck wuchs, zeigten sich die Medienverantwortlichen des ostdeutschen Staates, der sich propagandistisch als nichtkapitalistische Alternative verstand, als zunehmend unfähig, Kinogängern oder Fernsehzuschauern in der DDR überzeugende visuelle Argumentationen zu präsentieren.

Nebenbei liefert Steinle damit auch Stoff für die immer noch schwelende Auseinandersetzung, ob und wie weit sich bei den ARD-Anstalten und dem ZDF ein DDR-freundliches Bild etabliert hatte, die Zustände im ostdeutschen Staat demnach schöngeschrieben bzw. mit nunmehr farbigen Fernsehbildern rosarot gezeichnet wurden.² Sein Fazit dazu ist eindeutig: Letztlich ist das Spannendste an der Untersuchung nicht das Ergebnis, dass den westdeutschen Journalisten und Filmemachern im Gegensatz zu ihren ostdeutschen Kollegen bei der DEFA und dem DDR-Fernsehen selbst unter den mehr oder minder starken Restriktionen in der DDR eine diskursive Vielfalt auf dem Weg von den simplifizierenden und zuweilen simplen Feindbildern des Kalten Krieges zu den Fremdbildern der friedlichen Koexistenz gelungen ist. Weit interessanter scheint dem Rezensenten der in der vorliegenden Arbeit durchschimmernde weite Analysezugriff: dokumentarische Bilder in einem sich über 40 Jahre massiv wandelnden Mediensystem unter deutschen Bedingungen bzw. der weiter zu historisierenden Epoche des Kalten Krieges im 20. Jahrhundert zu hinterfragen. Die Darstellung kann deshalb als wichtiger Schritt gesehen werden, die bisherige Schieflage in der neueren deutschen Filmgeschichtsschreibung zu überwinden. Sie hat zwar eine Vielzahl von Studien und Untersuchungen zu den Medienlandschaften in der DDR und der BRD hervorgebracht hat, leidet aber noch sehr darunter, dass die beziehungs-geschichtlichen Dimensionen der beiden parallelen Stränge filmischer Kultur in Deutschland nach Ende des Zweiten Weltkrieges noch zu wenig ausgelotet sind.

Diese spannende Untersuchung führt dem Leser aber auch vor Augen, dass derzeit ein Verdrängungsdruck in der medialen Verwertung der deutsch-deutschen Vergangenheit herrscht, der entweder aus Anlässen wie des 40. Jahrestags des Mauerbaus 1961 oder des 50. des Juni-Aufstands 1953 nur einen

begrenzten Bildkanon aus den Archiven »ostalgisch« interpretierbares Material abrufbar werden lässt. Noch lange nicht ist der mediale Gebrauch filmischer Archivüberlieferungen genügend von einem vorurteilsfreien Blick begleitet.

Steinles methodische Basis eines konstruktivistischen Modells, in dem gleichermaßen »Dokumentarfilm« wie mediale Muster in den verschiedenen Phasen der politischen Entwicklung seit Ende der 40er Jahre die Wahrnehmung vom jeweils anderen Gesellschafts- und Staatssystem visuell strukturieren sollten, verweist auf eine ungleiche Vielfalt, deren Vergleich aber beziehungsweise geschichtlich Sinn macht. Diskursanalytisch fand der Autor eine weithin stimmige Darstellung, die überdies sehr lesefreudig ist. Ausgehend von der Metapher »Film als Text« werden die untersuchten Filme als vom politischen Diskurs und politischen Rahmenbedingungen abgeleitete visuelle Argumentationen begriffen und kontextualisiert. Das Analyseverfahren ist dem Gegenstand völlig angemessen. Gleichwohl macht die Studie deutlich, wie wichtig eine kontinuierliche, archivgestützte Medienforschung in Deutschland heute und in Zukunft nötig ist, die viel stärker institutionell verankert sein sollte.

Thomas Heimann, Berlin

- 1 Vgl. Rüdiger Steinmetz / Tilo Prase: Dokumentarfilm zwischen Beweis und Pamphlet. Heynowski & Scheumann und Gruppe Katins. Leipzig 2002. Vgl. Rezension in: RuG Jg. 29 (2003), H. 3/4, S. 161f.
- 2 Vgl. Helmut Müller-Enbergs: Hofberichterstatte der SED oder Schutzbrigade der Opposition? Westkorrespondenten in der DDR. In: Deutschland Archiv Jg. 36 (2003), H. 1, S. 54-63; Steffen Reichert: Der MDR, die Stasi und die Medien. Eine neue Debatte um die Systemverstrickung ostdeutscher Journalisten? In: Deutschland Archiv Jg. 34 (2001), H. 2, S. 190-194; Hubertus Knabe: Der diskrete Charme der DDR. Stasi und Westmedien. Berlin / München 2001.

DEFA-Stiftung (Hrsg.)

apropos: Film 2003.

Das Jahrbuch der DEFA-Stiftung.
Berlin: Bertz 2003, 336 Seiten.

Mit dem vierten Jahrbuch der DEFA-Stiftung hat sich eine informative und repräsentative Reihe etabliert, die sowohl über die Aufarbeitung, Präsentation und Rezeption der ostdeutschen Kinematographie breit Auskunft gibt als auch das aktuelle Filmgeschehen in den Blick nimmt.

Im Mittelpunkt des neuen Jahrbuches steht eine Thematik, die das Kino und später das Fernsehen von Anfang an begleitet und beschäftigt hat: das Verhältnis von Literatur und Film. Unter der Überschrift »Die DEFA und die Dichter« rekonstruieren und analysieren sieben Beiträge zum einen die Zusammenarbeit prominenter Autoren mit den Bildmedien und zum anderen die Produktionsgeschichte einzelner Adaptationen bekannter Literaturvorlagen.

Zu Beginn beschreibt Werner Hecht die komplizierte und langwierige Entstehungsgeschichte zweier Brecht-Verfilmungen: die gescheiterte »Mutter Courage« (von der Idee 1949 bis zum Abbruch 1955) und die realisierte »Dreigroschenoper« (von 1958 bis 1963). An diesen Projekten lassen sich die widersprüchlichen Phasen einer rigiden Kulturpolitik in ganz Nachkriegsdeutschland ablesen. Dabei werden einerseits die Konflikte spürbar, denen selbst ein international renommierter Künstler wie Brecht in Ost und in West ausgesetzt war. Andererseits lotet der Beitrag aber auch die Schwierigkeiten aus, die sich grundsätzlich bei der Übertragung einer Vorlage von einem in das andere Medium stellen und die bei unterschiedlichen Kunstauffassungen schnell zu Kontroversen zwischen Schriftsteller und Regisseur führen können.

Ralf Schenk beleuchtet mit einem Beitrag über die Verfilmung von Thomas Manns »Die Buddenbrooks« ein weiteres Kapitel politischer Abgrenzung und Einflussnahme, die in diesem Fall eine erste gesamtdeutsche Koproduktion verhinderten. Das vom Schriftsteller, der von beiden Seiten gleichermaßen vereinnahmt wurde, seit 1954 ausdrücklich gewünschte Gemeinschaftsprojekt scheiterte zunächst am Alleinvertragsanspruch der Bonner Regierung. Sie verhinderte systematisch eine Zusammenarbeit der westdeutschen Produzenten mit der DEFA, die anfangs zu großen Zugeständnissen bereit war, dann allerdings ab 1957 infolge eines restriktiven SED-Kurses ihre Kompromissbereitschaft aufgab. So entstand 1959 ein erfolgreicher Zweiteiler allein in der Bundesrepublik, der erst Ende 1971 in der DDR – und dort nur im Fernsehen – gezeigt wurde.

Günter Jordan nähert sich – auch aus persönlicher Sicht – Stephan Hermlin und dessen Beziehung zum Film; er weist nach, dass der anerkannte Hhomme de lettres »merkwürdigerweise« gerade im Dokumentarfilm einen unverwechselbaren Beitrag hinterlassen hat. Sein Engagement reichte neben Sprecherrollen von Kommentartexten für eine stalinistische Huldigung, über Bucharbeiten für klassische Kulturfilme bis zur deutschen Fassung eines russischen Vietnam-Protests – insgesamt rund zehn Produktionen von 1952/53 bis 1988, die Jordan erstmals vollständig zusammengetragen und vorsichtig bewertet hat. Leider spart er aber am Ende den Bezug Hermlins zum fiktionalen Film aus. In den 1980er Jahren nämlich hatte das DDR-Fernsehen drei seiner antifaschistischen Erzählungen inszeniert: »Leutnant Yorck von Wartenburg« (1981), »Die Zeit der Einsamkeit« (1983) und »Die erste Reihe« (1987).

Rudolf Jürschik widmet sich den Filmarbeiten Franz Fühmanns. Im Gegensatz zu Hermlin muss er vor allem mit dem Spielfilm in Verbindung gebracht werden. Fühmann hat sein »Schreiben für den Film« als eigenständige literarische Form verstanden und theoretisch zu begründen versucht. Er hat mit »Simplicius Simplicissimus« (1963/64) und »Der Nibelungen Not« (1971 – 1973) zwei inhaltlich wie formal außergewöhnliche Szenarien vorgelegt, die beide scheiterten. Realisiert wurde hingegen sein (partei)konformes Skript für »Die heute über 40 sind« (1960), von dem er sich jedoch später distanzierte.

Darüber hinaus sind auf Grundlage seiner Erzählungen von 1957 bis 1991 fünf Verfilmungen bei der DEFA bzw. im DDR-Fernsehen entstanden, auf die Jordan noch einmal eingeht.

Ein weiteres Beispiel für das Interesse weiter Schriftstellerkreise am Kino stellen Detlev Kannapin und Hannah Lotte Lund vor. Sie dokumentieren das Schicksal der Filmvorhaben, in die Brigitte Reimann involviert war. Die Verfasser gehen aber nicht nur auf die bekannten Adaptionen nach ihrem Tod ein, sondern konzentrieren sich auf ihre originären Filmtexte, die jedoch alle nicht umgesetzt wurden. Mit der Präsentation von bisher nicht ausgewertetem Archivmaterial kann einmal mehr der Beweis erbracht werden, wie kompliziert sich die Bedingungen, Mechanismen und Vorgaben der jeweiligen DDR-Kulturpolitik für den staatlichen Filmbetrieb darstellten und welche konkreten Auswirkungen diese auf die betroffenen Autoren hatten.

Die Reihe beschließt Günter Agde mit einer Einführung in das filmische Gesamtwerk von Günter Kunert, der als einziger der vorgestellten Autoren die DDR verlassen hat (1979). Der Lyriker war seit 1953 an über 45 Produktionen der unterschiedlichsten Genres für Film und Fernsehen in Ost und West beteiligt, die hier – neben vier bislang nicht veröffentlichten Filmentwürfen – alle in einer umfangreichen Filmographie aufgelistet werden: Die Palette reicht von der satirischen »Stacheltier«-Reihe über eine experimentelle Fernsehoper – deren heutige Aufführung nach über 40jährigem Verbot Kunert leider nicht befürwortet – und großen Spielfilmen bis zu dokumentarischen Filmessays.

Solche Studien zu Literatur und Film sollten in den kommenden Jahrbüchern kontinuierlich fortgeführt werden, da die Mehrzahl der DDR-Autoren viele ihrer Stoffe medienübergreifend verwertet haben und sich das jeweilige Werk nicht auf den Printmarkt, den Theaterbereich oder den Hörfunk beschränken lässt. Dabei sollte zukünftig der Blick allerdings stärker über die DEFA hinausgehen. Zu offensichtlich sind die engen Verflechtungen der Babelsberger Studios mit dem Fernsehen als wichtiger Auftraggeber. Erst in der Gesamtschau beider Institutionen kann eine Kulturgeschichte der DDR-Medien geschrieben werden.

Das nächste Kapitel des Jahrbuches ist dem Regisseur und Autor Ulrich Weiß zum 60. Geburtstag gewidmet. Die Würdigung beginnt mit Gesprächsausügen, einem Essay von Wolfgang Trampe, Bemerkungen zur Filmmusik von Peter Rabenalt sowie Erinnerungen von Thomas Knauf, Rudolf Jürschik und Radonitzer. Danach versucht Erika Richter in ihrer kommentierten Filmographie, die Leistungen des nach ihrer Meinung verkannten DEFA-Regisseurs zu herauszuarbeiten.

Die Aufsätze »Zum aktuellen Filmgeschehen« beschäftigen sich mit den auf ihre Weise radikalen Ansätzen der Dokumentarfilmer Thomas Heise (von Claus Löser) bzw. Thomas Schadt/Hans-Jörg Rother) sowie mit den vielfältigen Schwierigkeiten des polnischen Kinos von 1990 bis 2003 (Piotr Niemic).

Mit dem »Stichwort: Religion« wird abschließend ein bis dato recht unbekanntes Kapitel der DEFA-Geschichte angesprochen. Zum einen untersucht Chris-

tine Bartlitz die Rolle und Funktion konfessioneller Traditionen in der sozialistischen Filmlandschaft, zum anderen stellt Rainer Simon sein nicht realisiertes Projekt »Kreuzzug der Kinder« vor, dessen Drehbuch nach einem Stoff von Wolfgang Landgraf abgedruckt ist.

Am Schluss des Bandes findet sich wie in den vorangegangenen Ausgaben erfreulicherweise ein ausführlicher »Nachspann«, der über alle Aktivitäten der DEFA-Stiftung informiert: u.a. ein Resümee des bis 2003 amtierenden Vorsitzenden Wolfgang Klauke, ein Überblick über die Internet-Auftritte (Helmut Morsbach), die Nennung der eingereichten Projekte und vergebenen Preise sowie öffentliche Reden (Frank Beyer zu »90 Jahre Filmstadt Babelsberg« und Wolfgang Kohlhaase zum 75. Geburtstag von Günter Reisch), ein offener Brief gegen die Gründung der »Deutschen Filmakademie« an die Kulturbeauftragte der Bundesregierung Christina Weiss, ein Bericht über das East German Summer Film Institute in Amherst/USA (Barton Byg) und biographische Notizen bzw. bibliographische Hinweise.

Es bleibt zu hoffen, dass sich die Stiftung auch weiterhin ein solch ambitioniertes – und kostspieliges – Unternehmen leisten kann und will, zumal sie sich künftig mit einer weiteren Schriftenreihe (erster Band von Wolfgang Trampe: »Erzählen für den Film«) und der Veröffentlichung geförderter Forschungsarbeiten (Aufsatz von Michael Hanisch: »Kino und Film im Berlin der Nachkriegszeit 1945-1953«) noch andere Publikationsformen vorgenommen hat (siehe auch: www.defa-stiftung.de).

Thomas Beutelschmidt, Berlin

Peter Burke

Augenzeugenschaft.

Bilder als historische Quellen.

Berlin: Wagenbach-Verlag 2003, 251 Seiten.

Peter Burke ist seit vielen Jahren ein Star in der europäischen scientific community. Der 1937 geborene Historiker lehrt am Emmanuel College in Cambridge und schreibt ein Buch ums andere. Sein Bändchen über die Renaissance (englisch 1987, deutsch 1990), ein leicht verständlicher Überblick, war hierzulande der Anfang einer langen Reihe kulturgeschichtlicher Studien, deren deutsche Übersetzungen zumeist im Wagenbach-Verlag erschienen sind: So ist »Vico« (1990) eine Einführung in das Leben und Denken des modernen Historikers, der erstmalig Kultur und Gesellschaft zusammendachte. »Die Geschehnisse des Hofmanns« (deutsch 1996) behandelt den frühen Typus des Kulturagenten als Fallstudie, um die Geschichte des Buches und die mediale Vermittlung von Wertesysteme zu erkunden. Vertieft hat Burke diesen Aspekt durch die umfassendere wissenssoziologische Studie »Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft« (2001). Bereits mit »Eleganz und Haltung« (1998) hat sich Burke zentralen Themen der Kulturgeschichte zugewandt und die Funktion der Kultur als einem sozialen Gedächtnis thematisiert. In »Kultureller Austausch« (2000) begegnet Burke der aktuellen Frage nach den Folgen der Globalisierung und beantwortet sie mit Blicken auf den kulturellen

Austausch in vergleichender und historischer Perspektive.

Man sieht: Burke ist stets auf der Höhe der Zeit und begleitet die Paradigmenwechsel mit klugen, gut und schön gemachten Publikationen. Sorgfältig übersetzt und reich bebildert ist auch die jüngste Einlassung zum »iconic turn«, dem Aufschwung der Bildwissenschaft zu einer neuen Kunstgeschichte und Medienwissenschaft übergreifenden Disziplin, die 2001 zunächst in Englisch unter dem Titel »Eyewitnessing: The Uses of Images as Historical Evidence« erschien.

Burkes Buch wendet sich hauptsächlich an Historiker und ist zunächst ein Repetitorium zur »Lesbarkeit« von Bildern, und zwar von Bildern unterschiedlichster Art. Burke thematisiert alles: Bildwerke (Statuen), Fresken, Tafelbilder, Holzschnitte, Buchmalerei, Stiche, Drucke, Photographie, Film. Nicht nur die Kunst- und Kulturgeschichte, auch die Mediengeschichte der Bilder wird dabei problematisiert.

Der Vielfalt des Visuellen begegnet Burke mit einem Methodenmix. Das Buch ist sowohl eine Einführung in Kunstgeschichte als auch ein Repetitorium geistes- sowie kultur- und sozialwissenschaftlicher Ansätze und Methoden, in denen dann beispielsweise Traditionen und Differenzierungen von Genres (etwa Portrait, Landschaft, Schlachten) zunächst im Rekurs auf kunstgeschichtliche Ansätze Warburgs und Panofskys abgearbeitet werden. Burke gebraucht diese Schul-Ansätze als Modell (Ikonographie als Beschreibung der Bildinhalte, Ikonologie als Deutung im Kontext der Gestaltungskonventionen), versucht sie aber zu überwinden bzw. zu erweitern durch Ansätze der Semiotik, Psychoanalyse, Strukturalismus / Poststrukturalismus, Rezeptionstheorie (Sozial- und Kulturgeschichte), gender studies usw..

»Augenzeugenschaft« will dem Historiker Bilder als Quellen nahe legen und muss vornehmlich dessen Blick schulen. Deshalb stellt Burke das uralte Prinzip des Augenzeugen in Frage und untermauert permanent seine Kritik des »unschuldigen Auges«, um das angeblich Authentische als lediglich verschieden gestaltete dokumentarische Größe in den Horizont zu rücken. Bilder als Quellen zu nutzen, heißt dann weiter, nicht ein objektives Dokument oder inszeniertes Artefakt zu sehen, sondern ein mental relatives Zeugnis vorzufinden, das Burke nach Baxandall »Blick der Zeit« nennt und folgendermaßen fixiert: »Bilder eröffnen keinen direkten Einblick in die soziale Welt, sondern vermitteln vielmehr einen Zugang zu zeitgenössischen Sichtweisen auf diese Welt, die männliche Sicht von Frauen, die Sicht des Mittelstands von Bauern, die Sicht des Zivilisten vom Krieg usw.« (S. 216).

Fazit und Kritik: »Augenzeugenschaft« ist mehr als ein Repetitorium nur für Historiker, auch für Medienwissenschaftler ist es nützlich. Für den Anfänger ist das Buch unbedingt empfehlenswert, für Fortgeschrittene nur bedingt, da Burke über den wissenssoziologischen Ansatz nicht hinausgeht. Sein Versprechen, die Ikonographie und Ikonologie Panofskys oder Warburgs mit seinem »dritten Weg« des Methodenpluralismus zu überwinden, bleibt uneingelöst.

So originell der Ansatz ist, der mit dem Konzept von Baxandalls »Blick der Zeit« eine überraschende Sichtweise und Lesbarkeit von Bildern eröffnet, so enttäuschend ist, dass Burke nicht intensiver zur materialen Bildlichkeit vordringt und Bilder nur inhaltlich, d.h. historisch-soziologisch-kulturwissenschaftlich, aber nicht systematisch in ihrer Ästhetik thematisiert. Dieser Mangel ist insofern bedauerlich, weil ein solcher auch bildwissenschaftlicher Ansatz den »cultural studies« neue Dimensionen eröffnen kann, wie beispielsweise Martin Warnke mit »Cranachs Luther. Entwürfe für ein Image« (1994) auf aufregende Weise bewiesen hat. So begleitet Burke den neuerlichen Paradigmenwechsel mehr als er ihn beeinflusst.

Gerhard Lampe, Halle

**Gabriele Meliscek / Josef Seethaler (Hrsg.)
Die Wiener Tageszeitungen.**

Eine Dokumentation. Bd. 4: 1938 – 1945. Mit einem Überblick über die österreichische Tagespresse der NS-Zeit (= Österreichische Akademie der Wissenschaften – Publikationen der Historischen Pressedokumentation).

Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, 530 Seiten.

**Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.)
Die österreichische NS-Press 1918-1933.**

Bestandsaufnahme und Dokumentation (= Schriftenreihe des Ludwig Boltzmann Instituts für neuere österreichische Kommunikationsgeschichte, Bd. 2).

Wien: Literas Universitätsverlag 2001, 316 Seiten.

Nachdem Österreich sich lange Zeit als erstes Opfer der Aggressionspolitik des Dritten Reiches sah und seine – auch von den Alliierten unterstützte - Opferrolle herausstrich, hat seit gut zwei Jahrzehnten eine jüngere Generation von Historikern an der Zerstörung dieser Legende gearbeitet und ist zu erstaunlich differenzierten Ergebnissen gekommen. Auch Medienhistoriker haben daran mitgewirkt, wie zwei Publikationen, die sich mit der nationalsozialistisch geprägten Presse über unterschiedliche Zeiträume hinweg befassen, erneut unter Beweis stellen. Die eine ist aus einem größeren Forschungszusammenhang der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hervorgegangen, die andere aus mehreren Aktivitäten des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaften der Universität Wien.

1992 erschien erstmals ein Band in der Reihe »Die Wiener Tageszeitungen«, die sich laut Datenbankauskunft der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main mit der Presse Wiens von 1848 bis 1945 befassen will. Herausgegeben wurde zunächst als dritter Band eine Bestandsaufnahme für die Zeit der ersten Republik von 1918 bis 1938. Es folgte 1998 als Band fünf die Darstellung der Wiener Tagespresse von 1945 bis 1955, ergänzt um einen »Überblick über die österreichische Tagespresse der Zweiten Republik bis 1998«.

Jeweils unter 300 Seiten Umfang blieben die bisherigen Publikationen der Reihe. Die neueste jedoch,

einem im Vergleich zu den Zeiträumen davor und danach nur kurzen Abschnitt österreichischer Geschichte gewidmet, präsentiert sich mit einem annähernd doppelten Umfang. Das Gegenteil hätte eigentlich angenommen werden können und müssen: In einem gleichgeschalteten Staat und einer angeleiteten Medienlandschaft ging die Vielfalt auch der Presseerzeugnisse zurück. Von dieser generellen Feststellung ließen sich die Autoren und Dokumentare der Presseentwicklung in der Zeit des Dritten Reiches in der damals so genannten »Ostmark« nicht beeindrucken, sondern versuchten eine Bestandsaufnahme, die bisherige Lücken der Forschung schließen, aber auch weiter bestehende Desiderate benennen konnte.

Hans Bohrmann schildert eingangs in »persönliche[n] Anmerkungen eines Angehörigen der Nachkriegsgeneration« den Gang der pressehistorischen Forschung über die nationalsozialistische Zeit und hebt als erwähnenswert die von ihm als Leiter des Instituts für Zeitungsforschung initiierte und auch vor geraumer Zeit zum Abschluss gebrachte Edition der »NS-Pressenanweisungen der Vorkriegszeit« hervor. Beim Vergleich von Anweisungen und tatsächlich erschienenen Texten in verschiedenen Presseorganen kann keinesfalls von einer Gleichschaltung die Rede sein, allenfalls von einer Anleitung bzw. Sprachregelung. Wolfgang Mueller widmet sich den Institutionen der Presselenkung und befasst sich mit den biographischen Stationen von deren Leitern; Isabella Mataschek interessiert sich für die ökonomischen Aspekte der Kontrolle über die Wiener Tageszeitungen und Thomas Tavernaro untersucht unter ähnlichen Gesichtspunkten die Interessen der Wiener Zweigniederlassung des Eher-Verlags, des Zentralverlags der Nationalsozialisten.

Standen Darstellung und Analyse im ersten Teil der Beiträge noch im Vordergrund, aber auch schon hier durch Tabellen, Schaubilder und Auflistungen aufgelockert, so ist der zweite Teil der Beiträge, die sich vor allem mit verschiedenen Aspekten des ›Völkischen Beobachters‹ (VB) befassen, beispielsweise mit der Eigenständigkeit der Wiener Ausgabe des VB und den Beiträgen Franz Ronnebergers in diesem regionalen NS-Zentralorgan, stark dokumentarisch und von Statistiken geprägt. Einer der Beiträge »Die Tageszeitungen der österreichischen Bundesländer (ohne Wien) 1938-1945« hätte eigentlich getitelt werden müssen: »Die Tagespresse der Ostmark außerhalb Wiens 1938-1945«, da von »österreichischen Bundesländern« in dieser Zeit natürlich keine Rede sein kann.

Das Projekt der Kommission für historische Presseudokumentation der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hat sich vorgenommen, auch die Zeit ab 1848 zu erfassen, wenn auch die Datenbank bisher nur die Jahre ab 1889 dokumentiert. Interessant wird es sein zu sehen, ob wieder Wien pars pro toto steht für Österreich-Ungarn, oder ob alle (deutschsprachigen) Presse-Organen der KuK-Monarchie einbezogen werden.

Dieses Problem hat die Untersuchung über die nationalsozialistische Presse in Österreich von 1918 bis 1933 nicht, da sie sich eindeutig auf das Territorium der ersten österreichischen Republik bezieht. Zwei

Kapitel des Buches befassen sich mit Zäsuren und Strukturen des Nationalsozialismus´ in Österreich während dieser Jahre bzw. mit der in drei Phasen einteilenden Entwicklung seiner Presse. Den Hauptteil aber beansprucht die minutiöse Dokumentation aller zu ermittelnden Periodika, eingeleitet durch eine nahezu 100 Titel umfassende Übersicht, gefolgt von Beschreibungen der einzelnen Publikationen: Nach dem Abdruck eines Faksimiles des Titels werden Angaben u.a. über Erscheinungsort, Auflage, Eigentümer, verantwortliche Redakteure, Beschlagnahmen und Bestand in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven des Landes, festgemacht an den Signaturen, aufgeführt. Das Buch beansprucht nicht, »die Geschichte der NS-Presse Österreichs vor 1933 (...) erforscht und aufgearbeitet zu haben«, wie es in der Einleitung heißt. (S. 18). Es versteht sich vielmehr als »Grundlagenarbeit auf dem Gebiet der kommunikationshistorischen und zeitgeschichtlichen Presseforschung.« (ebd.)

Mögen die beiden pressehistorischen Publikationen dazu beitragen, den Stellenwert der Medien in der Geschichte des 20. Jahrhunderts im Aufmerksamkeitssphäre der Allgemeinhistoriker zu verankern.

Ansgar Diller, Wiesbaden

Mark Balnaves u.a. Der Fischer Atlas Medien.

Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag
2001, 128 Seiten.

Wie schnell sich der Medienwandel vollzieht, lässt sich an einem Beispiel deutlich machen, das sich auf Italien bezieht. Jüngst nahm die italienische Journalistin Lilli Gruber – langjährige Moderatorin der Hauptnachrichtensendung des italienischen Fernsehens und vor kurzem als Spitzenkandidatin des Mitte-Links-Bündnisses in das Europaparlament gewählt – zur Situation der Medien in ihrem Heimatland unter Ministerpräsident Silvio Berlusconi, der auch in Personalunion über die wichtigsten Medien gebietet, in einem Interview Stellung: »Das angesehene amerikanische Freedom House hat Italien im jüngsten Jahresbericht (...) von ›frei‹ auf ›teilweise frei‹ zurückgestuft. Unser Land rangiert jetzt gemeinsam mit der Türkei auf dem 74. Rang. Und der Präsident von Freedom House ist über den Verdacht erhaben, ein Kommunist zu sein. Er (...) war früher CIA-Chef.«¹

Solche Rankings und andere nützliche Informationen enthält der Atlas, der gleichzeitig in deutscher und englischer (The Penguin Atlas of Media and Information, London) Sprache erschienen ist. Die Autoren setzen sich zum Ziel, die Entwicklung seit 1980, dem Zeitpunkt, zu dem der Computer seinen Siegeszug rund um die Welt antrat, in vielen geographischen Karten und Diagrammen anschaulich zu machen. Thematisiert werden »Das Informationszeitalter«, »Presse und Rundfunk«, »Film«, »Fernsehen und Video«, »Medienunternehmen«, »Werbung«, »Informations- und Kommunikationstechnologie« sowie »Erfahrungswelten«. In einem Anhang sind in alphabetischer Reihenfolge die Staaten der Erde aufgelistet mit

u.a. Einwohnerzahl, Lebenserwartung, Bruttosozialprodukt pro Kopf der Bevölkerung und in einer separaten Übersicht mit ihren Zugängen zu den Medien wie Telefonanschluss, Handy, Zeitung, Radio, Fernsehen, Internetanschluss und Kino.

Die dem Atlas zu entnehmenden Daten und Fakten im Weltvergleich überraschen immer wieder. Zu wünschen ist der Publikation, dass sie möglichst bald in einer aktualisierten Neuauflage erscheint.

Ansgar Diller, Wiesbaden

¹ »Das Fernsehen hat mich totgeschwiegen«. In: Der Tagesspiegel, 7.7.2004.

Muhammad I. Ayish

Arab World Television in the Age of Globalisation.

An Analysis of Emerging Political, Economic, Cultural and Technological Patterns (= Hamburger Beiträge:

Medien und Politische Kommunikation – Naher Osten und islamische Welt, Band 6).

Hamburg: Deutsches Orient-Institut 2003, 121 Seiten.

Im Zuge der Attentate vom 11. September 2001 und den Kriegen in Afghanistan und Irak ist dem in Katar ansässigen Fernsehsender Al-Dschasira internationale Aufmerksamkeit zuteil geworden – und mit ihm den Medien im gesamten arabischen Sprachraum, die sich derzeit im Umbruch befinden. Muhammad Ayish, Professor für Kommunikationswissenschaft an der Universität Sharjah in den Vereinigten Arabischen Emiraten, gibt im vorliegenden Buch einen analytischen Überblick über die Entwicklung des Fernsehens in der arabischen Welt seit Beginn der 90er Jahre.

Die nationalen Programme waren, wie der Autor beschreibt, vor der Einführung von transnationalen Satellitenkanälen wie Al-Dschasira (1996) auffallend steif, langweilig, monoton – und vor allem mehr im Dienste der Machthabenden als der Zuschauer, deren Interessen sie größtenteils ignorier(t)en. Zensur und Selbstzensur waren – und sind es häufig nach wie vor – allgegenwärtig, wenn sich diese Situation in manchen Ländern auch graduell verbessert. Der viel zitierte »wind of change« bläst also auch durch die arabische Welt (S. 31) nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass auch die Regierungen bemerkt haben, dass ihre Untertanen inzwischen oft bis zu 200 Sender zur Auswahl haben und sich Informationen also aus unterschiedlichen Quellen besorgen können.

Die Satellitentechnologie hat das Fernsehen in der Region ergänzt und belebt und anscheinend auch die alte Idee einer gemeinsamen arabischen Identität mit neuem Leben erfüllt. Fernsehen, so wird deutlich, trägt mit bei zur Realisierung einer panarabischen Öffentlichkeit, was wiederum im Zusammenhang steht mit dem Beginn zaghafter, aber bedeutsamer politischer und wirtschaftlicher Reformen in der Region und der zunehmenden Bildung und Verstärkung ihrer Bewohner. Diese verstehen sich mehr und mehr als Citoyens und streben die Schaffung einer Zivilgesellschaft an. Nicht immer exakt im westlichen Verständnis, aber der Einfluss westlicher Vorbilder ist unverkennbar. Die Satellitenmedien und das Internet dienen hierbei als Katalysatoren.

Fernsehen in der arabischen Welt könne daher, so Ayish, im begrifflichen Kontext der »Globalisierung« verstanden werden, einer Kombination also von lokalen und globalen politischen, ökonomischen, technologischen und kulturellen Faktoren. Dieser Ansatz dient dem Autor als roter Faden für seine folgenden Analysen, die nicht die einzelnen nationalen Fernsehsysteme untersuchen, sondern die Institution Fernsehen und seine Beziehung zu eben jenen Einflüssen. Diese arbeitet Ayish vielschichtig und stringent heraus. Seine Darlegungen sind hervorragend recherchiert und differenziert. Das sehr gut lesbare und kompakte Buch ist auch didaktisch gut aufgemacht: sehr systematisch, wenn auch die immer wiederkehrenden Zusammenfassungen und Teilzusammenfassungen von Abschnitten und Kapiteln bei einer Gesamtlektüre des Buches wie Wiederholungen erscheinen – die aber eben auch ordnend wirken und das Buch selbst für punktuelle Recherchen erschließen.

Wie sieht Ayish zufolge die Zukunft des Fernsehens in der Region aus? Traditionelle regierungskontrollierte TV-Systeme herrschten weiterhin im Jemen, in Marokko, Libyen, Oman, Saudi-Arabien, dem Sudan und in Syrien vor, reformistische medienpolitische Tendenzen seien für Ägypten, Algerien, Bahrain, Jordanien, Kuwait und die Vereinigten Arabischen Emirate zu konstatieren (und inzwischen auch für den Sonderfall Irak, so wäre zu ergänzen), eine kommerziell-marktliberale Orientierung dagegen lasse sich (teils parallel) in Ägypten, im Libanon, in Katar und Saudi-Arabien beobachten, so der Autor. Für die weitere Entwicklung entscheidend seien die drei Säulen Freiheit, Finanzierung und Professionalisierung. In einigen Ländern zeichnen sich hier positive Entwicklungen ab, in anderen wird wohl weiter abzuwarten sein – Ayish ist seriös genug, hier keine prophetischen Szenarien zu entwerfen. Die 22 Staaten der Arabischen Liga liegen schließlich im Zentrum einer geopolitischen Verwerfungszone.

Oliver Zöllner, Essen

Bibliographie

Zeitschriftenlese 89 (1.7. - 31.12.2003)

Als der Rundfunk braun wurde. Der WDR setzte sich öffentlich mit seiner NS-Geschichte auseinander. In: WDR print. Nr. 332. 2003. S. 13.

Bericht über die öffentliche Veranstaltung des WDR »33 – Der Kölner Rundfunk wird braun« (12.11.2003) über die nationalsozialistische Vergangenheit des Senders.

Altenhein, Hans: Modernisierung durch Medienverbund? : Funkkolleg und Buchverlag. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 186-195.

Arndt, Corinna, Robert Baag: Die vergessene »Stimme Russlands« : Innenansichten aus Moskaus Auslands-Rundfunk. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 13/14. S. 14-16.

Der Beitrag (Hintergrund Politik, DLF, 29.4.2003) behandelt die Geschichte des deutschsprachigen Programms von Radio Moskau.

Aus historischen Tiefpunkten lernen. Der WDR schreibt seine Geschichte. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 11. S. 22.

Bericht über die öffentliche Veranstaltung des WDR »33 – Der Kölner Rundfunk wird braun« (12.11.2003) über die nationalsozialistische Vergangenheit des Senders und über die zum 50. Jahrestag seines Bestehens (2006) in Angriff genommene dreibändige Geschichte des Senders seit 1924.

Baar, Fabian: Von der Abendunterhaltung zum Leitmedium – vom Familienzentrum zur Geräuschkulisse : Funktionenwandel der Medien Fernsehen und Radio. In: Die Kultur der sechziger Jahre / hrsg. von Werner Faulstich. München 2003. S. 231-240.

Die Beerdigung von Hans Abich – Bollschweil, am 26. Juli 2003. [4 Beiträge]. In: epd medien. 2003. H. 59. S. 3-8.

(4.8.1918 - 17.7.2003), Filmproduzent, 1961 - 1968 Programmdirektor, 1968 - 1973 Intendant von Radio Bremen, 1973 - 1978 Programmdirektor Deutsches Fernsehen (in München); Gisela Zabka (G.Z.): Schöne Beerdigung. Hans Abich wurde zu Grabe getragen; Johanna Haberer: Ein zauberischer Mensch. Predigt; Peter Voß: Ein geistvoller Kopf. Nachruf; Norbert Schneider: Ein verlässlicher Freund. Nachrede.

Bettermann, Erik: Kulturelle Brücke zwischen Deutschland und der Welt : Geschichte und Gegenwart der DW. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 35. 2003. S. 61-68.

Biener, Hansjörg: Chewing Gum and Rock'n'Roll – 60 Jahre AFN Europe. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 15/16. S. 14-16.

Zur Geschichte des amerikanischen Soldatensenders in Deutschland; Sendestart war am 4. Juli 1943.

Biener, Hansjörg: 30 Jahre Family Radio auf Kurzwelle. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 20. S. 14-16.

Zur Geschichte des amerikanischen Missionssenders.

Biener, Hansjörg: 50 Jahre deutsche Redaktion von Radio HCJB Quito. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 15/16. S. 12-13.

In der Geschichte des Missionssenders war Deutsch seit dem 13. August 1953 (»Stimme der Anden«) die fünfte Sendesprache.

Biener, Hansjörg: 20 Jahre Broadcasting to Cuba Act. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 19. S. 8-10.

Zum 20. Jahrestag (4. Oktober 1983) der gesetzlichen Gründung des US-amerikanischen Auslands- und Propagandarundfunks für Cuba, Radio Martí (seit 1985), TV Martí (seit 1990).

Biermann, Barbara: 15 Jahre logo! : die ZDF-Kinder-Nachrichtensendung feiert Geburtstag. In: ZDF-Kontakt. 2003. H. 9. S. 22-23.

Blöbaum, Bernd: Manfred Rühl 70 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 475-478.

Kommunikationswissenschaftler (geb. 31.12.1933).

Bohrmann, Hans: Harry Pross 80 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 478-479.

Kommunikationswissenschaftler (geb. 3.9.1923).

Bohrmann, Hans: Jürgen Wilke 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 477.

Kommunikationswissenschaftler (geb. 19.12.1943).

Chronik zur Kirch-Insolvenz. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 52. Extra. S. 23-28.

Chronik des Medienunternehmens seit 1956.

Darschin, Wolfgang: Bernward Frank (23. 6. 1937 - 4. 5. 2003). In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 3. S. 343-344.

Bernward Frank war seit 1963 Mitarbeiter, seit 1970 Leiter der ZDF-Medienforschung.

Deutschmann, Christian: Der Nalepa-Sound. Ein »Hörfest« im alten Rundfunk der DDR. In: epd medien. 2003. H. 57. S. 3-5.

Über die (2.) Berliner Hörfestspiele »Nalepasound« (2003), auf dem Hörspiele der DDR (wieder) vorgestellt werden.

Diller, Ansgar: Noch ein Traum. Ein Fernsehmuseum in Wiesbaden? In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 11. S. 21.

Dittmar, Claudia: »Imperialistisches Westfernsehen« als Feindbild. Zur Programmentwicklung des DDR-Fernsehens. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 9. S. 24-27.

Dix, Wolfgang: Funktechnisches Museum Norddeich-Radio. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 13/14. S. 20-21.

Dolan, Josephine: Aunties and uncles: the BBC's Children's Hour and liminal concerns in the 1920. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 23. 2003. Nr. 4. S. 329-339.

Über die erste Kinderhörfunksendung der BBC.

Engels, Jens Ivo: Nicht nur der »liebe Tieronkel« : Bernhard Grzimek und sein umweltpolitisches Engagement. In: Damals : das Magazin für Geschichte und Kultur. Jg. 35. 2003. H. 9. S. 68-71.

»Durch seine Sendereihe ›Ein Platz für Tiere‹ ist Bernhard Grzimek einem Millionenpublikum bekannt geworden. Weniger beachtet wurde und wird dagegen sein politisches Engagement für einen konsequenten Natur- und Umweltschutz.«

Fahlenbrach, Kathrin, Reinhold Viehoff: Die Dynamisierung der visuellen Ästhetik des Fernsehens : am Beispiel der medialen Inszenierung von Jugendkultur im Beat-Club. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 110-141.

1968 und die Medien – medienhistorische Einordnung und Thesen; die mediale Inszenierung von Jugendkultur im Beat-Club; die ästhetische Inszenierung von Jugendkultur im Beat-Club; die Inszenierung sozialer Interaktion im Beat-Club; audiovisuelle Re-Inszenierung der Musik – Visualität als Erlebnismodus; (Jugend-)Kultur und Fernsehkultur.

Faulstich, Werner: Deutsche Schlager und deutsche Fernsehstars : Wertekontinuität im Medienwandel. In: Die Kultur der sechziger Jahre / hrsg. von Werner Faulstich. München 2003. S. 177-193.

Zur Bedeutung des Fernsehens für den deutschen Schlager in den 60er Jahren; »Das traditionelle Wertesystem des deutschen Schlagers, der spätestens in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre aus seinen angestammten Medien Schallplatte/Single und Hörfunk und aus der Popmusikultur weitgehend verdrängt war, überlebte in den erfolgreichsten Stars der beliebtesten deutschen Fernsehunterhaltungsprogramme«; Schlager im Stil der fünfziger Jahre; die deutschen Fernsehstars und ihre Images (Peter Frankenfeld, Robert Lemke, Caterina Valente, Lou van Burg, Vico Torriani, Peter Alexander).

Felgen, Camillo: Camillo, der Disco-Graf von Luxemburg – vom Volksschullehrer zum Multimedia-Star / Interview mit Camillo Felgen, 15. November 2002: Joe Schevardo. In: Von Trizonesien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nordrhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Münster 2003. S. 344-347.

Fischer, Ulrich: Freiheit zu Anwaltschaft. Das Vermächtnis von Robert Geisendörfer. In: epd medien. 2003. H. 70. S. 9-10.

Porträt des evangelischen Publizisten (1910 - 1976). Geisendörfer war u.a. Rundfunkbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland und Gründer des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP).

Gansauge, Barbara: Radio Luxemburg – Deutsches Programm : die Jahre des Erfolges in NRW. In: Von Trizonesien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nordrhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Münster 2003. S. 336-343.

Götz, Thomas: Lieber im Wald spazieren gehen : Pater Eberhard von Gemmingen leitet seit 21 Jahren die deutschsprachige Abteilung von Radio Vatikan. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 23/24. S. 67.

Gottberg, Joachim von: Zum Tod von Klaus Brüne. In: TV Diskurs. Jg. 6. 2003. H. 26. S. 109.

Nachruf auf den katholischen Publizisten. Klaus Brüne (12.12.1920 - 2.8.2003) war 1947 Gründer und bis 1962 Redaktionsleiter der Zeitschrift »Filmdienst« des Katholischen Instituts für Medieninformation, 1963 bis

1985 Mitbegründer bzw. Leiter der ZDF-Spielfilmredaktion.

Grün, Leopold, Christian Kitter, Christina Zoppel: Staunen über das Vertraute – Blue Box: eine interaktive Ausstellung zur Welt der audiovisuellen Medien : T. 1. In: TV Diskurs. Jg. 6. 2003. H. 26. S. 70-73.

Häffner, Klaus: Region ist überall : zur Vielfalt regionaler Kultur in der ARD. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 35. 2003. S. 43-55.

Harbecke, Ulrich: Ich dien'. Der WDR und der Mann mit dem Rolli: Gerhard Honal geht in Ruhestand. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 51. S. 3-4.

Porträt. Gerhard Honal, geb. 1938, Redakteur, Leiter der Programmplanung WDR-Fernsehen, Leiter der Fernsehprogrammplanung für die ARD.

Hasenberg, Peter: Mann mit Markencharakter. Zum Tod von Klaus Brüne. In: Communicatio socialis. Jg. 36. 2003. H. 4. S. 397-398.

Heinrich, Hansjörg: Am Anfang war das Mitgefühl : Idole der Naturfreunde. Rachel Carson und Bernhard Grzimek machten den Artenschutz populär. In: Natur und Kosmos. 2003. H. 10. S. 68-73.

Heinrich, Hansjörg: Heia Safari. Der Naturschutz wird populär: Tierfilmer sensibilisieren im Fernsehen die Nation für die Wunder der Schöpfung. In: Natur und Kosmos. 2003. H. 8. S. 48-52.

Geschichte des Tierfilms im deutschen Fernsehen. Zugleich Porträts der Tierfilmer Bernhard Grzimek, Hans Hass, Heinz Sielmann, Eugen Schuhmacher, Horst Stern.

Hempel, Heike: Glück gehabt! Das kleine Fernsehspiel des ZDF wird 40 – eine Geburtstagsrede. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 48. S. 8-11.

Herber, O. F.: Gelebte Rundfunk-Geschichte : die Lebensreise des Karl Holzamer in Buchform. In: ZDF-Kontakt. 2003. H. 9. S. 42-43.

Zur Autobiographie des ersten ZDF-Intendanten: Lebensreise zwischen Philosophie und Fernsehen. Erfahrungen – Erlebnisse – Begegnungen im 20. Jahrhundert. Mainz 2003.

Hickethier, Knut: Literatur und Fernsehspiel 1968 und was daraus folgte. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 247-255.

Über das bundesdeutsche Fernsehspiel und Literaturverfilmungen im Kontext der 68er Bewegung.

Holzweißig, Gunter: »Einer muss ja hier den Noske geben« : Symposium zum 50. Jahrestag des Fernsehens in Deutschland. In: Deutschland-Archiv. Jg. 36. 2003. H. 2. S. 324-327.

Bericht über das Symposium »In geteilter Sicht: Fernsehgeschichte als Zeitgeschichte / Zeitgeschichte als Fernsehgeschichte« am 5./6. Dezember 2002 in Hamburg zur Darstellung deutscher Zeitgeschichte (u.a. 17. Juni, Mauerbau, 9. November 1989 / Wende) in dokumentarischen und fiktionalen Programmen des Fernsehens in BRD und DDR.

Holzweißig, Gunter: Informationszuteilung als Herrschaftsprinzip. In: Deutschland-Archiv. Jg. 36. 2003. H. 3. S. 454-464.

Zur Reglementierung und Steuerung von Information und Informationszugang in der DDR.

Holzweißig, Gunter: Der 17. Juni 1953 und die Medien. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Jg. 53. 2003. H. 23. S. 33-38.

»Der RIAS spielte während des Juni-Aufstandes die wichtigste mediale Rolle für die Kommunikation sowohl zwischen den DDR-weiten Streikzentren als auch innerhalb der Staatsmacht. Die amerikanisch-deutsche Leitung des Senders wurde vom Ausbruch der Unruhen überrascht. Sie hat weder, wie die zunächst schweigsamen Medien der DDR bald unterstellten, den Aufstand ausgelöst noch zum Generalstreik aufgerufen. Allein die rund um die Uhr laufenden Informationssendungen des Senders hatten eine katalytische Wirkung.«; die Berichterstattung am 16. und 17. Juni; die RIAS-Legende; »Tauwetter«-Episode; Langzeitwirkungen.

Hubert, Heinz-Josef (hu): Ahoi, Wolf Bierbach. Nach über 30 Jahren ging der WDR-Fachmann für Nordrhein-Westfalen in den Ruhestand. In: WDR print. Nr. 329. 2003. S. 16.

Wolf Bierbach war seit 1986 Leiter der WDR-Landesredaktion Hörfunk.

Hubert, Heinz-Josef (hu): Mundwerker. Radio-Mensch Michael Franzke nach 40 Jahren im Ruhestand. In: WDR print. Nr. 328. 2003. S. 12, 15.

Porträt des langjährigen WDR-Hörfunkjournalisten, -redakteurs und Afrika-Korrespondenten.

Janke, Hans: Traurig und dankbar. Hans Abich ist tot. Mit dem Schweren leicht und mit dem Leichten schwer machen. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 7. S. 9-12.

Mit Nachrufen von Peter Voß, Günter Struve, Heinz Glässgen.

Jauer, Joachim: Ein fröhlicher Anarchist mit konservativer Weltsicht : zum Tode von Hans-Jürgen Wiessner. In: ZDF-Kontakt. 2003. H. 9. S. 46-47.

Hans-Jürgen Wiessner (30. 12. 1922 - 24. 6. 2003) war der erste akkreditierte Korrespondent des ZDF in der DDR.

Kain, Florian: Solide Auslandsinformation. Mehr als ein roter Teppich für 50 [! vielmehr: 40] Jahre Weltspiegel. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 6. S. 19-20.

Kaltefleiter, Werner: Es ist mein Haus : der dienstälteste Journalist verläßt das ZDF; Interview: Rudi Gültner und Michael Sommer. In: ZDF-Kontakt. 2003. H. 7/8. S. 42-44.

Über seine Arbeit vor allem in der Redaktion Kirche und Leben und als katholischer Kirchenberichterstatler des ZDF.

Kammann, Uwe: Bezaubernder Aufklärer. Zum Tode von Hans Abich. In: epd medien. 2003. H. 56. S. 3-5.

Kammann, Uwe: Herz mit Geld. Die Deutsche Mediathek: nun doch auf dem Weg. In: epd medien. 2003. H. 65. S. 3-5.

Kammann, Uwe (uka): Wiesbaden plant Deutsches Fernsehmuseum. Errichtungskosten von 32 Millionen Euro – Programmgeschichte als Zeitgeschichte. In: epd medien. 2003. H. 64. S. 13-14.

Kellermeier, Jürgen: »Fernsehjahre sind wie Hundejahre.« NDR-Programmdirektor Fernsehen zu 50 Jah-

re »Tagesschau«. In: epd medien. 2003. H. 63. S. 18-20.

Ansprache auf der Jubiläumsveranstaltung am 26. Juni 2003.

Knipper, Marita: Querdenker. Abschied von »Verbraucher-Anwalt« Armin E. Möller. In: WDR print. Nr. 331. 2003. S. 12.

Porträt des WDR-Hörfunk-Wirtschaftsredakteurs anlässlich seines Eintritts in den Ruhestand.

Knop, Karin: Zwischen Afri-Cola-Rausch und dem Duft der großen weiten Welt: Werbung in den sechziger Jahren. In: Die Kultur der sechziger Jahre / hrsg. von Werner Faulstich. München 2003. S. 241-271.

Spezifika der Werbung in den sechziger Jahren, differenziert nach Werbeträgern (Anzeigenwerbung, Plakatwerbung, Kinowerbung, Fernsehwerbung).

Knott-Wolf, Brigitte: Ahnengalerie im Aufbau. Werner Höfer und Ernst Hardt: WDR-Geschichtsforschung in eigener Sache. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 47. S. 3-5.

Bericht über die öffentlichen WDR-Veranstaltungen »Medien und Politik – Wer beeinflusst wen« anlässlich des 50-jährigen Jubiläums von »Internationalem Frühschoppen« / »Presseclub« (13.11.2003 in Bonn) und »33 – Der Kölner Rundfunk wird braun« (12.11.2003) über die nationalsozialistische Vergangenheit des Senders als Bestandteile der Begehung des 50. Geburtstages des WDR und über die zum 50. Jahrestag seines Bestehens (2006) in Angriff genommene dreibändige Geschichte des Senders seit 1924.

Knott-Wolf, Brigitte: »Fester Pfeiler der auswärtigen Kulturpolitik.« 50 Jahre Deutsche Welle: Festakt und neues Funkhaus in Bonn. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 7. S. 13-16.

Über den Jubiläums-Festakt (27.6.2003) in Bonn, den Programmauftrag und die Geschichte der Deutschen Welle und ihr neues Funkhaus in Bonn.

Knott-Wolf, Brigitte: In der Tradition der Aufklärung. Wissenschaftsvermittlung: Zehn Jahre »Quarks & Co.« im WDR Fernsehen. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 41. S. 13-14.

König, Wolfgang: Mythen um den Volksempfänger : revisionistische Untersuchungen zur nationalsozialistischen Rundfunkpolitik. In: Technikgeschichte. Bd. 70. 2003. H. 2. S. 73-102.

Kommunikationsgeschichte in neuen EU-Ländern : Herausforderungen an die Wissenschaft : [Themenheft] / Erhard Busek u.a. T. 1. In: Medien & Zeit. Jg. 18. 2003. H. 3. S. 4-32.

Beiträge zur »Geschichte und Entwicklung, Theorie und Methodologie, Etablierung und Institutionalisierung sowie den Zukunftsperspektiven des in allen Fällen erst nach der »Wende« in dieser Form entstandenen Faches« Kommunikations-/Mediengeschichte in den neuen osteuropäischen EU-Ländern; Beiträge zur Lage des Faches in Ungarn, der Slowakei und Tschechien.

Kopf, Christine: Museumsprofil Deutsches Fernsehmuseum Wiesbaden. T. 1-3. In: epd medien. 2003. H. 72. S. 20-23, H. 73. S. 17-19, H. 74. S.21-24.

Kriminalfilme bei der DEFA : [3 Beiträge] / Michael Hanisch, Gerhard Bengsch, Inge Bennewitz. In: apropos: Film : das Jahrbuch der DEFA-Stiftung / hrsg.

- von der DEFA-Stiftung. Bd. 2. Berlin 2001. S. 194-260.
Unter Berücksichtigung der Fernsehkrimis, z.B. des »Polizeiruf 110«.
- Krug, Hans-Jürgen: Worüber, für wen, warum? CAT1, die Kunst und die Radiokritik. In: *epd medien*. 2003. H. 72. S. 7-10.
Kurzer Überblick über die Geschichte der deutschen Hörfunk(-Programm)-Kritik.
- Küchenmeister, Daniel, Detlef Nakath: Peter Bender zum 80. Geburtstag. In: *Deutschland-Archiv*. Jg. 36. 2003. H. 3. S. 379-381.
Der am 16. Juni 1923 in Berlin geborene Journalist war von 1961 bis 1970 als politischer Redakteur im Kölner Funkhaus des WDR tätig und wurde dann – bis zu seiner Pensionierung 1988 – Korrespondent des WDR in Berlin.
- Lampe, Gerhard: »Vier links – keins rechts« : 1968 und die politischen Fernsehmagazine. In: *Buch, Buchhandel und Rundfunk*. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 227-246.
Über die politischen Fernsehmagazine der ARD (»Panorama«/NDR, »Report« München/BR, »Report« Baden-Baden/SWF, »Monitor«/WDR) im Kontext der 68er Bewegung.
- Leder, Dietrich: Zwischen den Krisen : das Fernsehjahr 2002 in Bildern, Tönen und Begriffen. In: *Jahrbuch Fernsehen*. 2003. Marl u.a. 2003. S. 69-98.
- Lersch, Edgar: Netzwerk-Fehler. Eine mißglückte Tagung in Bonn. *Zeit-Fragen. Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich. Bestände und Zugänge. Symposium des Netzwerks Mediatheken bei der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn (7./8.10.2003)*. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 54. 2003. H. 10. S. 25-27.
- Lersch, Edgar: Zur Situation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. In: *Buch, Buchhandel und Rundfunk*. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 30-45.
Zur Situation des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in den 60er Jahren und in der Folge der 68er Bewegung.
- Mathes, Rainer, Wolfgang Donsbach: Rundfunk. In: *Publizistik, Massenkommunikation (Das Fischer Lexikon)* / hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried Schulz und Jürgen Wilke. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003. S. 546-596.
Auf Deutschland bezogene Darstellung. Darin: Entstehung des Rundfunks; Rundfunk im Dritten Reich; die Entstehung des Fernsehens; Öffentlich-rechtlicher Rundfunk nach 1945; Erstes Fernsehurteil und Gründung des ZDF; Struktur des öffentlich-rechtlichen Rundfunks; Wandel zum dualen Rundfunksystem; Struktur des privaten Rundfunks.
- Meyen, Michael, William Hillman: Communication needs and media change : the introduction of television in East and West Germany. In: *European journal of communication*. Vol. 18. 2003. Nr. 4. S. 455-476.
- Möller, Armin E.: Landfunke. Franz Winter sendete 1945 die frohe Botschaft vom »Fringsen«. Der langjährige Leiter des WDR-Landfunks ist kurz vor seinem 90. Geburtstag gestorben. In: *WDR print*. Nr. 331. 2003. S. 13.
- Motikat, Peter: Der Blick ins Weltall : das Fernsehteleskop des DDR-Fernsehens. In: *Info 7 : Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken*. Jg. 18. 2003. H. 2. S. 119-122.
Über die Weltraum- und Raumfahrtssendungen des DDR-Fernsehens.
- Motikat, Peter: Wie Fernsehen bildete – Ein Spartenprogramm zur Hauptsendezeit : (Fotos aus dem Deutschen Rundfunkarchiv). In: *Info 7 : Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken*. Jg. 18. 2003. H. 1. S. 45-47.
Über die Fernsehsendereihe »Wissenschaftler für Pädagogen«, die am 19. Oktober 1983 in der DDR startete und den Lehrern die Möglichkeit geben sollte, sich über die neusten Entwicklungen im Bereich der Naturwissenschaften zu informieren. Vergleich mit dem am 6. September gestarteten wöchentlichen Vormittagsjournal »Forum Pisa« des Deutschlandfunks.
- Müller, Susanne: 50 Jahre Kinderfernsehen – vom Kasperle zum Kinderkanal : oder wie sich Kindheit und Kinderkultur verändern. In: *ZDF Jahrbuch 2002*. Mainz 2003. S. 186-188.
- Mundwerksbursche. Klaus Jürgen Hallers Stimme war 37 Jahre ein Markenzeichen. Michael Franzke: Klaus Jürgen Haller kennt den Unterschied zum Showgewerbe. In: *WDR print*. Nr. 332. 2003. S. 12.
Hörfunk-Journalist, -Moderator und -Korrespondent des WDR.
- Neal, Steve: Pseudonyms, sapphire and salt: »un-American« contributions to television costume adventure series in the 1950s. In: *Historical journal of film, radio and television*. Vol. 23. 2003. Nr. 3. S. 245-257.
- Örnebring, Henrik: Televising the public sphere : forty years of current affairs debate programmes on Swedish television. In: *European journal of communication*. Vol. 18. 2003. Nr. 4. S. 501-527.
Über die Entwicklung der Fernsehdiskussionssendungen zu aktuellen Themen bis hin zur Popularisierung und Boulevardisierung in politischen Talkshows.
- Plog, Jobst: In der Region verwurzelt : der föderale Leistungsfaktor der ARD. In: *ARD-Jahrbuch*. Jg. 35. 2003. S. 11-16.
»Der föderale Leistungsfaktor der ARD ist gleichzeitig ein Geschenk der Westalliierten und eine der großen Errungenschaften der Nachkriegszeit. Wie kein anderes Rundfunksystem ist die ARD in der Region verankert, aber dennoch einer der erfolgreichsten Programmanbieter auch bundesweit – im Fernsehen wie im Radio.«
- Pöttker, Horst: Ulrich Pätzold 60 Jahre. In: *Publizistik*. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 475-476.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 20.8.1943).
- Püschel, Heinz: Zum ersten Entwurf des Gesetzes über das Urheberrecht der DDR. In: *UFITA : Archiv für Urheber- und Medienrecht*. 2003. Bd. 2. S. 441-486.
- Rossmann, Constanze, Annette Brandl, Hans-Bernd Brosius: Der Vielfalt eine zweite Chance? : eine Analyse der Angebotsstruktur öffentlich-rechtlicher und

- privater Fernsehsender in den Jahren 1955, 1998 und 2001. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 387-413.
- Rupps, Martin: Der lange Weg zum gemeinsamen Haus. Weshalb SDR und SWF doch noch zusammenfanden ... Ein Rückblick auf bewegte Zeiten. In: Doppelpfeil : das Unternehmensmagazin des Südwestrundfunks. 2003. H. 5. (Fünf Jahre Südwestrundfunk. Aspekte einer erfolgreichen Fusion). S. 12-16.
- Sandner, Wolfgang: Der amerikanische Soldatensender AFN und seine historische Mission : die Schlacht gewinnen mit Jazz und News und Rock'n Roll. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2003. H. 15/16. S. 56.
Zur Geschichte des in Deutschland stationierten amerikanischen Soldatensenders AFN Europe. (Aus: FAZ, 27.3.2003).
- Schaffrath, Michael: Politisierung, Professionalisierung und Ökonomisierung: Die Sportkultur der sechziger Jahre. In: Die Kultur der sechziger Jahre / hrsg. von Werner Faulstich. München 2003. S. 275-289.
TV-Sport und Kampf gegen die Sportwerbung; Sportsendezeit bei ARD und ZDF in den sechziger Jahren.
- Schausten, Bettina: Die Ersten des Tages : zehn Jahre ZDF-Morgenmagazin. In: ZDF Jahrbuch 2002. Mainz 2003. S. 94-96.
- Scheiner, Georganne: Would you like to be queen for a day? Finding and working class voice in American television of the 1950s. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 23. 2003. Nr. 4. S. 375-386.
Über die US-amerikanische Show »Queen for a Day« und ihre Bedeutung für die weibliche Arbeiter- und Mittelklassenschicht. Das Konzept der Sendung basierte auf einem Wettkampf der weiblichen Showkandidatinnen in Bezug auf das schlechteste Alltagsleben.
- Scherer, Helmut: Winfried Schulz 65 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 3. S. 341-342.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 11.8.1938).
- Schicha, Christian: Weltfestspiele '73 : das Fest als politische Ereignis-Inszenierung. In: ZfK – Zeitschrift für Kommunikationsökologie. Jg. 5. 2003. H. 2. S. 69-72.
Über die politische und mediale Inszenierung der Weltjugendfestspiele der DDR 1973.
- Schicha, Christian: Zum Tod eines »Medienökologen« : ein Nachruf auf Neil Postman. In: ZfK – Zeitschrift für Kommunikationsökologie. Jg. 5. 2003. H. 2. S. 72-73.
- Schmid-Ospach, Michael: Hans Abich †. Das Vorbild einer ganzen Branche. In: WDR print. Nr. 328. 2003. S. 15.
- Schneider, Irmela: Netzwerkgesellschaft. Hörspiel in Europa: Geschichte und Perspektiven. In: epd medien. 2003. H. 62. S. 5-10.
- Schünemann, Markus: Zur Glaubwürdigkeit der publizistischen Mittel in der Nachkriegszeit. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte : JbKG / hrsg. von Holger Böning, Arnulf Kutsch und Rudolf Stöber. Jg. 5. 2003. S. 109-140.
Die Beurteilung der Glaubwürdigkeit von Hörfunk und Presse in der frühen Nachkriegszeit.
- Schütz, Walter J.: Petra E. Dorsch-Jungsberger 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 3. S. 340-341.
Kommunikationswissenschaftlerin, geb. 4. 9. 1943.
- Schulz, Jürgen Michael: Kommunikationsfreiheit in der DDR : ein Lernprozess gegen die Macht. In: Die Kommunikationsfreiheit der Gesellschaft : die demokratischen Funktionen eines Grundrechts / hrsg. von Wolfgang R. Langenbacher. Wiesbaden 2003. S. 163-188.
- Schulz, Winfried: Hans Mathias Kepplinger 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 2. S. 210-211.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 20.5.1943).
- Schulz, Winfried: Nachricht. In: Publizistik, Massenkommunikation (Das Fischer Lexikon) / hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried Schulz und Jürgen Wilke. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003. S. 328-362.
Geschichte; Frühe staatliche und interne Nachrichtensysteme; Entstehung des öffentlichen Nachrichtensystems; das gegenwärtige Weltnachrichtensystem; Agenturen und Dienste in Deutschland.
- Schwarzkopf, Dietrich: Auf der Suche nach der Gegenmacht : antiautoritäre Modelle der Rundfunkverfassung. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 69-82.
Über Reformen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk der 60er Jahre: Rundfunkverfassung, Rundfunkgesetze, Statutenbewegung, innere Rundfunkfreiheit und Mitbestimmung.
- Schwarzkopf, Dietrich: Eine Woge der Trauer. Zum Tod von Hans Abich. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 30. S. 3-5.
- Seeßlen, Georg: Faschismus, Krieg und Holocaust im deutschen Nachkriegsfilm. In: apropos : Film : das Jahrbuch der DEFA-Stiftung / hrsg. von der DEFA-Stiftung. Bd. 1. Berlin 2000. S. 254-288.
Mit einem Exkurs: Fernsehen und Kino.
- Siegfried, Detlef: Draht zum Westen : populäre Jugendkultur in den Medien 1963 bis 1971. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Folgen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 83-109.
Am Beispiel vor allem des »Beat-Club« (Radio Bremen, 1965) und seiner Epigonen in anderen Sendern in den 60er Jahren.
- Simon, Steffen: Football's coming home : wieder Bundesliga-Fußball in der »Sportschau«. In: ARD-Jahrbuch. Jg. 35. 2003. S. 102-107.
Die gute alte »Sportschau«: die 60er und 70er Jahre; Kommerzielle Konkurrenz; explodierende Lizenzkosten: die 80er und 90er Jahre.
- Spies, Ulrich: Der Preis der Aufklärung : der Name von Adolf Grimme steht für vorbildhafte Fernsehkultur. In: Journalismus mit Bodenhaftung : Annäherungen an das Publikum / hrsg. von Lars Rinsdorf, Bernd Weber, Falk Wellmann und Petra Werner. Münster 2003. S. 259-270.
Adolf Grimme; Aufklärung durch Rundfunk; Erwachsenenbildung im Nachkriegsdeutschland; Bert Donnepp; Fernsehkritik als Teildisziplin von Medienkritik; Mainzer Tage der Fernsehkritik; Adolf-Grimme-Preis für Fernsehkultur.

- Steinmaurer, Thomas: Michael Schmolke, Universität Salzburg. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 2. S. 215-216.
Zur Emeritierung des Kommunikationswissenschaftlers (geb. 13.2.1934).
- Striegler, Chris: Von »Zarah Diva« bis »Bio's Bahnhof« : Unterhaltungsmusik im NWDR/WDR-Fernsehen. In: Von Trizonesien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nordrhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Münster 2003. S. 325-335.
- Studnitz, Cecilia von: Ist die Wirklichkeit Fiktion oder ist die Fiktion Wirklichkeit? Gedanken zum Bild des Journalisten in der Literatur. In: Literatur und Journalismus : Theorie, Kontexte, Fallstudien / hrsg. von Bernd Blöbaum und Stefan Neuhaus. Wiesbaden 2003. S. 73-89.
Erste Berufsbildtypen (bis ca. 1918); Moderne Berufsbildtypen (1919 - 1979).
- Thamm, Michael: Regionalfürst. In: WDR print. Nr. 330. 2003. S. 6.
Nachruf auf Werner Höcker (30. 5. 1924 - 9. 9. 2003), von 1956 - 1989 Leiter des (Ost-Westfalen-)Büros bzw. Studios des WDR in Bielefeld.
- Thierse, Wolfgang: Demokratie und Gedächtnis : das Rundfunkarchiv Babelsberg. In: Die medialisierte Gesellschaft : Beiträge zur Rolle der Medien in der Demokratie / hrsg. von Dieter Wiedemann und Jürgen Lauffer. Bielefeld 2003. S. 34-40.
Über die Bedeutung des Deutschen Rundfunkarchivs, Standort Potsdam, für die Erinnerung an die gesellschaftliche Bedeutung der DDR-Medien und die Sammlung und Erschließung ihrer Inhalte als historische Quellen.
- Thomaß, Barbara: Hans J. Kleinsteuber 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 2. S. 211-212.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 5.6.1943).
- Thorbrietz, Petra: Der Mann, der die glatzköpfige Felsenkrähe jagte. In: Greenpeace Magazin 2003. H. 4. S. 8-9.
Porträt des britischen Tierfilmers David Attenborough, Autor erfolgreicher Serien wie »Zoo Quest« und »Die Erde lebt« für die Naturfilmabteilung der BBC, bei der er 40 Jahre Mitarbeiter war.
- Thull, Martin: Wie es ist. Zum Tod von Klaus Brüne. Eine Persönlichkeit der katholischen Medienpublizistik. In: Funkkorrespondenz. 2003. H. 33. S. 3.
Nachruf auf den katholischen Publizisten. Mit e. Beitr.: Klaus Brüne gestorben (S. 27). Klaus Brüne (12.12.1920 - 2.8.2003) war 1947 Gründer und bis 1962 Redaktionsleiter der Zeitschrift »Filmdienst« des Katholischen Instituts für Medieninformation, 1963 bis 1985 Mitbegründer bzw. Leiter der ZDF-Spielfilmredaktion.
- Trebbe, Joachim: Lutz Erbring 65 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 2. S. 212-213.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 26.5.1938).
- Viehoff, Reinhold: Zu einer Programmgeschichte des Fernsehens der DDR : die DFG-Forschergruppe an den Universitäten Leipzig, Halle, HU Berlin und an der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf, Potsdam-Babelsberg. In: Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte : JbKG / hrsg. von Holger Böning, Arnulf Kutsch und Rudolf Stöber. Jg. 5. 2003. S. 195-218.
- Vollberg, Andreas: Lebensfunke der Hörfunk-Ära : Unterhaltungsmusik im NRW-Nachkriegsradio. In: Von Trizonesien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nordrhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Münster 2003. S. 305-324.
- Vollberg, Andreas: Verklungenes Nachkriegs-Vineta am Rheinufer : Unterhaltungssorchester und Instrumentalensembles im Kölner NWDR/WDR. In: Von Trizonesien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nordrhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Münster 2003. S. 41-73.
- Vollberg, Susanne: Happy Birthday logo! 15 Jahre Nachrichten für Kinder. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 9. S. 11-12.
- Vollberg, Susanne: Der lange Weg zum bunten Bild. Planung und Realisation des II. DFF-Programms. T. 1-2. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 7. S. 19-22, H. 8. S. 17-20.
Über den Beginn des Farbfernsehens in der DDR mit dem Start des zweiten Programms des Deutschen Fernsehfunks am 3. Oktober 1969.
- Wagner, Hans-Ulrich: Von Köln aus in die Welt. Über Gerd Ruges erste Jahre beim NWDR. In: WDR print. Nr. 328. 2003. S. 13.
- Weber, Petra: Sensationsreporter, Bürokraten und Karrierefrauen : das Journalistenbild in der westdeutschen Gegenwartsliteratur. In: Journalismus mit Bodenhaftung : Annäherungen an das Publikum / hrsg. von Lars Rinsdorf, Bernd Weber, Falk Wellmann und Petra Werner. Münster 2003. S. 211-226.
»Vor allem die Romane von Martin Walser und Johannes Mario Simmel geben einen guten Überblick über den Wandel des journalistischen Berufsbildes zwischen 1945 und 1995.«
- Welker, Martin: Margot Berghaus 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 2. S. 209-210.
Kommunikationswissenschaftlerin (geb. 1943).
- Werner, Petra: Günther Rager 60 Jahre. In: Publizistik. Jg. 48. 2003. H. 4. S. 476-477.
Kommunikationswissenschaftler (geb. 11.5.1943).
- Wiedemann, Dieter: Kinderfernsehen zwischen Innovation und Erstarrung. Notizen zum Kinderfernsehen in der DDR. T. 1. In: Fernseh-Informationen. Jg. 54. 2003. H. 12. S. 25-29.
Zur gesellschaftlichen Einordnung des Kinderfernsehens in der DDR.
- Wilke, Jürgen: Medien DDR. In: Publizistik, Massenkommunikation (Das Fischer Lexikon) / hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann, Winfried Schulz und Jürgen Wilke. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2003. S. 214-240.
Grundlagen; Presse; Rundfunk; Nachrichtenwesen; Film; Von der Wende zur deutschen Einheit; Nach der Transformation.
- Wrage, Henning: The truth is out there : die Medien-geschichte der DDR am Beispiel des Phantastischen. In: Mediale Wirklichkeiten : Dokumentation des 15. Film- und Fernsehwissenschaftlichen Kolloquiums Universität Paderborn, März 2002 / hrsg. von Andrea Nolte. Marburg 2003. S. 76-85.
- Würffel, Stefan Bodo: Ausnahmezustände und Ausnahmezustände: Das »Neue Hörspiel«. In: Buch, Buchhandel und Rundfunk. Bd. 3. 1968 und die Fol-

gen / hrsg. von Monika Estermann und Edgar Lersch. Wiesbaden 2003. S. 213-226.

Zimmermann, Christoph: Die Operette – lebt oder verkümmert sie? Ein Blick auf Vergangenes und Gegenwärtiges – NRW und der WDR. In: Von Trizone-sien zur Starlight-Ära : Unterhaltungsmusik in Nord-rhein-Westfalen / hrsg. von Andreas Vollberg. Mün-ster 2003. S. 75-86.

Abseits der Theaterbretter: Fernsehen, Schallplatte und früher Rundfunk; der Dirigent Franz Marszalek – Stationen eines Operetten-Spezialisten und seine Ära am Kölner Sender; Operette im WDR nach Marszalek – Cremer, Geese, Froschauer; Marszaleks Produktionen – Werke, Interpreten, Hintergründe.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Die deutsche Fernsehfamilie und
ihr Programm
Jahrestagung 2004 des Studienkreises
in Erfurt

In diesem Jahr trafen sich die Mitglieder des Studienkreises Rundfunk und Geschichte am 1. und 2. April in Erfurt, um über die deutsche Fernsehfamilie vor und hinter dem Bildschirm zu diskutieren. Gastgeber waren das MDR-Landesfunkhaus Thüringen und der Kinderkanal (KI.KA), die gleichzeitig die Gelegenheit nutzten, um sich vorzustellen. So sprach etwa Werner Dieste (MDR Erfurt) über die Literatursendung »Weimarer Salon«, die im Foyer des Landesfunkhauses produziert wird. Matthias Gehler (MDR-Erfurt) hielt einen Vortrag über die musikalische Neu-Positionierung von MDR 1 - Radio Thüringen. Im Rahmen des Kaminabends diskutierten Werner Dieste und Frank Beckmann (KI.KA) mit Werner Lange (SWOK-Medienbüro Leipzig) über die Perspektiven des Medienstandortes Erfurt. Nicht weiter überraschend mündeten die sich jeweils anschließenden Diskussionen in die Frage, welche Möglichkeiten öffentlich-rechtliche in der Konkurrenz zu privatkommerziellen Programmanbietern haben.

Um die deutsche Familie ging es nicht nur in Bezug auf die Bildschirmmedien. So sprach Isa Schikorsky (Jury Deutscher Jugendliteraturpreis) in der Fachgruppe Literatur über »Kinderbücher für die ganze Familie«. Zu beobachten sei, so Schikorsky, dass die Grenzen zwischen Kinder- und Erwachsenenliteratur immer fließender werden und immer mehr Kinderliteratur gleichzeitig Erwachsenenliteratur sei. Büchern wie »Harry Potter« oder »Sofies Welt« sei es gelungen, Kindern und Eltern gemeinsame mediale Erlebnisse zu ermöglichen. Diese fließenden Grenzen machte Schikorsky auch filmanalytisch am Beispiel der Kinderbuchverfilmung »Das Sams« aus, die sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen ihr Publikum fand. In der anschließenden Diskussion konnte allerdings nicht geklärt werden, welche Mechanismen hinter diesen Veränderungen auf dem Bücher- und Kinomarkt stecken.

Wie sich das Fernsehen in den Wandel der Familie einfügt, versuchte Burkhardt Fuhs (Erfurt) aufzuzeigen und eröffnete damit den zweiten Tag der Jahrestagung. Er konstatierte, dass sich das »Familienmitglied Fernsehen« vor allem in den allgemeinen Vorstellungen von »Familie« wiederfinde. So wirkten die zahlreichen

Darstellungen von Familien im Fernsehen sowohl an idealisierten Bildern von »Familie« als auch an Mythen von der »zerfallenden Familie« mit. Entgegen allen negativen Einschätzungen der deutschen Familie konnte Fuhs auf der Basis von Forschungsergebnissen zeigen, dass der größte Teil der Bevölkerung auch noch heute in »geordneten Verhältnissen« lebt. Von dieser entmythisierenden Empirie hätte sich der Zuhörer allerdings noch mehr gewünscht. So blieb offen, wie die deutsche Fernsehfamilie aussieht und was sie ausmacht.

Auf der Suche nach der Fernsehfamilie und Familienfernsehen wurde dann zunächst der Blick zurück gewagt. Susanne Müller (ZDF) referierte über das Familien- und Kinderprogramm der 60er, 70er und 80er Jahre, die Idee und Gründung des KI.KA durch ARD und ZDF. Sie sprach über den Erfolg des gemeinsamen Spartenprogramms, aber auch über Schwierigkeiten der großen Sendeanstalten, Kinder wieder beständig an ihr Programm zu binden.

Dass in der DDR das Kinderprogramm schon sehr früh unabhängig vom Familienprogramm existierte und viel stärker im Gesamtprogramm vertreten war, zeigten Mitglieder der DFG-Forschungsgruppe »Programmgeschichte des DDR-Fernsehens – komparativ«. Dieter Wiedemann und Falk Tennert (Potsdam) stellten mit den Ergebnissen ihrer Programmstrukturanalyse für die Jahre von 1957 bis 1991 gleichzeitig ein Stück Programmgeschichte vor. Ihr Vortrag führte im Publikum unweigerlich zu der Frage, wie das Familienprogramm in der DDR gestaltet war. Sie wurde von Reinhold Viehoff und Sebastian Pfau (Halle), ebenfalls der DFG-Forschungsgruppe angehörend, beantwortet. In den Mittelpunkt ihres Vortrages zu den Familienserien im DDR-Fernsehen stellten sie das Leitbild der Familie. Die Erkenntnis des Projektes: Während der familiäre Alltag der DDR eher traditionell organisiert wurde und die Hauptbelastung bei der Frau lag, war das mediale Bild der Familie stärker von emanzipatorischen Vorstellungen und von der Gleichstellung zwischen Mann und Frau geprägt.

Zurück zur Familie von heute ging es dann mit dem Vortrag von Claudia Schmidt (Leipzig), die über die Darstellung von Jugendlichen in den Vorabendserien »Berlin Berlin«, »Verdammt verliebt« und »Sternenfänger« sprach. Anschließend referierte Marco Kirchhof (KI.KA) über Möglichkeiten und Zwänge bei der Produktion von Kinderprogrammen am Beispiel des Kinder-

kanals am Standort Erfurt. So wurde dem Publikum zum wiederholten Mal versichert, dass es mit seinen Rundfunkgebühren nur jeweils 16 Cent an den KI.KA abtrete.

Über das Nutzungsverhalten der deutschen Fernsehfamilie informierten Gerlinde Frey-Vor (MDR) und Gerlinde Schumacher (ZDF). Ein Ergebnis: Nur 40 Prozent der von Kindern gesehenen Sendungen sind auch Sendungen für Kinder. Zu einem erheblichen Teil nutzen Kinder das Programm für Erwachsene. Ob sich in diesem Nutzungsverhalten die deutsche Fernsehfamilie vergegenwärtigt oder diese Programmsegmente das Familienfernsehen bilden, wurde allerdings nicht weiter verfolgt. So thematisierte die Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte weniger die Familie von heute als nur Teile von ihr, vor allem die Kinder. Wie, wann und zu welchem Programm sich die deutsche Fernsehfamilie heute konstituiert, konnte bis zum letzten Vortrag, einschließlich der Abschlussdiskussion, nicht geklärt werden.

Claudia Kusebauch, Halle

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neue CDs mit Tonaufnahmen aus dem DRA

Von Pan-Europa zur Europäischen Union
Tondokumente 1934 - 2002
Audio-CD Nr. 29, 2003

In 25 Original-Tonaufnahmen werden wichtige Momente der Einigung Europas vorgestellt, von der Pan-Europa-Bewegung Graf Coudenhove-Kalergis in den 30er Jahren über den Schuman-Plan und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (1957) bis zum Kopenhagener Gipfel der Europäischen Union Ende 2002.

Bedeutende Europäer der ersten Stunde kommen zu Wort: Robert Schuman, der französische Außenminister, der italienische Ministerpräsident Alcide de Gasperi und Jean Monnet, Präsident der Hohen Behörde der Montanunion und erster »Ehrenbürger Europas«. Der ehemalige britische Premier Winston Churchill und der französische Staatspräsident Charles de Gaulle sowie die Bundeskanzler Konrad Adenauer, Willy Brandt, Helmut Schmidt, Helmut Kohl und nicht zuletzt Gerhard Schröder äußern sich zu wichtigen Ereignissen und Wendepunkten, die die allmähliche Einigung Europas als eine Folge der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs vorangbracht haben.

Der Kaiser kommt – der Kaiser geht
Tondokumente 1900 - 1918
Audio-CD Nr. 30, 2003

Im Deutschen Kaiserreich gab es natürlich weder Radio noch Fernsehen, wohl aber die Möglichkeit der Tonaufzeichnung auf Edisonwalzen und Schallplatten. In 30 Tondokumenten wird die Zeitspanne von 1900 bis zum 9. November 1918 – dem Tag der Ausrufung der Republik – zum Sprechen gebracht: Von der sehr persönlichen Aussage Kaiser Wilhelms II. im Jahre 1904 (»Hart sein im Schmerz...«) und seinem historischen »Aufruf an das deutsche Volk« zu Beginn des Krieges im August 1914 und Ansprachen führender Militärs (Hindenburg und Admiral Tirpitz), Politiker (Reichskanzler Bethmann-Holweg und Scheidemann) sowie Wissenschaftler (Emil Fischer und Lujo Brentano) finden wichtige Stimmen insbesondere aus der Zeit des Ersten Weltkriegs ihren spezifischen Ausdruck.

Zahlreiche Hörbilder – in mancher Hinsicht Vorläufer der heutigen Hörspiele – zeichnen akustisch wichtige Ereignisse im Studio phantasiereich nach, so den Kampf gegen die aufständischen

Hereros in Deutsch-Südwestafrika (1904/5), den Untergang der Titanic (1912), die Mobilmachung (1. August 1914) und die Erstürmung von Lüttich (7. August 1914) – so wie sie sich wirklich ereignet haben oder hätten ereignen können.

Der Klang der 20er Jahre
Reden, Rezitationen, Reportagen
1920 - 1930
Audio-CD Nr. 31, 2003

Der Klang der 20er Jahre ist ein vielstimmiger. Er setzt sich zusammen aus Rezitationen, welche dem Zeitgeschmack entsprechend zumeist mit viel Pathos vorgetragen werden, aus politischen Reden, die Geschichte lebendig werden lassen, und aus Reportagen, die vom Tagesgeschehen künden. Es ist das Jahrzehnt, in dem die akustischen Medien – der Rundfunk und die Grammophonplatte – ihren Siegeszug antraten. Aus dem reichhaltigen Fundus sind 25 Original-Tondokumente ausgewählt worden, die einen Eindruck vom Zeitgeist dieser Jahre und von den sich entwickelnden technischen Möglichkeiten vermitteln.

Namhafte Schauspieler wie Alexander Moissi oder Tilla Durieux sind ebenso zu hören wie die bekannten Rundfunkreporter Alfred Braun und Paul Laven oder die Stimmen von Politikern wie Reichsaußenminister Gustav Stresemann zur Reichstagswahl 1928 oder der Frauenrechtlerin Gertrud Bäumer. Auch wird der Hörer Ohrenzeuge einer der ersten »Talk-Runden« im Rundfunk. Von der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der gesprochenen Sprache zeugen Beiträge von Theodor Siebs oder Friedrichkarl Rodemeyer.

Hermann Kasack und der Rundfunk
Literatur als Hörerlebnis
Audio-CD Nr. 32, 2004

Der Potsdamer Schriftsteller Hermann Kasack (1896-1966) war einer der Pioniere der Literaturvermittlung im deutschen Rundfunk. In der Weimarer Republik verfasste er über 100 Radio-Sendungen, darunter Schriftstellerporträts und Hörspiele. In der NS-Zeit zum Schweigen verurteilt, beteiligte er sich nach dem Krieg mit weiteren Sendungen an der Radiolandschaft im Berlin der Nachkriegszeit, bevor er 1949 nach Stuttgart übersiedelte. Nur von wenigen dieser Rundfunkarbeiten sind Tondokumente überliefert.

Es werden die Hörspiele »Der Ruf« und »Eine Stimme von Tausend« (beide 1932) publiziert sowie ein sechsminütiger Beitrag über Bertolt Brecht von 1946, der als verschollen galt und erst kürzlich wiederaufgefunden wurde.

In einem 36seitigen Booklet werden Entstehungszusammenhänge und Anliegen der Kasackschen Radioaktivitäten geschildert, wobei die bisher kaum beachteten Rundfunkarbeiten nach dem Krieg einen Schwerpunkt bilden. Eine Übersicht informiert darüber hinaus in dokumentarischer Form über alle Sendungen von Hermann Kasack von 1925 bis 1950.

DRA

Pablo Neruda (1904 - 1973)

Ein Hinweisdienst mit O-Tönen auf CD

Erstmals hat die Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv einen Hinweisdienst in der Kombination von CD und Text-Dokumentation herausgebracht. Er will an den 100. Geburtstag des chilenischen Literatur-Nobelpreisträgers Pablo Neruda am 12. Juli 2004 erinnern. 19 Takes enthält die CD, in denen Neruda in seiner spanischen Muttersprache selbst zu hören ist, ins Deutsche übertragene Texte von Sprechern verlesen werden, deutschsprachige Schriftstellerkollegen sich über ihn äußern oder Berichte über Veranstaltungen mit Neruda in der DDR bzw. in seiner chilenischen Heimat präsentiert werden. Weit über 100 Aufnahmen zu Pablo Neruda, aufbewahrt in den Hörfunk- und Fernsehbeständen des DRA in Babelsberg, werden im Hinweisdienst dokumentiert – von der Dichterlesung, über Gesprächsaufzeichnungen und Hörspielen bis zu musikalischen Widmungen. Fotos und Faksimiles lockern das 48seitige Booklet auf, das durch drei Register (der in den Sendungen verwendeten Werke des Geehrten, Personen sowie Theater, Musikgruppen und Klangkörper) ergänzt wird.

Die vorgestellten Tondokumente spiegeln in einer kleinen Auswahl das wider, was Hörer des DDR-Rundfunks in vier Jahrzehnten von und über Pablo Neruda erfahren konnten. Viele Aufnahmen mit ihm und über ihn vornehmlich der 50er Jahre sind aber leider nicht mehr vorhanden.

DRA